<36607836160013

<36607836160013

Bayer. Staatsbibliothek

F, O

Acad. 84(1

A. Kunzer. sc.

Geschichte
der königlichen Akademie
der schönen Wissenschaften
zu Paris,
darinnen zugleich
unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künsten, gelehrten Sprachen, und Alterthümern, enthalten sind.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Mit
einer Vorrede ans Licht gestellet
von

Johann Christoph Gottscheden, P. P. O.
der königl. preuß. wie auch der bononischen Akademie
der Wissenschaften Mitgliede.

Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächsis. allergn. Freyheit.

Leipzig 1749
verlegts Johann Paul Krauß,
Buchhändler in Wien.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Der

Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürstinn und Frau,

Frau

Marien Theresien,

Römischen Kaiserinn,

Königinn in Ungarn, Böheim, Dalmatien,

Croatien und Sclavonien ꝛc. ꝛc.

Erzherzoginn zu Oesterreich, Herzoginn zu Burgund, und Markgräfinn zu Mähren,

Herzoginn zu Lützelburg, in Schlesien, zu Braband,

Mayland, Steyer, Kärnthen, Crain, auch Würtemberg und Teck,

Fürstinn zu Schwaben, Markgräfinn in der Ober- und Niederlausitz,

gefürsteten Gräfinn zu Habspurg, Tyrol, Pfierd,

Kyburg und Görz,

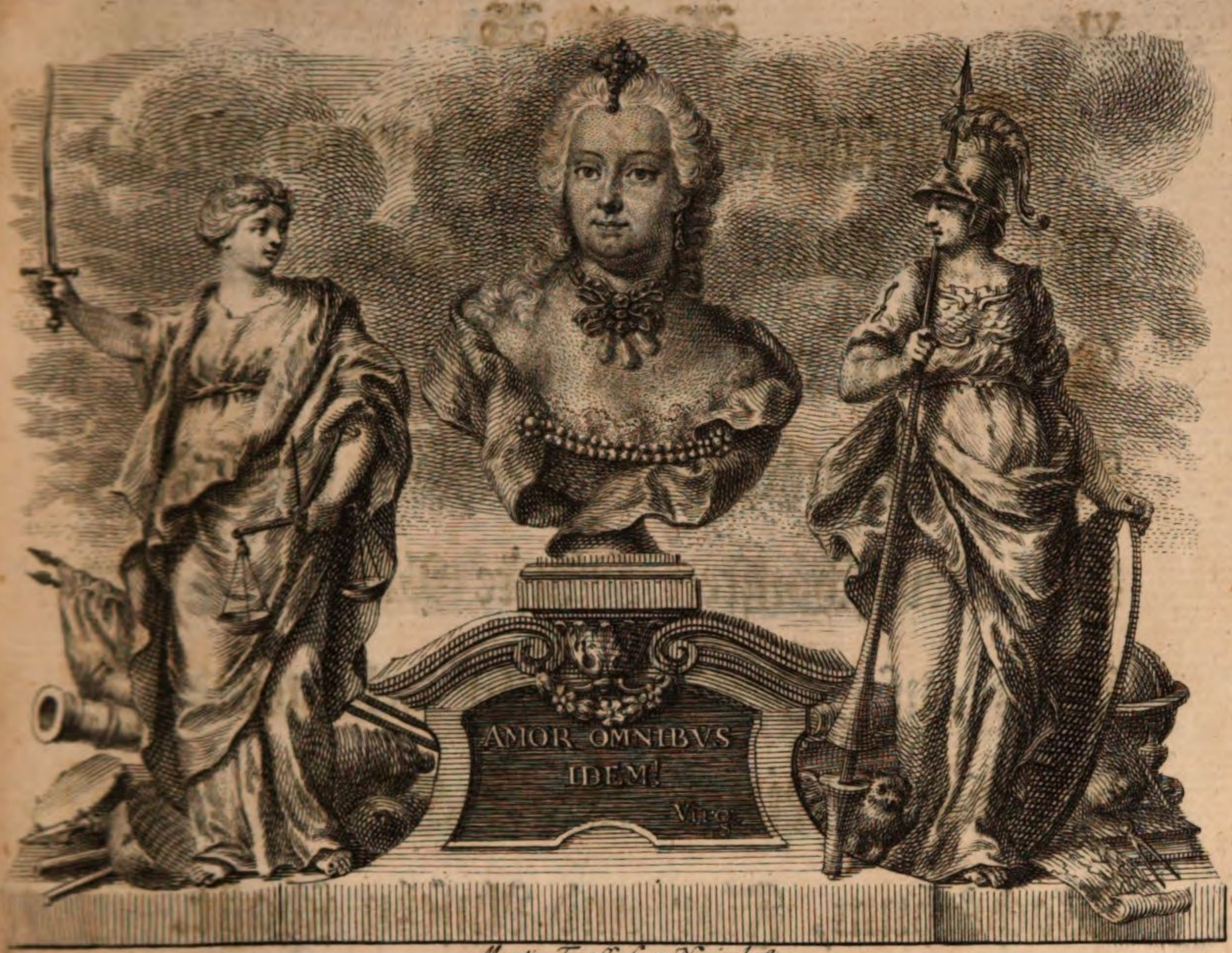
Landgräfinn im Elsaß, des H. R. R. Markgräfinn ob der Ens, und zu Burgau,

Frau auf der Wendischen Mark, zu Portenau, und Salins,

Herzoginn zu Lothringen und Bar, Großherzoginn

zu Toscana ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Meiner allergnädigsten Kaiserinn, Königinn, und Frau.



Martin Tyroff fec. Norimbg.

Kaiserinn, voll aller Pracht,
Die aus Menschen Götter macht;
Königinn erhabner Frauen!
Schmuck der Zeit und deutschen Welt!
Höchste Frau! Wenn Dirs gefällt
Fremden Witz und Fleiß zu schauen;
O so zürn auch itzo nicht,
Daß ein Fremdling mit Dir spricht.

Deutschland thut durch meinen Mund
Itzt sein Glück Europen kund,
Das allein von Dir entspringet;
Weil ihm, nächst der Freyheit Schutz,
Auch der schönsten Künste Putz
Bloß auf Deinen Wink gelinget:
Da ihm Deiner Gnade Kraft
Wachsthum, Flor und Ansehn schafft.

Freylich kann der Waffen Blitz,
Schwerter, Lanzen und Geschütz,
Die erschrockne Welt betäuben:
Ganzen Völkern fällt der Muth,
Vor Bellonens Mord und Wuth,
Die der Erden Abscheu bleiben;
Außer, wenn ein wahrer Held
Staat und Gränzen sicher stellt.

Aber Wissenschaft und Kunst
Kamen von des Himmels Gunst,
Die verheerte Welt zu schmücken.
Geist und Witz ziert Stadt und Land,
Wenn der wirkende Verstand
Rauhe Völker darf beglücken:
Dann entweicht das Mordgeschrey
Der verhaßten Barbarey.

Wodurch konnte sich Athen,
Asien zu Trotz, erhöhn,
Als durch stiller Musen Werke?
Woher zog der Tyberstrom
Und der Erden Kleinod, Rom,
Aller seiner Wunder Stärke?
Anfangs zwar durch Krieg und Macht;
Schöner durch der Künste Pracht.

Auch der kühnen Deutschen Schwert
Hat die halbe Welt verheert,
Ja der Römer Reich verschlungen.
Ihrer strengen Tapferkeit
War kein Land zu stark und weit,
Ganz Europa ward bezwungen:
Bis nach überwundner Welt,
Witz und Kunst sich eingestellt.

Hier nun stieg des Reiches Flor
Ungleich stärker, als zuvor,
Da nur wilde Waffen fochten.
Hier hat sich der Deutschen Hand,
Durch Erkenntniß und Verstand,
Einen edlern Kranz geflochten;
Als ein roher Kriegesmann
Sich im Streit erwerben kann.

 Kai=

Kaiserinn! Dein eignes Haus
Theilte selbst die Lorbern aus,
Die der Künste Meister schmückten.
Oesterreich vergalt die Müh
Der erhabnen Poesie,
Als dem Celtes Kränze glückten:
Als den edlen Theuerdank
Pfinzings Heldenlied besang.

Carl und Maximilian
Haben hier ein Werk gethan,
Das schon Rudolph abgezielet,
Rudolph, der den Grund gelegt,
Daß noch Habspurg Kronen trägt,
Und den Zeiten vorgespielet;
Wo Theresia allein
Größer kann, als alle seyn.

Gleichwohl lag der Sprache Werth,
Der sich Kaiser hold erklärt,
Damals fast noch in der Wiegen:
Und so hoch auch seit der Zeit,
Einsicht und Gelehrsamkeit
In Germanien gestiegen:
So gesteht man zweifelsfrey,
Daß dieß Oestreichs Wohlthat sey.

Unter Dir, erhabne Frau!
Wird Minervens Hand den Bau
Ihres Tempels fester gründen.
Phöbus selbst erblickt in Wien,
Daß Melpomenens Bemühn
Schutz und Beyfall könne finden.
Und wer macht ihm ferner Muth,
Wenn es Deine Hand nicht thut?

Deine Hand, o Kaiserinn!
Deren himmelhoher Sinn
Reich und Freyheit standhaft schützet:
Die der Nachbarn Stolz bekämpft,
Und der Herrschsucht Triebe dämpft,
Doch zugleich die Künste stützet:
Dir, Du Schmuck von Oesterreich,
Schätzt die Nachwelt keine gleich.

Auch der schönsten Künste Flor
Steiget unter Dir empor,
Wird fast täglich mehr erhoben.
Was beym zweyten Ferdinand
Opitz sonst für Gnade fand,
Durch der edlen Dichtkunst Proben;
Das erhält nun unter Dir,
Wahrlich, doppelt größre Zier.

Wie lange mußte sie
Sonst, mit halb verlohrner Müh,
Sich in fremden Sprachen zeigen!
Wälsch und gallisch zu verstehn,
Dünkte sonst den Großen schön:
Deutsch blieb nur dem Pöbel eigen.
Gleichwohl ist dir, deutsches Reich!
Sonst kein Reich auf Erden gleich.

Deutscher Witz! bist du so schwach?
Welchem Volke giebst du nach,
Das den Künsten hold gewesen?
Griech und Römer gieng voran:
Deutschland folgt, so frisch es kann,
Giebt der Welt manch Werk zu lesen;
Das dereinst die späte Welt
Gar für griechsch und römisch hält.

Große

Große Frau! auf Dein Geheiß,
Wird der freyen Künste Preiß,
Noch zum höchsten Gipfel steigen.
Liebt Dein Hof ein deutsches Spiel,
Winkst Du selber, o wie viel
Wird der Witz noch Früchte zeigen!
Was bisher noch unreif war,
Stellt sich künftig reifer dar.

Selbst dieß Opfer, Lust der Zeit!
Das die Unterthänigkeit
Zitternd Dir zu Füßen leget:
Selbst dieß Lied, das Deinen Ruhm,
Im geschützten Kaiserthum,
Bis auf späte Zeiten träget;
Beut nun unter Deinem Schutz
Allen fremden Musen Trutz.

Dießmal preis' ich nicht den Schluß,
Den die Welt bewundern muß,
Zeitig auf den Krieg zu sinnen.
Klüglich in Bereitschaft stehn,
Stündlich in das Feld zu gehn;
O! das heißt den Ruhm gewinnen,
Den sich Pallas beygelegt,
Die stets Schild und Lanze trägt.

Auch erschallt hier nicht das Lob,
Das noch niemand recht erhob,
Wie Du selbst das Ruder lenkest;
Wie Du Recht und Handel liebst,
Beyden neue Regeln giebst,
Beyden neue Kräfte schenkest;
So, daß sich Dein Unterthan
Lauter Heil versprechen kann.

Künftig wird der Musen Fleiß
Deinen himmelhohen Preis,
In gestärkten Tönen singen:
Um die Weisheit Deines Raths,
Zur Beschützung Deines Staats,
Auf ein ewig Blatt zu bringen;
Das, weil es Dein Ruhm erfüllt,
Künftig für ein Muster gilt.

Freund, und Feind, und Unterthan,
Sehn es für ein Wunder an,
Daß Dein Thron und Reich bestanden.
Recht und Großmuth krönten Dich;
Selbst der Himmel zeigte sich
Als den Schutz von Deinen Landen;
Hieß die Habsucht hinterm Rhein
Armer Völker Geißel seyn.

Möchte doch des Himmels Schluß
Dir den völligen Genuß
Deiner hohen Tugend schenken!
Möchte doch der Zwietracht Wuth,
Und der Kriegesfackeln Glut,
Sich ins tiefste Meer versenken!
So wird Wien und Oesterreich
Auch an Kunst und Wissen reich.

Möchte doch Prinz Josephs Sinn
Deinen Geist, o Kaiserinn!
Deinen edlen Trieb behalten!
Möcht Er doch der Künste Schutz,
Wilder Barbarey zu Trutz,
Als ein Musaget verwalten;
Sich daheim den Musen weihn,
Und im Felde schrecklich seyn!

Auch Franciscus, Dein Gemahl,
Dem des Reiches freye Wahl
Kaiserthum und Macht gegeben;
Müsse sich, zur Lust der Zeit,
Deren Heil Er sich geweiht,
Täglich mehr und mehr erheben!
Dann, so werden, höchstes Paar,
Aller Deutschen Wünsche wahr.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen
Majestät

Kaiser Karls Bad
in Böhmen,
Im August 1749.

allerunterthänigster
allergehorsamster Knecht
Gottsched.

Vorbericht.

Geneigter Leser,

enn du die freyen Künste, und schönen Wissenschaften nur einigermaßen liebst, so wirst du es mir Dank wissen, daß ich dir hiermit den 1 Band der so betitelten Histoire de l' Academie Royale des Inscriptions et des belles Lettres, in deutscher Sprache liefere. Es enthält diese, nebst denen damit verbundenen Memoires derselben Akademie, einen rechten Schatz der angenehmsten Gelehrsamkeit. Alles, was das griechische und lateinische Alterthum; die ägyptischen, phönizischen, karthaginensischen, hetrurischen und pelasgischen Ueberbleibsel, ja so gar die alten gallischen Denkmäler, merkwürdiges und nachdenkliches in sich fassen; alles, was in den Schriften

der

der alten Dichter und Geschichtschreiber schweres, in alten Münzen und Aufschriften sinnreiches, und in Gebäuden, Bildseulen, und halberhobenen Schnitzwerken tiefsinniges anzutreffen ist; das wird in diesem Werke zulänglich erkläret, erläutert, oder doch auf eine zulängliche Art beschrieben. Kurz, wer das gelehrte Alterthum kennen zu lernen, und daraus eine der angenehmsten Arten der Wissenschaft zu fassen begierig ist, der wird hier eine völlige Beruhigung seines gelehrten Hungers antreffen.

Da also dieses Werk in so mancherley Absichten nützlich und angenehm seyn kann; und unsere Landesleute seit einiger Zeit nur gar zu geneigt gewesen sind, die Schriften unserer Nachbarn zu übersetzen: so hat es mich seit einiger Zeit sehr Wunder genommen, warum sich noch niemand, an diese Geschichte der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften gemacht hat. Ein Werk von dieser Art, würde sonder Zweifel ungleich mehr Nutzen geschaffet haben, als eine Menge abgeschmackter Romane, davon fast alle Buchläden wimmeln. Allein bey einigem Nachdenken, waren die Ursachen davon so schwer eben nicht zu errathen. Einige davon sind bey den Uebersetzern, andere bey den Verlegern, und noch andere bey den Lesern übersetzter Schriften zu suchen. Ungeachtet ich sie nun ziemlich eingesehen zu haben glaube; so will ich sie doch hier mit Bedacht nicht entdecken:

aus Furcht, man möchte das, was ich davon sagen würde, für eine Satire auf alle diese drey Classen unsrer Mitbürger ansehen.

Hier haben sich indessen zu gutem Glücke allerley erwünschte Umstände vereinbaret, die uns endlich eine Uebersetzung dieses so trefflichen Werkes befördert und zu Stande gebracht haben. Ich kann davon desto freyer reden, da ich selbst, gleichsam nur die Hebamme dieser neuen Geburt abgegeben, und eigentlich zu reden, gar keinen Theil daran habe. Meine akademischen Arbeiten, meine nunmehr zum zweytenmale ausgefertigte deutsche Sprachkunst, und die unter Händen habende Historie der deutschen Sprache und Poesie, beschäfftigen mich, nebst dem monatlich fortgehenden Büchersaale der schönen Wissenschaften und freyen Künsten, viel zu sehr, als daß ich das Herz hätte fassen können, mich an die Verdeutschung eines so weitläuftigen Werkes zu machen. Es hat sich aber die fleißige Feder meiner Freundinn und Gehülfinn derselben desto williger unterzogen; da es so wohl ihrer Neigung als Fähigkeit überaus gemäß war, sich in ein Feld zu wagen, wo bey jedem Schritte neue Blumen der Gelehrsamkeit hervorsprießen; die einem Geiste, der die schönen Wissenschaften liebet, den angenehmsten Zeitvertreib, und die unschuldigste Belustigung versprechen. Ihr allein hat man nämlich bisher schon die Verdeutschung aller derjenigen

Stücke

Stücke zu verdanken, die ich aus dieser Historie der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften nach und nach in den neuen Büchersaal eingerücket habe. Diese können daher als abgelegte Proben ihrer Geschicklichkeit zu dieser Arbeit angesehen werden.

Indem ich also die nöthige Nachricht von diesem Werke kürzlich ertheilet habe: so könnte ich dieser Vorrede ein unvermuthetes Ende machen. Allein eins ist übrig, wovon ich darinnen noch handeln muß; um viele unserer deutschen Leser, aus einer Verwirrung zu reißen; in welche sie gerathen, wenn von den gelehrten Gesellschaften oder Akademien zu Paris die Rede ist. Sie wissen sich nämlich in die Unterschiede, der **französischen Akademie**, der **Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften** und der Akademie **der Wissenschaften** schlechthin, nicht zu finden. Sie halten selbige daher, entweder alle für eine und dieselbe gelehrte Gesellschaft; oder verrücken doch ihre Gränzen öfters dergestalt, daß man nicht weis, wo man ist, wenn man sie von dieser oder jener reden höret. Dieser Vermengung inskünftige vorzubeugen, will ich mir in dieser Vorrede angelegen seyn lassen. Ich will von allen dreyen pariſischen Akademien einige historische Nachricht geben, und den Unterscheid bemerken, der sich in ihren allerseitigen Beschäfftigungen findet. Wird man dabey den grossen Eifer des französischen Hofes zu Ludwigs des

XIVten Zeiten, in Beförderung der Gelehrsamkeit gewahr werden: so werde ich auch zugleich bemerken, was unsere Nation in eben diesen Absichten geleistet hat; und die Ursachen anzeigen, warum die deutschen Anstalten, die man in gleichen Absichten gemacht hat, nicht eben den guten Fortgang gehabt haben.

Die eigentlich so genannte **französische Akademie** (Academie Françoise) oder die Akademie der französischen Sprache, ist die erste und älteste von allen. Sie ist bereits vor mehr als hundert Jahren, nämlich 1635, durch ein königliches Edict aufgerichtet und bestätiget worden, nachdem sie schon fünf oder sechs Jahre vorher gleichsam in der Stille angefangen hatte. Ungefähr im 1629sten Jahre, traten einige gelehrte Freunde zusammen, die in verschiedenen entlegenen Theilen von Paris wohneten. Nichts war ihnen beschwerlicher, als daß sie, einander zu sprechen, einen so weiten Weg zurück legen mußten, und doch wohl Gefahr liefen, vergebens zu gehen; indem sie einander nicht allemal zu Hause antrafen. Sie wurden also schlüssig, sich wenigstens wöchentlich einmal, bey einem aus ihrer Zahl zu sprechen, der etwa mitten in der Stadt wohnhaft wäre, und also den entlegenern den Weg verkürzen könnte. Dieses geschah nun wirklich, und Herr **Godeau**, nachmaliger Bischof von Grasse, Herr von **Gombauld**, Herr **Giri**, Herr **Habert**, der Artillerie Commissar, der Abt

Cerisy,

Cerisy, Herr Serisay und Herr von Malleville, versammelten sich bey dem Herrn Conrart, dessen Wohnung gleichsam im Herzen der Stadt gelegen war. Hier giengen sie vertraulich miteinander um, wie es bey andern Besuchen zu geschehen pflegt. Man sprach von Geschäfften, von Neuigkeiten, und von den schönen Wissenschaften: und wenn ein Glied dieser Gesellschaft etwas ausgearbeitet hatte, wie es denn oft geschah, so las er es den übrigen vor, die ihm ihre Gedanken davon eröffneten. Auf diese Unterredungen nun folgte entweder ein Spaziergang, oder ein kleines Abendessen: und diese Zusammenkünfte währeten, wie gedacht worden, vier oder fünf Jahre, mit dem größesten Vergnügen und Nutzen ihrer Mitglieder. Sie waren in aller Freyheit, ohne Gesetze, ohne Zwang und ohne Pracht; und genossen untereinander alles, was die Uebereinstimmung der Gemüther, und ein vernünftiger Umgang aufgeweckten Köpfen für Süßigkeit und Anmuth verschaffen konnte.

Sie waren eins geworden, ihre Zusammenkünfte heimlich zu halten. Der erste, der dieses Schweigen brach, war der Herr von Malleville; der dem Herrn Faret etwas davon sagte, welcher eben sein Buch, l' Honete Homme, herausgegeben hatte. Als dieser die Erlaubniß erhielt, sich in ihrer Versammlung einzufinden, so überreichte er derselben einen Abdruck

davon; und war sowohl mit denen Urtheilen, die er darüber vernahm, als mit dem übrigen Bezeigen der Gesellschaft sehr zufrieden. Er redete davon gegen die Herren des Marets, und Boisrobert. Der erste erschien auch in der Gesellschaft und las den ersten Band seiner **Ariane** vor, die er unter Händen hatte. Der andere wünschte auch, sich dabey einfinden zu dörfen; und man konnte es ihm aus verschiedenen Ursachen nicht abschlagen. Als dieser sah, wie gründlich man hier von Schriften urtheilete, und daß es nicht auf bloße Schmäucheleyen und Lobsprüche angesehen wäre: so war er vor Freuden und Verwunderung außer sich. Er stund damals bey dem Cardinale **Richelieu** in großen Gnaden, und suchte demselben bey müssigen Stunden, durch seinen aufgeräumten Geist, auf eine angenehme Art die Zeit zu kürzen; indem er ihm alles, was bey Hofe und in der Stadt neues vorgieng, auf eine muntere Art zu erzählen wußte.

Unter diesen Neuigkeiten nun, ermangelte Herr **Boisrobert** nicht, auch die Nachricht von der gelehrten Versammlung zu mischen, der er beygewohnet hatte. Er erzählte nicht nur die Namen der Personen, daraus sie bestund, sondern machte auch eine vortheilhafte Abbildung von ihren Beschäfftigungen. Der Cardinal, welcher von Natur zu großen Dingen geneigt war, und die französische Sprache liebte,

weil

weil er sie selbst sehr wohl schrieb: lobte dieser Gesellschaft ihr Vorhaben, und fragte Herrn **Boisrobert**: ob dieselbe nicht geneigt wäre, sich als ein durch öffentliche Gesetze bestätigter Körper, zu ordentlichen Versammlungen zu verbinden? Auf solchen Fall, wolle er selbst die Beschirmung dieser Gesellschaft übernehmen; und sie durch ein königliches Patent dazu bestätigen. Herr **Boisrobert** versprach, solches der Gesellschaft vorzutragen, und versicherte schon zum voraus, ihre Einwilligung. Diese erfolgte auch, nach vorgängiger Berathschlagung. Herr **Boisrobert** brachte diese Antwort dem Cardinale, und erhielt Befehl, der Gesellschaft zu vermelden: sie möchte sich nur nach wie vor versammeln, und ihre Zahl nach eigenem Gutachten verstärken; auch zugleich die Gesetze entwerfen, die zu ihrer künftigen Einrichtung nöthig seyn würden.

Wenn es meine Absicht hier wäre, die völlige Historie dieser Gesellschaft zu beschreiben; so könnte hier noch ein vieles davon beygebracht werden. Allein zu der gegenwärtigen Absicht ist es genug, daß man den Ursprung dieser französischen Akademie, in der Versammlung gelehrter Freunde; ihre Bestätigung durch die großmüthige Neigung eines staatsklugen Ministers, des Cardinals **Richelieu**, und die Zeit ihrer Stiftung, nämlich das 1635ste Jahr, bemerket. Die Beschäfftigungen derselben kann man aus dem

ange-

angeführten auch zur Gnüge abnehmen, nämlich die Ausübung und Verbesserung der französischen Sprache; so wohl in gebundner als ungebundner Schreibart. Von wie großem Erfolge die Arbeiten derselben in Zeit eines Jahrhunderts gewesen, das lehret die Erfahrung; indem die französische Sprache dadurch fast in ganz Europa allgemein, ja beynahe eine von den gelehrten Sprachen geworden; deren Kentniß itzo weder ein Hof- und Weltmann, noch ein Gelehrter entbehren kann.

Gleichwohl dörfen sich die Franzosen nicht rühmen, daß sie zuerst auf diesen glücklichen Einfall, ihre Sprache auszuputzen gekommen sind, und in dieser Absicht eine Gesellschaft gestiftet haben. Nein, sie sind beynahe die spätesten darinn gewesen, und haben nichts mehr gethan, als daß sie den Wälschen, und uns Deutschen eifrig nachgefolget sind. Die Akademie der **Humoristen** zu Rom, war schon vorher, auf der Hochzeit eines römischen Edelmannes **Lorenz Mancini**, gleichsam von ungefähr entstanden: wo man, dem Frauenzimmer ein Vergnügen zu machen, und weil es eben im Carneval war, zuerst aus dem Stegreife, hernach aber auch mit Vorbedacht, allerley Sonnete, Comödien, Reden u. d. g. machte. Daher erhielten die Glieder davon anfänglich den Namen der belli humori, d. i. der schönen oder guten Köpfe; woraus aber hernach der Namen der **Humoristen** entstund *.

Bey

* D. Giov. Bapt. Alberti, nel Discorso dell' Academie, Parte II. p. 80.

Bey uns in Deutschland ist die berühmte **fruchtbringende Gesellschaft** gleichfalls schon im Jahre 1617 den 24 August, auf dem alten herzoglichen weimarischen Schlosse, Hornstein in Thüringen, welches itzo Wilhelmsburg genannt wird, und zwar auch bey Gelegenheit eines fürstlichen Beylagers entstanden. Den ersten Anschlag dazu hat ein thüringischer Ritter, Caspar von Teutleben, damaliger weimarischer Oberhofmarschall, gegeben und sie ist in kurzem zu einer solchen Hoheit und Größe angewachsen, daß nicht leicht eine andere Gesellschaft in der Welt, eine größere Anzahl fürstlicher, gräflicher, und anderer ansehnlicher Personen aufzuweisen haben wird, als diese erlauchte Gesellschaft hat aufweisen können *. Vor hundert Jahren, und etwas später, ist fast kein Herzog zu Sachsen, kein Markgraf zu Brandenburg, kein Herzog zu Braunschweig und Holstein, kein Landgraf von Hessen, kein Fürst zu Anhalt, oder Herzog zu Meckelnburg gewesen, der nicht ein Glied der fruchtbringenden Gesellschaft gewesen wäre; so vieler vornehmen Reichsgrafen, Freyherren, Ritter und Gelehrten voritzo zu geschweigen. Es ist auch kein Zweifel, daß diese erlauchte Zunft, außer dem Nutzen, den ihr Exempel wirklich gestiftet hat, noch vielmehr gefruchtet haben würde, wenn der Schutz des allerhöchsten

* Man besehe davon Neumarks deutschen Palmbaum, wo alle Namen und Beynamen der Mitglieder und ihrer Durchl. Vorsteher zu finden sind.

sten Hauptes im Reiche, ihr eine beständige Dauer verschaffet, und sie vor dem Untergange gesichert hätte.

Doch ich halte mich zu lange bey dieser ersten und ältesten gelehrten Gesellschaft zu Paris auf. Etwa dreyßig Jahre neuer ist der Zeitordnung nach die Akademie der Wissenschaften gewesen, die sich die Verbesserung der Naturlehre, Zergliederungskunst, Kräuterkunde, Chymie, und Mathematik zum Zwecke gewählet hat. Auch hierinn haben die Franzosen, die Engländer mit ihrer königlichen Societät zu Vorgängern gehabt; zu geschweigen, daß auch in Wälschland die florentinische Akademie, und in Deutschland die Academia Naturae Curiosorum Caesarea, ihr an Alter nicht viel voraus gegeben haben. Ludwig der XIVte stiftete jene im 1666sten Jahre, auf Veranstaltung des so berühmten Staatsbedienten Colberts. Sie bestund anfänglich nicht nur aus bloßen Naturforschern und Meßkünstlern, sondern auch aus solchen Männern, welche sich auf die Geschichte und die schönen Wissenschaften beflissen. Allein diese letztern trennten sich bald von ihr, und es blieben nur noch sechs oder sieben Meßkünstler übrig, welche sich im Brachmonate des gedachten Jahres versammelten: nämlich Carcavy, Hugens, de Roberval, Frenicle, Auzoult, Picard und Buot. Diesen gesellte man gegen das Ende des Jahres noch folgende in der Naturlehre,

Chymie,

Chymie, Zergliederungskunst und Kräuterkunde erfahrne Männer zu, als de la Chambre, Perrault, du Clos, Bourdelin, Pecquet, Gayen u. Marchant; und sie wurden eins, sich künftig gemeinschaftlich zu versammeln, doch so, daß des Mittewochens die mathematischen, des Sonnabends aber die physikalischen Sachen vorgetragen werden sollten *. Ob sie nun wohl ihre Versammlungen eine Zeitlang ununterbrochen fortsetzten: so schien diese Akademie doch einmal gleichsam ermattet, und halb erstorben zu seyn; bis sie kurz vor dem Anfange dieses Jahrhunderts, nämlich 1699 wieder erneuret, oder vielmehr erst zu ihrer rechten Verfassung gebracht ward. Ihr erster Secretär war **Johann Baptista du Hamel** gewesen, und der berühmte Herr von **Fontenelle** ward sein Nachfolger, auf viele Jahre; bis ihn Herr **Mairan** ablösete, der sich aber dieses Amtes bald wieder begab, welches sich nunmehr in den Händen des Herrn **de Fouchy** befindet. Diesen gelehrten Männern haben wir die trefflichen Memoires, oder Nachrichten, nebst der **Historie der Akademie der Wissenschaften** zu danken, davon wir neulich schon etliche Bände in deutscher Sprache zu lesen bekommen haben.

Darf ich auch hier meine Gedanken einschalten, warum bey uns weder die kaiserliche Akademie der Natur-

* Siehe *Jo. Baptistae du Hamel* Regiae scientiarum Academiae Historiam, p. 4 sqq.

Naturforscher, noch auch die im Anfange dieses Jahrhunderts zu Berlin gestiftete preußische Societät der Wissenschaften, es in ihrem Ruhme und in dem allgemeinen Nutzen ihrer Schriften eben so hoch gebracht, als die pariſiſche: ungeachtet nicht minder gelehrte Männer in beyden gewesen, und durch gründliche Schriften sich hervorgethan: so ist es bloß diese, daß man sich bey Abfassung und Bekanntmachung ihrer gesellschaftlichen Arbeiten, nicht der deutschen Sprache bedienet hat. Unsere Landesleute haben unglücklicher Weise für ihr Vaterland, geglaubet: alles, was gelehrt seyn und aussehen solle, das müsse auch in der sogenannten Sprache der Gelehrten abgefasset seyn. Daher sind sie von den löblichen Exempeln ihrer Nachbarn der Wälschen, Engländer und Franzosen abgewichen, und haben lieber in einem schlechten, und oft barbariſchen Lateine, als in einem guten Deutsch schreiben wollen. Weit gefehlt aber, daß sie dadurch bey unsern Nachbarn viel Dank verdienet hätten; so haben sie vielmehr ihr Vaterland um einen viel allgemeinern Nutzen ihrer Schriften gebracht. In Frankreich nämlich, hatte kaum die französische Akademie die Sprache ausgeputzet, als Weltweise, Naturforscher, Kräuterkundige, Zergliederer, Chymisten, Sternseher, Erdbeschreiber und Meßkünstler sich dieser ihnen dargebothenen Vortheile bedienten, und selbst durch den Vortrag

der

der tiefsinnigsten Wahrheiten, das Ihrige zur Bereicherung ihrer Muttersprache beytrugen. Dadurch ist nun dieselbe gleichsam zu einer dritten gelehrten Sprache geworden; und man kann es nicht gänzlich in Abrede seyn, wenn sie sich dessen in öffentlichen Schriften rühmen; wie noch vor kurzem der Abt **Goujet** in seiner Bibliotheque Françoise gethan hat. Unsere deutschen Gelehrten aber haben ihre einheimische Ehre muthwillig vernachläßiget; und lieber in einer abgestorbenen Sprache, die sie mehrentheils noch sehr schlecht besessen, schreiben, als ihren meisten Landesleuten verständlich werden, und ihrer Muttersprache den Titel einer gelehrten Sprache erwerben wollen. Eben daher aber, haben auch unsere gelehrten Gesellschaften weniger Aufsehens gemacht, und ungleich weniger Nutzen schaffen können.

Nun soll ich auf die dritte parisische gelehrte Gesellschaft kommen, und dieselbe nach ihrer Stiftung und Absicht beschreiben. Allein, was würde überflüßiger seyn, als dieses; da dieser erste Band ihrer Schriften, die ich ans Licht stelle, die Geschichte derselben in sich hält. Dahin verweise ich billig meine Leser, weil sie hier aus der Quelle selbst schöpfen können. Ich will nur dieses hinzusetzen, daß es uns auch in Deutschland nicht an einer gelehrten Gesellschaft von dieser Art gefehlet hat, die gewissermaßen der parisischen an Alter noch vorgeht. Wer

weis es nicht, daß der berühmte Herr von Leibniß, bey Stiftung der königlich preußischen Societät der Wissenschaften, auch darauf gedacht hat, daß dieselbe nicht nur den mathematischen und physikalischen, sondern auch antiquarischen, philologischen und historischen Wissenschaften gewidmet seyn sollte? Was heißt aber dieses anders, als eine Akademie der schönen Wissenschaften, zugleich mit einer andern Societät der ernsthaften Wissenschaften, verbinden? Da aber diese preußische Societät 1701, die parisische hingegen erst 1716, unter dem Herzoge Regenten von Orleans zu ihrer rechten Verfassung gekommen: so sieht wohl ein jeder, daß jene viele Jahre vor dieser gewesen, ob sie wohl, aus obigen Ursachen, den rechten Nutzen in Gemeinmachung der schönen Wissenschaften und freyen Künste nicht hat haben können.

Doch wer weis, wo noch das Glück, dieser Art von angenehmer Gelehrsamkeit, auf eine bessere Art blühet! Vieleicht findet sich noch ein hohes Haupt, welches Großmuth und Liebe des Vaterlandes genug besitzet, sich einen in Deutschland so neuen Weg zur Unsterblichkeit zu bähnen. Die Liebe zu unserer Muttersprache scheint mit ihrer bisher stark angewachsenen Vollkommenheit und Anmuth, fast überall merklich zugenommen zu haben. Auch in denen Landschaften, wo man sie bisher gar nichts geachtet, fängt man an, auf ihre Schönheiten aufmerksamer zu werden, und sich um

eine

eine mehrere Fertigkeit darinn zu bewerben. Was lassen uns solche glückliche Vorbothen nicht hoffen?

An der Fähigkeit der deutschen Sprache, die gelehrtesten Sachen, von welcher Art sie auch seyn möchten, deutlich, nachdrücklich, lebhaft, ja schön und anmuthig vorzutragen, lassen uns ja die trefflichen Schriften der gelehrtesten Männer in allen Gattungen nicht zweifeln, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ans Licht getreten sind. Und wenn es gleich an dem allen fehlte, so würde doch schon die übersetzte Historie der Akademie der Wissenschaften zu Paris, nebst dieser nunmehr folgenden Geschichte der Akademie der schönen Wissenschaften, allein vermögend seyn, ein Zeugniß davon abzulegen. Die Ausländer selbst sehen unsere Sprache nunmehr schon für eine der schönen und nöthigen europäischen Sprachen an, die sie lernen müssen; und der zu einem vollkommenen Ruhme weiter nichts, als die Liebe ihrer eigenen Landesleute, fehlet.

Lebe wohl! geneigter Leser; und bediene dich dieses Werkes zu deiner Ergetzung, ja zu deinem Nutzen. Ermuntert es dich aber auf die Abfassung eben solcher Untersuchungen und gelehrten Abhandlungen in deutscher Sprache zu sinnen: so werde ich einen von meinen sehnlichsten Wünschen erfüllet sehen. Ja ich will noch mehr thun. Da in Ermangelung einer solchen Akademie der schönen Wissen-

schaften in Deutschland, wo man deutsche Abhandlungen ans Licht stellet, keine gute Gelegenheit vorhanden ist, solche Ausarbeitungen an den Mann zu bringen, und zum gemeinen Nutzen bekannt zu machen: so erbiethe ich mich, bis sich etwa ein besseres Mittel findet, in dem neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften, diesen gelehrten Untersuchungen einen Platz zu widmen. Ich habe bisher schon unvermerkt den Anfang gemacht, alles, was mir von dieser Art, und in solcher Absicht zugesandt worden, einzurücken: ich werde auch ferner mit desto größerm Vergnügen fortfahren, solches zu thun; je eifriger ich darauf bedacht bin, die Ehre der Deutschen ans Licht bringen zu helfen, so wenig ich auch selbst im Stande bin, sie zu befördern.

— — Fungar vice cotis; acutum
Reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi.

Nächste Messe erwarte abermal einen Band, und auf Ostern gleichfalls einen, wenn Gott der Uebersetzerinn Leben und Gesundheit verleihet. Mir wird es ein Vergnügen seyn, wenn ich ferner bey der Ausfertigung einer so nützlichen Arbeit hülfliche Hand leisten, und auch dadurch zu deinem Vergnügen etwas beytragen kann.

Geschrieben im Carlsbade
1749
den 12ten August.

Joh. Christoph Gottsched.

Vorrede, des französischen Herausgebers.

Der Endzweck dieser Vorrede geht gar nicht dahin, die Wichtigkeit der Arbeiten der Akademie zu erheben. Verdienen dieselben einigen Ruhm; so werden sie ihn sich selbst erwerben, ohne daß sie sich zu der Dreistigkeit verbindlich erachten dörfen, die einige Leute besitzen, in ihrer eignen Sache Zeugen zu seyn: Eine Dreistigkeit, die auch selbst alsdann, wenn sie den Beyfall des gemeinen Haufens schnell dahin zu reißen scheint, dennoch diejenigen Kunstrichter, deren Stimmen man gewöhnlichermaßen, so gar schwerlich erhält, nur desto mehr zu erbittern pflegt.

Eben so wenig wird es sich geziemen, oder auch nöthig seyn, von der Nutzbarkeit der Akademien überhaupt, weitläuftig zu handeln. Man muß voraussetzen, daß diese Nutzbarkeit, heute zu Tage, eine allenthalben bekannte Sache ist; oder man muß mit guter Art, sich der Fähigkeit verzeihen, daß man solches jemals erweislich machen könne.

Die verschiedenen Gesellschaften dieser Art, welche wir in ganz Europa erblicken; ja die sich auch bis in den äußersten Norden erstrecken, nachdem nämlich die dasigen Einwohner mit den Wissenschaften und der Menschlichkeit bekannter zu werden anfangen; die beweisen unstreitig, besser als alles, was man sagen kann; daß, sobald wir in uns eine Seele, das heißt, einen Geist, eine Kraft bemerken, die fähig ist, unsere Glückseligkeit zu befördern, wir uns auch verbunden achten, dieselbe zu bearbeiten und derselben eben sowohl, als der Nothdurft des Körpers, zu

Hülfe zu kommen. Daß wir eben so begierig sind, und eben so viel Vergnügen darinn finden, ihr auch die ihr gehörigen Nahrungsmittel zu verschaffen; und daß dieser Vorzug, fast einen eben so großen Unterschied unter den gesitteten und barbarischen Völkern mache, als die Natur selbst, unter den Menschen und den andern Thieren zu machen gewußt hat.

Man setzet sich lediglich vor, allhier von der Einrichtung und Anordnung derer gelehrten Stücke Rechenschaft zu geben, die man gegenwärtig der Welt mittheilt; derjenigen Welt, welche auf das Ansehen des alten Namens der Akademie, lange Zeit geglaubet hat, und vieleicht noch jetzt glaubet, daß sie bloß mit Ausklaubung der Aufschriften und alten Schaupfennige; oder mit Erfindung neuer Sachen dieser Art, beschäfftiget sey; da sie doch fast mit allen Theilen der Gelehrsamkeit zu thun hat: mit allem, was die alte und neuere Geschichte nur dunkeles oder sonderbares hat; mit allem, was die Critik, gründliches und angenehmes hat; mit allem, was in der Zeitrechnung schwierig oder nützlich ist, und was die Denkmäler, welche wir von verschiedenen Jahrhunderten und Ländern, noch übrig haben, nur unterrichtendes und sinnreiches darbiethen können.

Diese Arbeiten sind gleichsam in vier Classen abgetheilet. Die erste betrifft die allgemeinsten Stücke der alten Geschichte, und enthält diejenigen Stücke, welche mit dem Ursprunge der Wissenschaften bey verschiedenen Völkern, mit dem Dienste ihrer Gottheiten, mit der Beschreibung ihrer Spiele und Leibesübungen, mit der Kenntniß ihrer Gesetze, Gebräuche, Lehrgebäude u. s. w. eine Verwandtschaft haben.

Die

Die andere enthält, Characterе und Vergleichungen der Schriftsteller; kritische und grammatikalische Abhandlungen; Verbesserungen, oder Wiederherstellungen der Originale; Nachrichten von Handschriften; unbekannte Ueberbleibsel; Auslegungen schwerer Stellen; chronologische Streitigkeiten, u. s. w.

In der dritten, wird man die Erklärung verschiedener sonderbaren Denkmäler, Aufschriften, Schaumünzen, gestochenen Steine, u. s. w. finden.

Die vierte endlich besteht, aus Abhandlungen und Erläuterungen, verschiedener Schwierigkeiten in der mittleren Geschichte, insonderheit in der französischen; aus andern, die unsere ersten Dichter, Romanschreiber, und andere Schriftsteller, betreffen.

So ist auch der Grund und die Einrichtung der **Nachrichten**, das heißt, derer Stücke selbst beschaffen, die man ganz nach der Länge hat abdrucken lassen wollen, und so wie sie in der Akademie, von denen Mitgliedern vorgelesen worden sind, deren Namen sie führen.

Eben diese Ordnung hat man in diesem Theile der **Geschichte** beobachtet, welche aus verschiedenen Auszügen anderer Stücke besteht, die man weder ganz mittheilen, noch ganz und gar vertilgen wollen; und dann, in dem Inhalte einiger akademischen Unterredungen, die man der Mühe werth gehalten, daß sie gesammelt würden.

Es wäre etwas sehr leichtes gewesen, daß man die Nachrichten der Akademie, seit der Erneuerung von 1701 bis 1710 bis auf drey oder vier Bändchen, von der Größe des gegenwärtigen, getrieben hätte; wenn nur die Register der fünf oder sechs ersten Jahre, in der Absicht wären aufgesetzt worden, daß sie gedruckt

werden sollten. Man begnügte sich aber damals nur damit, daß man die Titel der Abhandlungen und die Namen der Verfasser, hineinsetzte; und die wenigen gedruckten Stücke von denselben Jahren, sind sehr schwer wieder zu finden gewesen. Aus eben diesem Grunde, hat man sich nicht der Schwierigkeit unterworfen, von jedem Stücke den Monatstag an den Rand zu setzen, wie man in der Folge thun wird. Die Lücke würde gar zu merklich gewesen seyn, und man hätte sie einer Unthätigkeit der Gesellschaft zuschreiben; oder die Stücke selbst für mittelmäßig halten mögen.

Indessen sind auch selbst diejenigen, deren man sich nicht bedienet hat, bey weitem nicht alle der Vergessenheit würdig. Allein, einige davon, sind nur bloße Entwürfe oder Anfänge, denen erst alles Folgende beygefügt werden muß, ehe sie zum Vorscheine kommen können. Andere sind denenjenigen gar zu ähnlich gewesen, die man bereits dem Drucke bestimmt hatte. Noch andere endlich, schienen sich von dem Hauptzwecke der Akademie gar zu weit zu entfernen; entweder, weil die Naturlehre die Oberhand über die gewöhnliche Litteratur hatte; oder weil sie vielmehr zur Rechtsgelahrtheit und zur Staatslehre, als zur Geschichte gehörten; oder weil sie mehr in die Gottesgelahrtheit, als in die bloße Critik, einschlugen.

Dergleichen sind noch eine Menge lateinischer und französischer Gedichte, welche, da sie einige Sitztage auf eine angenehme Art beschäfftiget und zu Gesprächen oder, was in einer Akademie fast eben so viel ist, zu gelehrten Streitigkeiten Anlaß gegeben hatten, die den Schwung und die poetischen Einfälle, und die Ausdrücke und Redensarten betrafen, gleichwohl na-

mentlich von dieser Sammlung ausgeschlossen worden sind; aus Furcht, daß diese Art von Arbeiten, deren Reizungen so verführerisch sind, nicht dereinst über eine ernsthaftere und nöthigere Arbeit die Oberhand behielte.

Personen indessen, die nur einige Bücherkenntniß besitzen und bey denen diese Kenntniß mehrentheils die Stelle aller andern Studien bekleidet, werden ganz gewiß bemerken, daß in diesen Nachrichten einige Sachen vorkommen, die schon anderwärts abgehandelt worden; und dieses werden sie der Akademie als ein Verbrechen anrechnen. Kaum werden sie zugestehen, daß es schon etwas auf sich habe, wichtige Materien auch in unserer Sprache abzuhandeln, die gleichwohl, bloß wegen des Unterschiedes der Sprachen, fast nicht zu berühren waren. So weit wird man sie aber nie bringen, daß sie sagen sollten: dieß hieße diese Materien gleichsam von neuem erschaffen, wenn man ihnen, indem man sie aus einer Sprache in die andere versetzt, alle die Richtigkeit und Methode läßt, welche den Liebhabern der Alterthümer, in den zwey vorigen Jahrhunderten, so gar unbekannt gewesen.

Wie viel schwieriger aber werden sie nicht noch seyn, alles dasjenige zu untersuchen und zu empfinden, was man der Ordnung und Nettigkeit noch hinzugesetzet hat, die man in den ersten Schriftstellern noch vermißte; die Betrachtungen, welche man aus einander gewickelt, und welche die verschiedenen und oft einander entgegengesetzten Begriffe, die sie über einen und denselben Punct der Geschichte oder Critik hinterlassen, erweitern oder verbessern; bekräftigen, vernichten, oder vereinigen!

Hätte man lauter Leser von dieser Art zu gewarten, so würde man sehr wenig, oder, welches noch besser wäre, ganz und gar nicht schreiben. Sie wissen alles, und der Beweis, den sie davon geben, ist dieser, daß ihnen nichts gefällt.

Eine Gesellschaft aber, die sich der Aufnahme der Wissenschaften treulich widmet; und welche die Wissenschaft der Leute bloß nach dem Tone abmißt, aus welchem sie reden, verfolgt deswegen doch eben so gelassen ihren Zweck. Weit gefehlt, daß sie diejenigen tadeln sollte, die, da das gemeine Beste sie treibt, beständig die Sichel in das allgemeine Feld der Wissenschaften legen; so getraut sie sich vielmehr zu sagen, daß diese Freyheit die einzige Quelle sey, aus welcher sich die allgemeinen Kenntnisse, der Geschmack und die Urtheilskraft, welche den wahren Vorzug der Völker ausmachen, so gar bis auf den Pöbel ausbreiten.

Die Welt weis es schon, und gleichwohl ist es nicht unnützlich zu wiederholen, daß keine Akademie, auch diejenigen selbst nicht, deren Endzweck überall die Erfahrung und Demonstration zu seyn scheint, für diejenigen Meynungen Bürge ist, die man in denen verschiedenen Nachrichten findet, die sie drucken läßt; ja daß sie auch alle Beurtheilungen, nicht anders, als mit den Einschränkungen des Pyrrhonismus, annimmt; daß aber ein jedes Mitglied der Akademie, insbesondere, gewissermaßen für seine Arbeit stehen müsse, und daß die Art von Genehmhaltung, welche die Akademie ihr ertheilet, indem sie selbige drucken läßt, keinesweges eine Verbindlichkeit sey, sie auch zu vertheidigen.

Inhalt

Inhalt

der Stücke dieses ersten Theils.

I. Geschichte der Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften, seit ihrer Stiftung, bis ins 1717te Jahr Seite 1

II. Königl. Patent, wodurch die Errichtung dieser Akademie bestätiget wird 26

III. Chronologische Tafel derer Veränderungen, welche seit der Verordnung vom 16 Julio 1701 bis auf das 1717te Jahr vorgefallen 32

IV. Verzeichniß der Mitglieder dieser Akademie 37

In der Geschichte der Werke der Akademie von 1701 bis in das 1710te Jahr sind enthalten:

I. Des Abts Boissy Abhandlung von den Sühnopfern oder Aussöhnungen bey den alten Griechen und Römern 41

II. Boissy und Morin von den Menschenopferungen 49

III. Simon, von den Vorbedeutungen 57

IV.

IV. Vaillant und Valois von den Neokoren 64
V. Valois von den römischen Censoren 67
VI. Simon von der Höflichkeit der Römer 74
VII. Fraguier von dem Alterthume der Malerey 81
VIII. Bürette von den Leibesübungen der Alten 97
IX. Galland von dem Ursprunge und Gebrauche der Trompete bey den Alten 114
X. Valesius von dem Ursprunge des Glases 119
XI. Boze von den Belohnungen und Ehrenzeichen, welche die Griechen und Römer denenjenigen zugestanden, die sich in den Wissenschaften oder im Kriege hervorgethan 124
XII. Simon von den Zurüfen 126
XIII. Simon von den Glücksspielen, die bey den Römern gebräuchlich gewesen 131
XIV. Tilladet von den Riesen 137
XV. Valesii Erklärung einer Stelle des ersten Buchs Mose 142
XVI. Boivin über eine Stelle des X Buchs der Odyssee 145
XVII. Ebendess. Erklär. einer Stelle im Horaz 150
XVIII. Valesii Erklärung des 77sten Verses aus Juvenals 4tem Strafgedichte 154
XIX. Morins Muthmaßungen über einer Stelle im Josephus 157

der Stücke dieses Bandes.

XX. Boivins Erklärung einer Stelle im Sueton 163

XXI. Pinart von dem Namen der Stadt Karthago 166

XXII. Von dem Beynamen Asphalius, den die Griechen dem Neptun gegeben 169

XXIII. Boindin von den Namen der Römer 172

XXIV. Baillant von den Wörtern Plebs und Patricius 177

XXV. Moreau de Mautour von dem Worte Sportula 180

XXVI. Bertot von der Bedeutung des Worts Regnum bey einigen Geschichtschreibern des verfallenden Reichs 182

XXVII. Fraguiers Erklärung des platonischen Urtheils von der Dichtkunst 189

XXVIII. Ebendesselben Betrachtungen über Virgils Aeneis 193

XXIX. Boivin von dem Streite unter Homers und Virgils Anhängern 200

XXX. Boivin (der ältere) von der Julischen Zeitrechnung 204

XXXI. Ebenderselbe von den verschiedenen Arten ein Jahr zu datiren, nach dem Censorin 212

XXXII. Baudelot von der Nacktheit der Athleten in den griechischen Spielen 217

XXXIII. Pouchard von den Prachtkegeln 219

XXXIV.

XXXIV. Simon von den Tempeln im alten Rom 226

XXXV. Anmerkungen über einige Aufschriften in hetrurischer, punischer und palmyrenischer Sprache 232

XXXVI. Aufschrift eines alten Aschenkruges 237

XXXVII. Boze Vertheidigung einer Aufschrift vom Kaiser Albin 240

XXXVIII. Baudelot, Beschreibung eines alten Siegels vom Kaiser Gordianus Pius 244

XXXIX. Oudinet, von den athenienſischen Münzen 247

XL. Ebenderselbe von den lacedämonischen Münzen 257

XLI. Boze, von den krotonischen Münzen 266

XLII. Baudelot, von den Wagen, die auf den consularischen Münzen vorgestellet werden 270

XLIII. Tilladet, von den Anreden der römischen Kaiser auf den Münzen 272

XLIV. Vaillant, (der ältere) von den Congiariis 276

XLV. Pinart, von einer Münze mit der Aufschrift HELENA 281

XLVI. Galland, von des Domitius Domitians, Constantins des jüngern und des Constantius Gallus Münzen 285

der Stücke dieses Bandes.

XLVII. Oudinet, von einigen andern alten Münzen 292

XLVIII. Galland, von der verschiedenen Bedeutung der Formel S. C. oder EXS. C. Senatus Consulto auf den alten Münzen 295

XLIX. Vaillant, von den Buchstaben CONOB und COMOB in dem Abschnitte gewisser goldenen Münzen 298

L. Moreau de Mautour, über einen Carniol, den man des Michel Angelo Petschaft nennt 307

LI. Oudinet, über einen Agath der königlichen Sammlung 310

LII. Ueber zween andere Agathe aus eben derselben Sammlung 313

LIII. Muthmaßungen über einen alten geschnittenen Stein 317

LIV. Boze, von den obsidionalischen Münzen 321

LV. Ueber einige neuere besondere Schaupfennige 325

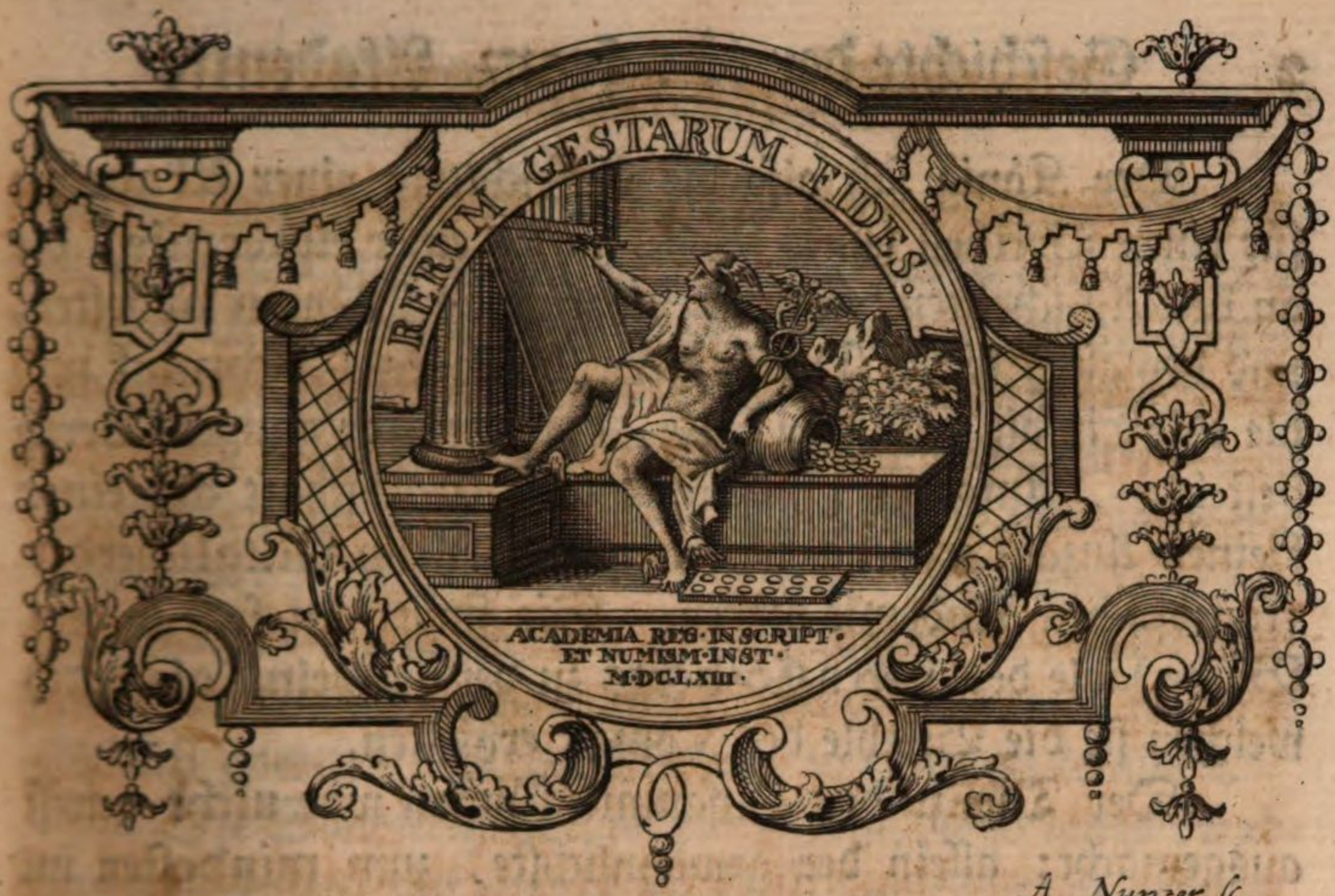
LVI. Von der alten Stadt der Viducassier 330

LVII. Von der alten Stadt der Curiosoliten 335

LVIII. Von dem Zeitpuncte der französischen Monarchie 340

LIX. Vertot, Vertheidigung einer Stelle im Fredegar 343

LX. Massieu, Geschichte der französischen Dichtkunst 351
LXI. Auszug aus der Könige Carls des V. VI. und VII. Bücherverzeichnisse 352
LXII. Boindin, über den besondern Titel eines Buchs aus Carls des Weisen Bibliothek 371
LXIII. Der Akademie verfertigte Sinnbilder, Aufschriften und Münzen 376
LXIV. Verzeichniß von des Hn. Charpentier Werken 383
LXV. Des Herzogs von Aumont Leben 384
LXVI. Herrn Pavillons Leben 388
LXVII. Herrn Düchee Leben 395
LXVIII. Herrn Pouchards Leben 396
LXIX. Herrn Barats Leben 399
LXX. Hn. Baillants (des Vaters) Leben 400
LXXI. Dom Mabillons Leben 410
LXXII. Hn. Baillants (des Sohnes) Leben 426
LXXIII. Des Paters de la Chaise Leben 431
LXXIV. Des Herrn Präsidenten von Lamoignon Leben 438
LXXV. Herrn Thomas Corneille Leben 446



A. Nunzer. sc.

Geschichte

der königl. französischen Akademie der schönen Wissenschaften.

So hoch auch der Grad der Ehre ist, zu welchem sich Frankreich unter den letzten Regierungen, und sonderlich nach dem pyrenäischen Frieden und nach der Vermählung **Ludwigs des** XIVten geschwungen: so hatte es sich doch noch nicht angelegen genug seyn lassen, wie dereinst ein völliger Begriff von dieser seiner Größe, der Nachwelt übergeben würde. Die trefflichsten Heldenthaten, die denkwürdigsten Begebenheiten wurden vergessen, oder stunden doch in Gefahr vergessen zu werden; weil man es verabsäumete, deren Andenken in Erz und Marmor einzugraben. Kurz, man sah wenig öffentliche Denkmäler, und die kleine Anzahl derselben, war bis dahin gleichsam der Unwissenheit und der Leichtsinnigkeit sehr weniger Privatpersonen anheim gestellet geblieben.

Der König sah also die Aufrichtung einer Akademie für einen Vortheil seines Volks an; einer Akademie, die an den Aufschriften, Sinnsprüchen, und Münzen arbeiten, und bey allen diesen Denkmälern, den guten Geschmack und die edle Einfalt einführen sollte, darinnen ihr ganzer Werth besteht. Anfangs (*) bestund diese Gesellschaft aus einer kleinen Anzahl erlesener Männer, die zugleich Mitglieder der französischen Akademie waren. Sie fingen an, sich in dem Büchersaale des Herrn Colberts zu versammeln, als durch welchen sie die Befehle des Königs erhielten.

Der Tag zu den Zusammenkünften war nicht gewiß ausgemacht: allein der gewöhnlichste, zum mindesten im Winter, war die Mittwoche; die dem Herrn Colbert, welcher fast allezeit zugegen war, am gelegensten fiel. Im Sommer führte dieser Staatsmann die Akademisten oftmals nach Sceaux: um ihren Zusammenkünften mehr Anmuth zu ertheilen, und selbst einen geruhigern Genuß davon zu haben.

Zu den ersten Arbeiten der Akademie zählet man den Entwurf zu den Zeichnungen der königlichen Tapezereyen: so wie man sie in der Sammlung von Kupferstichen und Beschreibungen sieht, die davon herausgekommen sind.

Hierauf ward dem Herrn Perrault ins besondere aufgetragen, eine Beschreibung des Carousels zu machen: welche, nachdem sie die Musterung der Gesellschaft ausgestanden hatte, auf gleiche Weise mit Kupfern gedruckt ward.

Man fing auch an, Sinnbilder zu dem Gelde des königlichen Schatzes, und Devisen von allerley Vorfällen, von Gebäuden und vom Seewesen zu machen, und lieferte alle Jahre einige neue.

Endlich unternahm man gar, eine ausführliche Geschichte der vornehmsten Begebenheiten der Regierung des Königes, in Münzen, zu machen. Die Materie war reich und prächtig, allein es war schwer, dieselbe wohl auszuführen. Die Alten, von denen wir so viele Münzen übrig haben,

(*) Im 1663sten Jahre.

haben, haben uns hiervon keine andere Regeln gelassen, als ihre Münzen selbst: die man bis dahin gar aus keiner andern Ursache, als wegen ihrer schönen Arbeit aufgesucht, und nur zu mehrerer Kenntniß der Geschichte, erforschet hatte. Die Neuern, welche seit zweyen Jahrhunderten so viele Schaupfennige geschlagen, hatten sich wenig um die Regeln bekümmert; sie waren keiner gefolgt, und hatten keine vorgeschrieben: und in den Sammlungen von dieser Art, fand man kaum drey oder vier Stücke, wo das Naturell so glücklich gewesen war, der Methode zu Hülfe zu kommen.

Die Schwierigkeit nun, eine Kunst, die so lange verabsäumet gelegen, auf einmal zur Vollkommenheit zu bringen, war nicht die einzige Ursache, wodurch die Akademie verhindert ward, unter dem Herrn **Colbert**, mit der Geschichte des Königes in Münzen, merklich fortzurücken. Er brauchte die Einsicht der Gesellschaft noch zu tausend andern Dingen. Sie mußte beständig allerley Risse zu Schildereyen, oder Bildhauereyen erfinden oder untersuchen, womit man **Versailles** auszieren wollte. Sie mußte die Wahl und Ordnung der Bildsäulen angeben. Sie gieng über die Verzierungen der Springbrunnen und Lustlauben, und über alles zu Rathe, was nur zur Auskleidung der Zimmer, und zur Verschönerung der Gärten, in Vorschlag gebracht ward.

Man hatte ferner der Akademie anbefohlen, den Grundriß und die Hauptaussichten der königlichen Häuser, in Kupfer stechen zu lassen, und Beschreibungen dazu zu machen. Die Stiche waren auch schon weit gekommen, und die Beschreibungen fast fertig, als Herr **Colbert** mit Tode abgieng.

So sollte auch der Grundriß, und die Lagen der eroberten Plätze, in Kupfer gestochen; und eine Geschichte jeder Stadt und ihrer Eroberungen hinzugefüget werden: allein dieser Anschlag gerieth, gleich dem vorigen, ins Stecken.

Als Herr **Quinault** vom Könige Befehl bekam, an den musikalischen Trauerspielen zu arbeiten: so befahlen Se.

Majestät ihm ausdrücklich, die Akademie um Rath zu fragen. Allhier wurde der Inhalt erwählet, die Handlungen und Auftritte eingerichtet und zugetheilet, und die Zwischenbelustigungen an gehörige Stellen geordnet. So wie nun jedes Stück nach und nach in der Ausarbeitung wuchs; so zeigte Herr **Quinault** die Stücke davon dem Könige, welcher allemal fragte: **was sagt die kleine Akademie dazu?** denn so nennete er sie. **Alceste, Theseus, Atis, Isis, Phaeton** ꝛc. ꝛc. sind die Früchte dieser Bemühungen gewesen. Auch alle andere Werke, von welchen die Akademie im Stande war zu urtheilen, mußten ihrem Gutachten unterworfen werden: und sowohl des ältern Herrn **Felibiens** Wörterbuch der Künste, als dessen Gespräche über die Malerey, sind erst nach überstandener Beurtheilung der Gesellschaft, an das Licht getreten.

Die erstern Mitglieder der Akademie waren nur vier an der Zahl, und allerseits Glieder der französischen Akademie. Herr **Chapelain**, der Abt **Bourzeis**, Herr **Charpentier** und der Abt von **Cassagnes**.

Herr **Perrault**, Gegenrechner oder Mitaufseher der Gebäude, ein Mann, auf welchen Herr **Colbert** sein Vertrauen setzte, ward in den Zusammenkünften zwar zugelassen; doch ohne daß er in der Zahl der Mitglieder gewesen wäre. Er führte so gar die Feder dabey, damit er dem Minister allezeit Nachricht geben könnte, was man beschlossen hätte. Allein, da er einige Zeit hernach in die **französische Akademie** aufgenommen ward: so nahm man ihn auch in die **kleine** auf, und er ersetzte die Stelle des Abts von **Cassagnes**.

Der Abt **Bourzeis** starb im 1672 Jahre, und **Chapelain** im 1674. Ihre Stellen wurden durch den Abt **Tallemant** den jüngern, und den Herrn **Quinault** ersetzt, die beyde Mitglieder von der französischen Akademie waren.

Zu Anfange des 1682 Jahres, legte Herr **Perrault** sein Amt bey den Gebäuden nieder: und da er bey dem Herren **Colbert** nicht mehr so viel, als ehemals galt; so hörte er

auf,

auf, sich bey den Zusammenkünften der kleinen Akademie einzufinden. Hingegen kam der Abt **Gallois** hinein, und hatte sowohl die Brieftasche des Ministers, als seine Befehle, mit sich. Zuweilen brachte er auch einen seiner Freunde, den Abt **Michaut** mit, einen scharfsinnigen Mann, der auch einige Kenntniß von den alten Denkmälern besaß. Allein die Abwesenheit des Herren **Perrault**, dem die Arbeiten der kleinen Akademie sehr geläufig waren; die Beschäfftigungen des Abts **Gallois**, und noch mehr als alles dieses, die wichtigen Verrichtungen, mit welchen Herr **Colbert** gleichsam überladen war, machten, daß die Uebungen der Akademie fast achtzehn Monate lang matt, und ihre Zusammenkünfte sparsamer wurden.

Herr **Colbert** starb: und der Marquis von **Louvois** folgte ihm in dem Amte eines Oberaufsehers der Gebäude. Da nun dieser Minister erfuhr, daß dem Abte **Tallemant** die Aufschriften aufgetragen waren, die man unter die Gemälde in die Gallerie zu **Versailles** setzen sollte, und dem Könige bey seiner Rückkunft zeigen wollte: so ließ er ihn sofort nach **Fontainebleau** kommen, wo der Hof damals war, um sich den Zustand der Sache genau beschreiben zu lassen. Der Abt **Tallemant** stattete ihm Bericht ab, und zeigte ihm die Aufschriften, die schon ganz fertig waren. Herr von **Louvois** stellte ihn hierauf dem Könige vor: welcher ihm selbst befahl, diese Aufschriften sogleich in **Versailles** aufstellen zu lassen. Sie sind aber nachmals verschiedene male geändert worden.

Die Herren **Charpentier** und **Quinault** kamen den Morgen darauf nach **Fontainebleau**, und warteten dem Herrn von **Louvois** auf: der sie gleich nach dem Zustande der kleinen Akademie fragte, und aus wie viel Personen sie bestünde. Sie sagten ihm: sie wären nur ihrer vier; indem nebst ihnen, nur der Abt **Tallemant** und Herr **Perrault** Mitglieder wären. Herr von **Louvois**, der ganz wohl unterrichtet und vermuthlich nicht willens war, den Herren **Perrault** zu gebrauchen, antwortete ihnen: sie wüßten ja

wohl, daß er schon lange kein Mitglied mehr davon wäre, und begehrte, daß sie ihren vierten Mitbruder nennen sollten. Er drang in sie, und sie besannen sich in der Verwirrung auf den Abt **Gallois** gar nicht, vielweniger auf den Abt **Michaut**; sondern da sie Herrn **Felibien** den Vater bey sich sahen, der auch wirklich einigemal in die Zusammenkünfte der Gesellschaft gekommen war, wenn nämlich seine Arbeiten untersuchet worden waren: so nennten sie ihn dem Herrn von **Louvois** mit, der sichs gefallen ließ, und ihnen sagte: sie sollten nur wieder nach Paris zurückkehren, allwo sie bald, wegen der Fortsetzung ihrer Arbeiten fernern Bescheid erhalten sollten.

Herr von **Louvois** hielt anfangs einige Zusammenkünfte der kleinen Akademie bey sich zu Paris, und in **Meudon**. Nachmals aber wurden sie auf das **Louvre** angewiesen, und zwar an denselben Ort, wo die Versammlungen der französischen Akademie sind. Er setzte auch fest, daß man sich wöchentlich zweymal, nämlich Montags und Sonnabends, von fünf Uhren des Nachmittags, bis um sieben Uhr, versammlen sollte.

Als nun Herr **Chapelle**, anstatt des Herren **Perrault**, Mitaufseher der Gebäude geworden war: so bekam auch er Befehl, sich in den Versammlungen einzufinden, um die Rathschlagungen aufzuschreiben; und folglich ward er das fünfte Mitglied. Bald darauf setzte Herr von **Louvois** noch zweene hinzu, deren Beyhülfe er der Akademie, zur Geschichte des Königes, sehr nöthig zu seyn erachtete. Dieß waren nun Herr **Racine** und **Despreaux**. Endlich kam noch der achte hinzu, nämlich Herr **Rainssant**, ein in der Münzwissenschaft sehr geübter Mann, und Aufseher des Antiquitäten-Cabinets des Königes.

Unter diesem neuen Ministerio nun, nahm man die Arbeit der königlichen Geschichte in Münzen, wieder mit Eifer vor, die in den letzten Jahren des Herren **Colberts** unterbrochen worden war. Man schlug verschiedene Schaupfennige von allerley Größe; aber fast alle größer, als man sie seit-

dem

dem geschlagen: daher kömmt es, daß man sie noch heute zu Tage **Schaupfennige der großen Historie** nennet. Die Akademie fieng auch an, Sinnbilder, zu den gewöhnlichen und außerordentlichen Kriegsmünzen zu machen, über welche man sie noch nicht zu Rathe gezogen hatte.

Herr **Quinault** starb im October des 1688ten Jahres, und Herr **Rainssant**, der einsmals in dem Parc zu **Versailles**, längst dem Wasserstücke spazieren gieng, welches man das **Schweizerstück** nennt, fiel unglücklicher Weise hinein, und ertrank den 7 Junii 1689. Diese zwo Stellen wurden erst 1691 nach dem Tode des Marquis von **Louvois** besetzt.

Das Amt eines Oberaufsehers der Gebäude bekam der Herr von **Villacerf**: allein die Aufsicht über die Akademien sonderte der König davon ab. Se. Maj. übergaben dieselbe dem Herrn von **Pontchartrain**, damaligem Obergegenrechner und Staatssecretär (indem er des Königs Rechnungen führte), und nachmaligem Kanzler von Frankreich.

Dieser Herr, der von Natur viel Verstand besaß, und einen so starken Trieb zu den Wissenschaften hatte, den gar keinerley Geschäffte hätten vermindern können, nahm sich der kleinen Akademie mit besonderer Sorgfalt an: die unter dem Namen einer **königlichen Akademie der Aufschriften und Münzen**, noch bekannter wurde. Er verlangte, daß der Graf **Pontchartrain**, sein Sohn, öfters in die Versammlungen kommen sollte, die er auf Mittwoche und Sonnabend festsetzte. Endlich so gab er die Aufsicht über diese Gesellschaft dem Abte **Bignon**, seinem Neffen, dessen Verstand und Fähigkeit bereits allenthalben bekannt waren.

Die durch den Tod des Herrn **Rainssant** und des Herrn **Quinault** erledigten Stellen, wurden durch den Herrn von **Toureil** und den Abt **Renaudot** ersetzt.

Alle Münzen, zu welchen man, unter des Herrn von **Louvois** Aufsicht, die Zeichnungen ausgemacht hatte; ja

selbst diejenigen, die schon fertig und geschnitten waren, wurden nochmals sorgfältig untersuchet. Viele derselben wurden geändert; viele andere wurden hinzugefügt: man setzte sie alle auf eine gleiche Größe, und die Geschichte des Königes ward also, bis auf die Gelangung des Herzogs von **Anjou**, seines Enkels, zur spanischen Krone, fortgesetzt.

Herr **Coypel**, der anjetzt erster königlicher Maler ist, führte die verschiedenen Gedanken, die die Akademie zu den Münzen entworfen hatte, mit einer Geschicklichkeit aus, die dem Ruhme, welchen er sich bis dahin erworben hatte, vollkommen gemäß war. Man ließ die geschicktesten Meister von ganz Europa an den Stämpeln und Kupferstichen arbeiten. Die akademischen Mitglieder vertheilten unter sich die Beschreibung, derer auf den Münzen angegebenen Vorfälle, und giengen diese Beschreibungen wieder mit einander durch. Damit aber der Druck davon desto schöner würde, so ließ man eine neue Schrift schneiden, und jeder Schaupfennig mit seiner Erklärung ward in einen überaus schönen Rähmen eingefaßt.

In währender dieser Arbeit verlor die Akademie drey Mitglieder, den Herrn **de la Chapelle**, der die Feder führte, den Herren **Felibien**, und den Herren **Racine**.

An des Herren **de la Chapelle** Platz, kam der Herr **de la Loubere**, und der Abt **Tallemant** folgte ihm, als Secretär. Herr **Dacier** ward an die Stelle des Herrn **Felibien** ernennet; und anstatt des Herrn **Racine** wählete man den Herrn **Pavillon**. So bestand denn die Akademie wiederum, so wie zur Zeit ihrer Einsetzung, aus lauter Mitgliedern der französischen Akademie. Die stärkere Anzahl der Gesellschaft war der ganze Unterschied.

Im Monate September des 1699 Jahres, ward Herr von **Pontchartrain** zum Kanzler erwählt. Der Graf von **Pontchartrain** sein Sohn aber, überkam dessen völliges Amt, als Staatssecretär, worauf er schon seit langer Zeit die Antwartschaft gehabt hatte: und die Akademien fielen seiner Aufsicht anheim. Allein der Herr Kanzler, dem

die

die Geschichte des Königs in Münzen ungemein am Herzen lag, und der selbige auch durch seine eigene Einsichten so weit befördert hatte, behielt die Aufsicht über dieses Werk für sich zurück; und hatte die Ehre Sr. Majestät die ersten Sammlungen davon zu überliefern, die man eben prägte, und die ersten Abdrücke des Buchs, die deren Zeichnungen und die Erklärung enthielten.

Die Errichtung der Akademie der Aufschriften, mußte unfehlbar in diesem berühmten Buche einen Platz finden; in welchem keine von den andern Akademien mit Stillschweigen übergangen war. Die Münze, welche von dieser Sache eingerücket ward, stellet einen sitzenden Mercur vor, der mit einem Griffel nach alter Art, auf eine stälerne Tafel schreibt. Er lehnet sich mit dem linken Arme auf eine Urne, die voller Münzen ist: und zu seinen Füßen liegen einige Schaupfennige auf einer Pappe in Ordnung. Die Schrift rund herum: RERVM GESTARVM FIDES, und der Abschnitt: ACADEMIA REGIA INSCRIPTIONVM ET NVMISMATVM INSTITVTA M. D. C. LXIII. bedeuten; daß die königliche Akademie der Aufschriften und Münzen, welche 1663 gestiftet worden, den folgenden Zeiten ein getreues Zeugniß der großen Thaten ablegen soll.

Es schien, daß mit dem Buche von den Münzen, fast die ganze Beschäfftigung der Akademie ein Ende nehmen könnte: denn die neuen Vorfälle und die Devisen der Zahlpfennige jedes Jahres, waren keine hinlängliche Beschäfftigung für acht oder neun Personen, die wöchentlich zweymal zusammen kamen. Der Abt Bignon, sah die bösen Folgen dieser Unthätigkeit wohl ein, und zog seinen Vortheil davon. Allein, aus Furcht bey der Gesellschaft selbst Schwierigkeiten zu finden, verheelte er so gar den Mitgliedern einen Theil seiner Absichten; die durch die mindeste Besorgniß einer Neuerung in Furcht würden gesetzt worden seyn. Er stellte ihnen daher nur vor, daß da die

Geschichte in Münzen fertig wäre und schon gedruckt würde; der König aber mit dem, was er davon gesehen, sehr wohl zufrieden wäre, man keine günstigere Zeit erwählen könnte, den König zu ersuchen: daß Se. Majestät geruhen möchten, die Akademie und ihre Verfassung durch irgend eine öffentliche Acte, die unmittelbar von dem königlichen Ansehen herrührete, zu bestätigen. Er führete ihnen die Akademie der Wissenschaften zum Beyspiele an, die, da sie wenige Zeit nach der Akademie der Aufschriften errichtet worden, und ebenfalls noch keine öffentliche Bestätigung ihrer Verfassung gehabt, anitzt von Sr. Majestät eine eigenhändig unterschriebene Einrichtung erhalten; darinn die Zeit und der Ort ihrer Zusammenkünfte bestimmt, ihre Beschäfftigungen festgesetzt, und die fernere Auszahlung ihrer Gehalte gewiß gemacht wären.

Der Vorschlag des Abts **Bignon** fand ungemeinen Beyfall. Man setzte sogleich eine Bittschrift auf. Der Herr Kanzler und der Graf von **Pontchartrain** wurden ersuchet, dieselbe bey dem Könige zu unterstützen; und sie thaten dieses um so viel lieber, als sie von den Absichten des Herrn **Bignon** vollkommen unterrichtet, und selbst für die Aufnahme der Wissenschaften sehr eifrig waren.

Der König bewilligte das Gesuch der Akademie, und in wenigen Tagen erhielt sie nachstehende Verordnung.

Verordnung des Königes für die königliche Akademie der Aufschriften und Münzen.

„Da der König gesonnen ist, der **königlichen Akademie der Aufschriften und Münzen** noch ferner
„die Proben seiner Zuneigung zu ertheilen; so haben Se. Majestät gegenwärtige Verordnung beschlossen,
„welche dieselben genau beobachtet wissen wollen.

„ 1. Die

1.

„Die königliche Akademie der Aufschriften und „Münzen bleibt allezeit unter dem Schutze des Königes; „und erhält, so wie die Akademie der Wissenschaften, dessen „Befehle, von demjenigen Staatssecretär, der die Besor„gung des königlichen Hauses hat.

2.

„Die Akademie soll allezeit aus vierzig Mitgliedern „bestehen, nämlich, zehn Ehrenmitglieder, zehn besol„dete, zehn Beysitzer, und zehn Schüler: keiner aber „wird ohne die Wahl und Genehmhaltung des Königes, „hinein genommen.

3.

„Die Ehrenmitglieder müssen alle wegen ihrer Ge„lehrsamkeit in den schönen Wissenschaften und durch ihre „Kenntniß der alten Denkmäler, schätzbar seyn. Einer „von ihnen ist allemal Präsident, und keiner von ihnen „kann unter die Zahl der besoldeten Mitglieder kommen. „Zweene derselben können auch fremde seyn.

4.

„Die besoldeten Mitglieder und die Schüler, müs„sen alle in Paris seyn; und sobald es sich füget, daß je„mand von ihnen zu einem Amte, oder zu einer Bestellung „gerufen wird, die seinen Aufenthalt außer Paris erfordern: „so wird man seine Stelle eben so besetzen, als ob sie durch „den Tod erledigt wäre. Viere von den Beysitzern kön„nen Fremde seyn; einer von den Besoldeten ist Se„cretär, und noch ein anderer Schatzmeister.

5.

„Um die Ehrenstellen zu besetzen, so wählet die Ge„sellschaft durch die mehresten Stimmen einen Mann, den „sie dem Könige zur Genehmhaltung vorschlägt.

6.

„Zur Besetzung der besoldeten Stellen erwählet die „Akademie drey Personen, unter welchen nur zween Bey„sitzer oder Schüler seyn können. Diese werden dem Kö„

„nige

„nige vorgeschlagen, damit Se. Majestät einen davon er-
„wähle.

7.

„Um die Stellen der Beysitzer zu besetzen, wählet die
„Akademie zween Personen, von denen nur einer aus der
„Zahl der Schüler seyn kann. Diese werden dem Könige
„vorgeschlagen, damit er einen davon wähle.

8.

„Um die Stellen der Schüler zu besetzen, kann jeder
„der Besoldeten sich einen wählen, den er der Gesellschaft
„zur Ueberlegung vorstellet; und wenn derselbe die mehre-
„sten Stimmen erhält, so wird er Sr. Majestät vorge-
„schlagen.

9.

„Niemand kann dem Könige, zu irgend einer von be-
„nannten Stellen der Akademie, vorgeschlagen werden, des-
„sen gute Sitten und Redlichkeit nicht bekannt sind.

10.

„So kann auch keiner vorgeschlagen werden, der ein
„Ordensmann ist, und mit einem Orden der Religion in Ver-
„bindung steht: es müßte denn nur zu Ersetzung einer
„Ehrenstelle seyn.

11.

„Keiner kann dem Könige zum Besoldeten oder Bey-
„sitzer vorgeschlagen werden, der sich nicht durch irgend ein
„ansehnliches Werk bekannt gemacht hätte.

12.

„Niemand kann zum Besoldeten oder Beysitzer in
„Vorschlag gebracht werden, der nicht wenigstens fünf und
„zwanzig Jahre alt ist.

13.

„Keiner kann zum Schüler vorgeschlagen werden, der
„nicht wenigstens zwanzig Jahre alt ist.

14.

„Die ordentlichen Versammlungen der Akademie sol-
„len im Louvre, alle Dingstage und Freytage geschehen.

„Fällt

„Fällt aber an diesen Tagen irgend ein Fest ein, so wird die „Zusammenkunft den folgenden, oder vorhergehenden Tag „gehalten.

15.

„Die Versammlungen währen jedesmal wenigstens „zwo Stunden, nämlich von drey bis um fünf Uhr.

16.

„Die Feyertage der Akademie fangen den 8 September „an, und währen bis zum 11 November; außer dem wird „sie auch vierzehn Tage um Ostern, die Pfingstwoche, und „von Neujahr bis heil. drey Könige eingestellt.

17.

„Die Mitglieder sollen sich bey allen Sitztagen fleißig „einfinden; und niemand von den Besoldeten kann sich in „seinen eigenen Angelegenheiten, und außer den obigen Fe„rien, länger als zween Monate, ohne ausdrückliche Er„laubniß des Königes, entfernen.

18.

„Außer denen Werken, an welchen die ganze Akade„mie gemeinschaftlich arbeiten kann, soll jedes Mitglied sich „einen besondern Gegenstand seines Fleißes wählen, und „durch die Nachricht, die er der Akademie davon geben soll, „alle die in derselben zugegen sind, durch seine Einsichten be„reichern, und sich ihre Anmerkungen zu nutze machen.

19.

„Die Akademie soll so gleich geflissen seyn, auf die „vornehmsten Begebenheiten der französischen Geschichte un„ter allen Regierungen, bis auf den ersten Ursprung der Mo„narchie, Münzen zu verfertigen, und die historischen Be„schreibungen dieser Begebenheiten, auf welche die Münzen „verfertiget sind, aufsetzen. Auch soll sie ferner unverzüg„lich an der Erklärung aller großen und kleinen Münzen, „Steine und anderer alten und neuern Seltenheiten des „königl. Cabinets arbeiten; imgleichen die Beschreibung al„ler Alterthümer und Denkmäler in Frankreich aufsetzen.

20.

„Da besagte Akademie insonderheit darum aufge-
„richtet ist, daß sie an den Aufschriften und andern Denk-
„mälern arbeiten soll, die gemacht sind; oder die man noch
„machen wird, um das Andenken berühmter Männer und
„ihre edlen Thaten zu erhalten: so soll sie auch ferner an al-
„lem arbeiten, was besagte Werke betrifft; dergleichen sind
„die Bildsäulen, die Grabmäler, die Grabschriften, Schau-
„pfennige, Zahlpfennige, Aufschriften auf öffentlichen Ge-
„bäuden, und alle andere Werke von dieser Art. Sie soll
„auch ein wachsames Auge auf die Vollkommenheit dererje-
„nigen haben, die man noch machen wird; und sowohl auf
„deren Erfindung und Zeichnung, als auf die Auf- und In-
„terschriften sehen. Desgleichen soll sie sich die Beschrei-
„bung aller dieser bereits fertigen, oder noch zu verfertigen-
„den Werke, und der historischen Erklärung derer Bege-
„benheiten angelegen seyn lassen, auf welche sie sich bezie-
„hen. Und so wie die Kenntniß der griechischen und latei-
„nischen Alterthümer, und der Schriftsteller dieser zwo Spra-
„chen, einen Menschen am geschicktesten macht, es in dieser
„Art von Arbeit weit zu bringen: so werden auch die Mit-
„glieder sich alles das vornehmen, was diese Art von Ge-
„lehrsamkeit in sich schließt, als Gegenstände, die vor allen
„andern ihrer Bemühung würdig sind.

21.

„In jeder Zusammenkunft sollen einige besoldete Mit-
„glieder, nach der Ordnung herum, einige Schriften von
„ihrer Arbeit mitbringen. Die Ehrenmitglieder, Beysi-
„tzer und Schüler sollen auch dazu eingeladen werden; und
„ein jedes von den Anwesenden, soll seine Meynung von dem,
„was vorgelesen worden, eröffnen.

22.

„Alle Schriften, die die Mitglieder in die Zusam-
„menkünfte bringen, müssen von ihnen noch denselben Tag
„in den Händen des Secretärs gelassen werden, damit er
„sie im Nothfalle nachschlagen könne.

23. „Alle

23.

„Alle Neuigkeiten, die irgend einer von der Akade„mie vorbringt, müssen, wo möglich, in den Sitztagen er„wiesen und bestärkt werden: oder, zum mindesten muß es „gegen einige Mitglieder insbesondere und daheim geschehen.

24.

„Die Akademie soll genau darauf sehen, daß in de„nen Gelegenheiten, wo zween Mitglieder verschiedener „Meynung sind, keiner gegen den andern verächtliche, oder „bittere Ausdrücke gebraucht, es sey in Reden oder in Schrif„ten. Ja selbst, wenn sie eines andern Gelehrten Meynung „bestreiten, er sey auch, wer er wolle, so soll die Akademie „sie zur Bescheidenheit ermahnen.

25.

„Die Akademie soll einen fleißigen Briefwechsel mit „den verschiedenen Gelehrten in Paris und in den Provinzen „des Königreichs, ja selbst fremder Länder, unterhalten; „damit sie bald erfahre, was daselbst merkwürdiges in Ab„sicht auf denjenigen Endzweck vorgehe, den die Akademie „sich vorgesetzet hat: in den Wahlen, zur Ersetzung lediger „akademischen Stellen aber, soll sie denjenigen einen großen „Vorzug ertheilen, die bey diesem Briefwechsel am fleißig„sten gewesen.

26.

„Die Akademie soll irgend einem Mitgliede auftragen, „diejenigen wichtigen Schriften zu lesen, die in der Art der „Wissenschaften, zu welchen sie eingesetzt ist, in Frankreich, „oder anderwärts heraus gekommen sind: und derjenige, „dem diese Arbeit aufgetragen ist, soll der Gesellschaft ei„nen Bericht, ohne alle Critik, davon erstatten; und nur „anmerken, ob etwas darinn enthalten ist, das man „nutzen könnte.

27.

„Die Akademie soll von neuem alle wichtige Entde„ckungen untersuchen, die man an allen Orten gemacht hat; „und in ihren Büchern den Unterschied unter denselben, und „den ihrigen, aufzeichnen.

28.

„Die Akademie soll die Werke untersuchen, die die „Mitglieder wollen drucken lassen; und soll ihre Einwilli„gung zum Drucke nicht eher geben, als bis diese Unterssu„chung durch diejenigen geschehen ist, denen sie diese Be„mühung übertragen. Keiner aber von den Mitgliedern, „soll auf dem Titel seines Buches, sich den Namen eines „Mitgliedes der Akademie geben können: wofern sein Werk „nicht von derselben genehm gehalten worden.

29.

„Wenn der König, oder irgend eine Privatperson, an „einer Aufschrift, oder an einem Denkmaale wollen arbei„ten lassen, und die Akademie zu Rathe gezogen wird: so „soll sie sich sorgfältig angelegen seyn lassen, eine baldige und „hinlängliche Antwort zu ertheilen.

30.

„Die Ehrenmitglieder, Besoldeten, Beysitzer und „Schüler, sollen bey solchen Ueberlegungen, die bloß die Wis„senschaften angehen, auch mitstimmen.

31.

„Wenn es aber die Wahl der Mitglieder, oder die „Sachen, die insonderheit die Verfassung der Akademie be„treffe, angeht, so sollen nur allein die Ehrenmitglieder, „und die Besoldeten stimmen, und diese Wahl geschieht „durch Zettel.

32.

„Diejenigen, die keine Mitglieder der Akademie sind, „können bey den ordentlichen Zusammenkünften weder zu„gegen seyn, noch zugelassen werden; wofern sie nicht von „dem Secretär eingeführet werden, um irgend eine neue „Entdeckung vorzutragen.

33.

„Zu den öffentlichen Versammlungen kann ein jeder „zugelassen werden; und diese werden jährlich zweymal ge„halten, einmal, den Tag nach Martin, und das andremal, „den ersten Tag nach Ostern.

34. „Der

34.

„Der Präsident sitzt mit den Ehrenmitgliedern am „obersten Ende, die Besoldeten und Beysitzer an beyden „Seiten, und die Schüler am untersten Ende.

35.

„Der Präsident soll mit größter Aufmerksamkeit bey „jeder Zusammenkunft, auf die genaue Beobachtung der gu„ten Ordnung halten, und auf alles, was die Akademie be„trifft; er soll Sr. Maj. davon genauen Bericht erstatten; „oder in Ermangelung dessen, demjenigen Staatssekretär, „dem die Besorgung besagter Akademie anbefohlen ist.

36.

„In allen Versammlungen, soll der Präsident über „verschiedene Materien rathschlagen lassen, und die Mey„nungen derer sammeln, die ein Recht zu stimmen haben. „Sie stimmen nach der Ordnung, wie sie sitzen, und er fäl„let den Ausspruch nach den mehresten Stimmen.

37.

„Der Präsident wird den ersten Jenner jedes Jahres „von dem Könige ernennet: allein, ungeachtet er jedes Jahr „von neuem ernennet werden muß; so kann er doch, so lange „es dem Könige gefällt, bey diesem Amte bleiben. Füget „es sich aber, daß er Krankheit, oder seiner Geschäffte we„gen, zuweilen einige Versammlungen versäumete, so wer„den Se. Maj. zugleich einige andere Mitglieder ernennen, „die an der Stelle des Präsidenten den Vorsitz haben.

38.

„Der Secretär soll sorgfältigst, alles, was vorgetragen, „überlegt, untersucht und beschlossen worden, zusammen tra„gen, es in die Bücher der Akademie, nach den Tagen der „Zusammenkünfte, einschreiben, und die vorgelesenen Schrif„ten hinzufügen. Er unterschreibt alle Acten, die aus den„selben, entweder an die Mitglieder, oder an andere abge„folget werden, denen daran gelegen ist; und zu Ende des „Decembers jedes Jahres, soll er einen Auszug dieses Tage„buchs, oder eine critische Geschichte desjenigen dru„cken

„cken lassen, was in der Gesellschaft merkwürdiges vorge-
„gangen ist.

39.

„Die Tagebücher, Vorrechte und Schriften der Aka-
„demie, bleiben allezeit in den Händen des Secretärs; dem
„sie vorizt unverzüglich, nach einem neuen Verzeichnisse,
„welches der Präsident davon zu verfertigen hat, übergeben
„werden sollen; und im Monate December jedes Jahres,
„soll besagtes Verzeichniß von dem Präsidenten, von neuem
„übersehen, und alles hinzugefügt werden, was sich von dem
„Jahre wiederum gesammlet hat.

40.

„Der Sekretär behält sein Amt beständig; und wenn
„er, wegen Krankheit, oder anderer wichtigen Verhinde-
„rungen, der Zusammenkunft nicht beywohnen kann; so muß
„er eins von den Mitgliedern, das er für geschickt dazu
„hält, stellen, an seiner Stelle das Buch zu führen.

41.

„Der Schatzmeister soll unter seiner Verwahrung,
„alle Bücher, Hausrath, Marmor, Zahlpfennige, und an-
„dere der Akademie zugehörige Merkwürdigkeiten, haben.
„Sobald er sein Amt antritt, übergiebt der Präsident ihm
„dieß alles nach einem Verzeichnisse, und im Monate De-
„cember jedes Jahres, übersieht der Präsident besagtes Ver-
„zeichniß von neuem, um es mit allem zu vermehren, was
„in dem Jahre hinzugekommen ist.

42.

„Wenn die Gelehrten etwas von denen dem Schatz-
„meister anvertrauten Sachen zu sehen begehren, so soll er
„es ihnen zeigen: allein er soll nichts von allem, aus denen
„Sälen tragen lassen, allwo es aufgehoben wird, ohne
„schriftliche Erlaubniß der Akademie.

43.

„Der Schatzmeister behält sein Amt beständig; und
„wenn er, wegen einer erlaubten Verhinderung, nicht allen
„Pflichten seines Amtes eine Gnüge thun kann; so ernennet
„er ein anderes Mitglied an seine Stelle.

44.

„Um den Druck derer verschiedenen Schriften zu er„leichtern, die die Mitglieder verfertigen könnten: so erlau„ben Se. Maj. der Akademie, sich einen Verleger zu erwäh„len, dem der König, in Ansehung dieser Wahl, die nöthi„gen Befreyungen wird ausfertigen lassen, die Schriften „derjenigen Mitglieder zu drucken und zu verhandeln, die „dieselbe genehm gehalten haben wird.

45.

„Um die Mitglieder zu fernerem Fleiße in ihren Ar„beiten zu ermuntern, wird Se. Maj. ihnen nicht nur fer„ner das gewöhnliche Gehalt reichen lassen, sondern ihnen „auch, nach dem Werthe ihrer Arbeiten, außerordentliche „Belohnungen ertheilen.

46.

„Um auch den Mitgliedern ihre Studien zu erleich„tern, so wird der König ferner die Kosten zu den verschie„denen Untersuchungen hergeben, die jedes Mitglied wird „anstellen können.

47.

„Um die beständige Gegenwart bey den akademischen „Versammlungen zu belohnen, wird Se. Maj. bey jeder „Zusammenkunft vierzig Schaupfennige* an alle gegenwär„tige Mitglieder austheilen lassen.

48.

„Es soll allezeit unter der königl. Akademie der Wis„senschaften, und unter der Akademie der Aufschriften und „Münzen, eine besondere Vereinigung seyn; und jede erste „Versammlung nach den öffentlichen Zusammenkünften, sol„len diese zwo Akademien zugleich gehalten werden, um durch „die Secretarien, eine von der andern zu erfahren, was in „einer jeden geschehen ist.

* Dieß ist eine silberne Münze eines Livres werth, die jedem Mitgliede so oft es in die Versammlung kömmt, gegeben wird.

49.

„Se. Maj. will, daß diese Verordnung in der nächsten Zusammenkunft vorgelesen, und in das Tagebuch eingetragen werde, um daß sie in allen Stücken genau beobachtet werden könne. Sollte aber irgend ein Mitglied „auf einige Weise dawider verstoßen, so werden Se. Maj. „solches nach Beschaffenheit der Sache, zu ahnden wissen. „Gegeben zu Versailles den 16 Julii siebenzehn hundert eins.„ Unterschrieben **Ludwig.** Und weiter unten **Phelypeaux.**

Diese Verordnung, die der Akademie und ihren Beschäfftigungen eine ganz neue Gestalt gab, war mit einem Briefe von dem Grafen von **Pontchartrain** begleitet, welcher die Absätze, die die jährliche Ernennung der obern Stellen und die Wahl der Schüler betreffen, noch mehr erläuterte. Es ist des Zusammenhanges dieser Geschichte wegen, nöthig, daß wir ihn hieher setzen.

Schreiben
des Herrn Grafen von Pontchartrain
an den Herrn Abt Bignon.

Mein Herr,

„Da der König begierig ist, mit den Proben seiner Huld „gegen die kön. Akademie der Aufschriften fortzufahren, und ihr zu zeigen, wie zufrieden er mit derjenigen Arbeit ist, worauf sie sich bisher beflissen: so haben Se. „Maj. geruhet, ihr beygehende Verordnung zu ertheilen, durch „welche ihr Ansehen größer wird, als es bisher gewesen, „und sie eine edlere und dauerhaftere Gestalt erhält. Se. „Maj. haben mir zugleich befohlen, euch, mein Herr, zu „melden, daß sie euch, so lange es nöthig ist, als ein Ehrenmitglied bestätigen, und daß sie zu Ersetzung der übrigen Ehrenstellen, neun Personen von Stande erwählet, an de-

„ren

„ren jede ich auf dero Befehl bereits schreiben müssen. Se. „Maj. wünschen, daß ihr auf den Rest dieses Jahres, und das „folgende Jahr hindurch, Präsident bleiben möget, und ha„ben den Abt von Caumartin, zum Vicepräsidenten auf „eben diese Zeit, ernennet. Was die besoldeten Stellen be„trifft, so wollen Se. Maj. noch zur Zeit, die Herren „Charpentier, den Abt Tallemant, Despreaux, Toureil, „den Abt Renaudot, de la Loubere, Dacier und Pa„villon beybehalten wissen, und ernennen zu den zwo an„dern, die Herren Abt Boutard und Felibien, den Herrn „Despreaux zum Director, den Herrn Toureil zum Un„terdirector, auf dieses und das folgende Jahr. Den „Abt Tallemant zum Sekretär, und den Herrn Felibien „zum Schatzmeister.

„Was die Stellen der Beysitzer betrifft, so haben Se. „Maj. zehn besonders gelehrte Personen erwählet, an deren „jede ich auf dero Befehl geschrieben.

„Die Schülerstellen betreffend, so hat der König mir „befohlen, euch bestens zu empfehlen, daß die Akademie de„ren Ernennung sogleich vornehme.

„Ich bitte euch, den Herren von der Akademie über„haupt zu sagen, und einem jeden insbesondere, daß ich „sehr froh bin, daß der König eben mir die Ausfertigung „dieser Verordnung übertragen, die ich mit Vergnügen und „mit dem redlichsten Vorsatze aufgesetzt, bey Gelegen„heit der Akademie meine Dienste zu leisten, als die ich „vollkommen hochschätze. Ich bin

Mein Herr,

Versailles den 16 Julii 1701.

euer demüthiger und sehr ge„neigter Diener

Pontchartrain.

Die vom Könige ernennten Ehrenmitglieder, waren, ausser dem Abte **Bignon**, dem Abte **Caumartin**, von dem in obigem Briefe gemeldet ist, und dem Grafen von **Pontchartrain**,

die Herren:

Der Prinz **Armand Gaston** von **Rohan**, Coadjutor und nach der Zeit Bischof von Straßburg, und Cardinal.

Fabio Bruscard de Sillery, Bischof von Soissons.

Der Pater **Franciscus de la Chaise**, Beichtvater des Königs.

Jacob Marquis von Berinchen, Ritter der Orden des Königs, und erster königlicher Stallmeister.

Der Pater **Dom Johann Mabillon**, Benedictiner.

Ludwig Maria, Herzog von **Aumont**, Pair von Frankreich, Oberkammerjunker des Königes.

Michael le Peletier de Souzy, ordentlicher Staatsrath und Beysitzer des königl. Raths.

Nicolaus Joseph Foucault, Intendant der Generalität zu Caen, und nachmaliger ordentlicher Staatsrath.

Das Verzeichniß dieser Ehrenmitglieder ward nach alphabetischer Ordnung ihrer Taufnamen gemacht; und eben so hielt man es mit den zehn Beysitzern, welche waren,

die Herren:

Antonius Oudinet, Aufseher über des Königs Schatzkammer von Alterthümern.

Bernhard von Fontenelle, Mitglied der französischen Akademie, und Sekretär der Akademie der Wissenschaften.

Carl Rollin, ehemaliger Rector der hohen Schule zu Paris, und königlicher Professor der Beredsamkeit.

Honorius von Quiqueran von Beauseu, nachmaliger Bischof von Castres.

Johann Baptista Coutüre, ehemaliger Rector der hohen Schule, und königlicher Professor der Beredsamkeit.

Johann Foy-Vaillant, Doctor der Arzneykunst, und Antiquarius des Herzogs von **Maine**.

Johann

Johann Maria de la Marque Tillader.
Julian Pouchard, königlicher Professor der griechischen Sprache.
Renatus D'Auber de Vertot, Doctor des Kirchenrechts.
Thomas Corneille, Mitglied der französischen Akademie.

Die acht alten Besoldeten blieben in derselben Ordnung, wie sie aufgenommen worden; die zween andern bekamen den Rang, so wie sie in dem Briefe des Grafen von Pontchartrain ernennet worden.

Ein jeder Besoldeter wählte sich einen Schüler, wie in der Verordnung befohlen war, und zwar ersah man

die Herren:

Antonius Galland, königlicher Professor der arabischen Sprache.
Franciscus Bourdelin, Rath bey dem Chatelet.
Johann Baptista Rousseau.
Johann Franciscus Simon, Doctor der Rechte, und nach der Zeit Aufseher über des Königs Sammlung der Alterthümer.
Johann Prevost, Canonicus von Gerberoy.
Johann Renatus Allaneau de la Bonnodiere.
Joseph Düche.
Ludwig Boivin, Parlementsadvocat.
Nicolaus Henrion, Sachwalter bey dem Parlement, und nach der Zeit beysitzender Doctor der Juristenfacultät.
Philibert Bernhard Moreau de Maurour, Rechnungsauditeur.

Herr Coypel, der sich um die Akademie so verdient gemacht hatte, bekam gleichwohl keine ausdrückliche Stelle darinnen; allein der Graf von Pontchartrain schrieb an die Gesellschaft, die Meynung des Königes gienge dahin, daß Herr Coypel allemal gern darinn gesehen seyn sollte; und die Mitglieder fügten diesem noch einhällig bey, daß er auch an der Austheilung der jedesmaligen Münzen Theil

haben sollte. Nach der Zeit aber ist er recht unter die besoldeten Mitglieder aufgenommen worden.

Die vom Könige den 16 Julii 1701 anbefohlene Verordnung, fieng den 19 desselben Monats an vollzogen zu werden, da nämlich die Akademie ihre erste besondere Zusammenkunft, nach der vorgeschriebenen Weise hielt. Die Zusammenkunft des folgenden Novembers, als der ersten nach dem Martinstage, war eine öffentliche Versammlung nach der Vorschrift des 33 Artikels besagter Verordnung. So schwierig es nun zu seyn schien, auf einmal einen Körper in Bewegung zu bringen, der dem Ansehen nach, aus gar zu verschiedenen Theilen bestand, als daß man hätte hoffen sollen, der akademische Sinn würde sie alle gleich stark einnehmen: so haben gleichwohl die Uebungen der Gesellschaft seit der Zeit keine merkliche Unterbrechung erlitten. Es ist wohl wahr, daß man, um dieses Uebel zu verhüten, unter den Mitgliedern, sonderlich in den ersten Jahren, ziemlich wichtige Veränderungen vornehmen müssen. Einige, die vor der Erneuerung der Akademie derselben Mitglieder gewesen, und auf nichts weniger gedacht hatten, als daß sie jemals einer mehrern Arbeit unterworfen seyn sollten, begehrten, man möchte sie für Bejahrte erkennen: und man that es auch. Eben so mußte man es mit einigen neuen Mitgliedern machen, die nicht den ganzen Umfang ihrer Verbindungen eingesehen hatten, oder auch nicht im Stande waren, ihnen nachzukommen. Andere Stellen erklärte man für erlediget; und so kam man nach und nach dahin, daß man in die Gesellschaft nur lauter solche Leute nahm, die ihren Beschäfftigungen ganz ergeben, und von allen wichtigern Sorgen frey waren.

Diese Veränderungen machen allerdings einen Theil der Geschichte dieser Akademie aus: allein, da es eben nicht der wichtigste ist, so wird es genug seyn, wenn man in einer Art einer chronologischen Tafel dieselben bezeichnet; nachdem man zuvor alles beygebracht hat, was die Akademie über-

überhaupt angeht und wichtiger ist, und ehe man sich in irgend eine nähere Beschreibung dieses Werks einläßt.

Bis zu der Verordnung vom 1701ten Jahre, hatte die Akademie keinen andern Ort zu ihren Versammlungen gehabt, als eben denselben Saal, den die französische Akademie hatte. Der König wies ihr nunmehr im Louvre ein besonder Gemach an, das bequem und groß war, und mit Brustbildern sowohl als Schildereyen ausgezieret ward. Hierzu kam noch ein kleiner Büchervorrath, darunter die meisten alten Schriftsteller und die besten Bücher von Münzen und Alterthümern, befindlich sind.

Bey den ersten Sitztagen war die Frage, was man für ein Siegel und für ein Sinnbild zu der Austheilungsmünze der Akademie erwählen sollte?

Was das Siegel betrifft, so gefiel dem Könige, daß die Akademie das französische Wapen selbst mit einer goldenen Münze in der Mitte nehmen sollte, in welche Sr. Majestät Bildniß gestochen wäre.

Die Austheilungsmünze aber anlangend, so schien nichts geschickter zu seyn, als daß man auf derselben eine Muse vorstellete, die in der Hand eine Lorberkrone hielt, und hinter sich Denkmäler und Prachtkegel hätte. Zur Ueberschrift aber wählete man Horazens Worte: vetat mori!

Im 1713ten Jahre ward die Errichtung der Akademie der Aufschriften sowohl, als der Akademie der Wissenschaften, durch eine noch öffentlichere Urkunde bestätiget, als alle vorhergehende gewesen. Dieß geschah durch ein Patent, welches im Monate Februar zu Marly ausgefertiget, und hernach bey dem Parlemente und bey der Rechnungskammer eingeschrieben ward. Man wird es hier nach der Länge hersetzen, weil es schwer seyn würde, solches abzukürzen.

Königliches Patent,

wodurch die Errichtung der königl. Akademien der Aufschriften und der Wissenschaften, bestätiget wird.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, entbiethen allen und jeden, jetziger und künftiger Zeiten unsern Gruß. Da die Sorgfalt für die Wissenschaften und schönen Künste allezeit zum Flore der Staaten beygetragen, so hat der verstorbene König, unser hochgeschätzter Herr und Vater, im 1635sten Jahre, die Aufrichtung einer französischen Akademie befohlen, um dadurch die Sprache, Beredsamkeit und Poesie auf denjenigen Grad der Vollkommenheit zu bringen, den sie endlich unter unserer Regierung erreichet haben. Wir erwählten im 1663sten Jahre unter den Mitgliedern, aus welchen damals die Akademie bestand, eine kleine Zahl solcher Gelehrten, die in der Geschichte und den Alterthümern am erfahrensten waren, um an den Aufschriften, Sinnbildern und Münzen zu arbeiten, und in allen Denkmälern von dieser Art, denjenigen Geschmack und die edle Einfalt einzuführen, die deren wahren Werth ausmachen. Als wir nun nach der Zeit unser Augenmerk ins besondere auf die Wissenschaften und Künste gerichtet, so errichteten wir im 1666sten Jahre eine Akademie der Wissenschaften, aus solchen Männern, die in allen Theilen der Meßkunst und Naturlehre, die geschicktesten waren; und im 1667sten Jahre, ließen wir das berühmte Gebäude eines Observatorii erbauen, allwo diejenigen von ihnen, welche sich der Sternkunde widmen, bereits so viel berühmte und nützliche Erfindungen entdecket haben. Diese zwo Akademien, die unter unserm Schutze zusammen gebracht, und durch Wohlthaten erhalten worden, die keine schwierige Vorfälle der Zeiten jemals haben unterbrechen können,

haben alles, was wir von ihnen gehoffet, auf eine so glückliche Art erfüllet, daß wir, so bald der ryswickische Frieden ganz Europa wieder in Ruhe gesetzt, drauf gedacht haben, wie wir ihnen ein öffentliches Zeichen unserer Zufriedenheit geben möchten. Wir gaben ihnen Verordnungen mit unserer eigenhändigen Unterschrift, wodurch die Absichten und Form ihrer Uebungen festgestellet wurde: und damit wir sie noch auf eine sonderbarere Weise unterschieden, so befahlen wir, daß ihre Versammlungen auf unserm Louvre gehalten werden sollten. Die Hochachtung und der Ruhm, den diese Gesellschaften seit der Zeit erlanget haben, verbinden uns je mehr und mehr der bisherigen vortheilhaften Einrichtung, noch eine beständigere und dauerhafte Forme zu geben. Derowegen haben wir aus sonderbaren Gnaden, voller Macht und königl. Ansehen, durch gegenwärtiges eigenhändig unterschriebene Patent, die Versammlungen und Zusammenkünfte der Mitglieder besagter Akademien, erlauben, billigen und bevollmächtigen wollen; erlauben, billigen und bevollmächtigen selbige hiermit, wie wir sie außerdem, so viel als nöthig, eingesetzt und gestiftet haben: wie wir sie durch gegenwärtiges nochmals einsetzen, die eine unter dem Namen einer **königlichen Akademie der Aufschriften und Münzen**, die andere unter dem Namen der **königlichen Akademie der Wissenschaften**; welche fernerhin ihre Verordnungen von demjenigen Staatssekretär empfangen sollen, der die Besorgungen unsers Hauses hat. Wollen auch ferner, daß sie ihre Versammlungen in denen Zimmern halten sollen, die wir ihnen auf dem Louvre angewiesen haben, und zwar zu denen Stunden und an denen Tagen, die in unsern Verordnungen vom 26 Jenner 1699, und vom 16 Julius 1701 benennet sind; davon die Abschriften unter dem Gegensiegel unserer Kanzeley hier beygehen, die wir in ihrer Forme und Inhalt gehalten wissen wollen. **Wir befehlen** also unsern lieben und getreuen Räthen und Bedienten bey dem Parlemente zu Paris, daß sie diesen offenen Brief daselbst vorlesen,

lesen, bekannt machen und registriren lassen, und dessen Inhalt aufheben und beobachten sollen: daran geschieht unsere Meynung. Und damit dieses alles fest und gewiß sey, haben wir diesem unserm Briefe unser Insiegel anhängen lassen. Gegeben zu Marly im Hornung, des Jahres Christi siebenzehn hundert und dreyzehn, und unserer Regierung im zwey und sechszigsten. Unterschrieben Ludwig, und auf der Gegenseite, im Namen des Königes, Phelypeaux. Visa, Phelipeaux. Das Siegel war das große in grünem Wachse mit rothen und grünen seidenen Schnüren.

Die Registratur des Parlements zu Paris war vom dritten May 1713 unterschrieben

Dongois.

Die Registratur der Rechnungskammer war ebenfalls vom dritten May 1713 und unterschrieben

Noblet.

Es hatten sich schon seit einiger Zeit verschiedene verdienstvolle Gelehrte fremder Länder merken lassen, daß sie in einer genauen Verbindung mit der Akademie zu stehen wünschten, und in die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen seyn möchten. So viel Vortheil man nun auch von einer solchen Verbindung hoffen konnte: so war es doch schwer, ja nicht einmal zuträglich, dieselbe einzugehen, so lange noch der Krieg ganz Europa so heftig in Bewegung setzte. Dieses war eben das Hinderniß, warum man in der Erneuerung von 1701 keine Fremde hineingesetzt hatte, wie man doch 1699 bey der Akademie der Wissenschaften gethan. So bald aber der Friede die zerrütteten Gemüther der Nachbaren vereiniget hatte, so ließ es der König den Wissenschaften auch an dieser neuen Probe seiner Gunst nicht fehlen. Er erlaubte der Akademie, zu der Abtheilung der Ehrenstellen noch einige auswärtige Mitglieder hinzuzufügen, die wegen ihrer Gelehrsamkeit berühmt wären; damit durch dieses Mittel, die Gesellschaft die Ehre

ihrer

ihrer Arbeiten desto bequemer auch auswärts ausbreiten könnte, und zugleich im Stande wäre, die erste Frucht derer Entdeckungen zu sammeln, die man an den entferntesten Oertern und Ländern gemacht haben möchte. Zufolge dieser Erlaubniß nun, wählete die Akademie im 1715ten Jahre, drey Ehrenmitglieder, deren erster, der Cardinal **Gualteri**, der andere **Dom Anselmus Banduri**, Bibliothekar des Großherzogs, und der dritte, Herr **Cuper**, Bürgermeister zu **Deventer**, war.

Wenige Zeit nach dieser Vermehrung starb der König; und wenn etwas vermögend war, die Akademie über den Verlust ihres erlauchten Stifters zu trösten: so war es dieß, daß sie unter einer geruhigen und hoffnungsvollen Minderjährigkeit, die höchste Verwaltung des Staats, in den Händen eines Prinzen sah, dem dieselbe sowohl wegen seiner persönlichen Verdienste, als wegen des Vorrechtes seiner Geburt, zugehörig zu seyn schien. Dieser Herr, der schon ein öffentlicher Beschützer der Gelehrsamkeit und schönen Wissenschaften war, ließ nichts von dem allen zu wünschen übrig, was ihm noch den Namen eines Vaters des Vaterlandes, zuziehen konnte.

Zu noch mehrerem Glücke, ward die Fürsorge für die Akademie dem Herzoge von **Antin** so übergeben, wie die Herren **Colbert** und von **Louvois**, Oberaufseher der Gebäude, sie gehabt hatten. Und in diesem neuen Mäcen fand sie allen Beystand, der ihre Arbeiten berühmter, nützlicher und der Wohlthaten des Prinzen würdiger machen konnte.

Der Herzog von **Antin** nahm seine Oberstelle bey der Akademie ein, als sie das erstemal hingieng, dem Herzoge von **Orleans** ihre tiefe Ehrfurcht zu bezeugen. Se. kön. Hoheit empfieng sie mit vieler Gnade, ja wenn man es sagen darf, mit Zärtlichkeit. Es schien, als ob er die Musen selbst empfienge. Da ihm alle Verrichtungen der Akademie bekannt waren: so sprach er auch auf eine solche Art davon, daß er die Bewunderung aller Mitglieder erregte.

Er

Er kannte nicht nur die Vornehmsten unter ihnen; sondern auch diejenigen, die sich am meisten dem Umgange der Welt entzogen hatten, und sich ins geheim mit einer ihnen theuren Vergessenheit schmäuchelten.

Bey dieser Audienz, die die Leutseligkeit des Prinzen fast in ein vertrautes Gespräch verwandelte, gab Se. königl. Hoheit der Akademie zu verstehen, daß der Titel **Akademie der Aufschriften und Münzen**, nur einen kleinen Theil ihrer Absichten ausdrückte, und diejenigen, die sie nicht kenneten, veranlassen könnte, sich einen sehr unvollkommenen, ja vielleicht nachtheiligen Begriff, von ihr zu machen. Diese Anmerkung gab zu einem Befehle Anlaß, der den 4ten Jenner 1716 aus dem königl. Staatsrathe ausgefertiget ward, und durch welchen, der Name der **königl. Akademie der Aufschriften und Münzen**, in den Titel, der **königl. Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften**, verändert ward. Man hätte zwar auch noch die **Aufschriften** weglassen können, als die dem Titel der **schönen Wissenschaften** eben nichts neues hinzufügen; allein man sah es auch nicht ungern, daß man noch einen alten Namen beybehielt, der den Ursprung der Akademie desto genauer anzeigte. Zudem so wußte sie wohl, daß die Welt, die nur gar zu geneigt ist, die Titel zu unterdrücken, insonderheit wenn sie unnütz oder gleichgültig sind, sie doch nicht viel anders, als die **Akademie der schönen Wissenschaften**, nennen würde, wie es auch die Erfahrung jetzund zeigt.

Der Befehl des Staatsraths vom 4ten Jenner 1716, wirkte noch eine andere Veränderung in der Akademie. Durch diesen Befehl nämlich, schaffte der König die Classe der **Schüler** ab, als deren bloßer Name schon alle Leute, die gewisse Verdienste besaßen, abschreckte. Se. Majestät verordnete, daß die Classe der **Beysitzer**, noch mit zehn Personen vermehret werden sollte, und daß dieselben dem Könige auf die gewöhnliche Art vorgeschlagen werden sollten: nämlich man sollte zu jeder Stelle, durch Stimmzettel,

zettel, dem Könige zwo Personen in Vorschlag bringen, deren Wahl Se. Majestät sich vorbehielt; und dieß ward sogleich vollzogen.

Endlich ergieng den folgenden 23sten März ein anderer Befehl aus dem Staatsrathe, der die **bejahrten** Mitglieder betraf. Ihre Zahl war größer, als ein Drittheil der wirklichen Mitglieder. Da nun der verstorbene König geglaubet, daß diese Menge der **Bejahrten**, der guten Einrichtung der Gesellschaft nachtheilig seyn könnte, so hat schon er im 1714ten Jahre befohlen, daß sie bey den Wahlen und andern, die Akademie besonders betreffenden Berathschlagungen, keine Stimmen mit haben sollten; ausgenommen die vier ältesten von ihnen, die sich in der Versammlung finden würden. Um aber allen Folgen, die daraus entstehen könnten, desto nachdrücklicher vorzubeugen; so befahl der König, auf Anrathen des Herzogs von **Orleans**, Regenten des Königreichs, durch einen neuen Befehl: daß der Titel eines **bejahrten** Mitgliedes, künftig nur solchen wirklichen Gliedern der Akademie ertheilet werden sollte, welche, nachdem sie, wenigstens zehn Jahre lang, der Akademie nützliche Dienste geleistet, außer Stande seyn würden, und gewisser maßen eine Unmöglichkeit vor sich sähen, ihre Arbeiten in derselben weiter fortzusetzen. Um nun die Wahrheit eines solchen Vorgebens darzuthun, sollten diejenigen von den Mitgliedern der Akademie, die den Titel eines **bejahrten** Akademisten suchten, sich sogleich an die Akademie wenden, die darüber durch Zettel, so wie bey den Wahlen geschieht, stimmen sollte. Fände sichs nun, daß derjenige, der diesen Titel suchte, zwey Drittheile der Stimmen für sich hätte, so sollte der Entschluß der Akademie Sr. Majestät zur Entscheidung eingesandt werden. Was aber die Beywohnung der **Bejahrten**, bey der Akademie beträfe, so befahlen Se. Majestät, daß nur die vier Aeltesten von ihnen bey den Wahlen und andern besondern Sachen, die die Akademie betreffen, mitstimmen sollten; ohne daß sie irgend ein ander **bejahrtes**

Mit-

Mitglied, das nicht so alt wäre, an ihre Stelle schicken dörften, wenn sie nicht selbst bey der Versammlung erscheinen könnten.

Nachdem nun alles eingerichtet war, was zur guten Ordnung, oder zur Ehre der Gesellschaft gereichen konnte; so dachte man auf die gedruckte Geschichte und Nachrichten der Akademie, die hier gleich nach der chronologischen Tafel derer Veränderungen folgen werden, welche seit der Verordnung vom 16ten Julio 1701, bis auf gegenwärtige Zeit, mit den Mitgliedern der Akademie vorgegangen.

Im 1702ten Jahre

starb Herr **Charpentier**, ein besoldetes Mitglied, und Herr **Vaillant** kam an seine Stelle.

Herr **Boivin** ward an Herrn **Vaillants** Stelle zum Beysitzer ernennet, und Herr **Vaillant**, der Sohn, ward Schüler, an die Stelle des Herrn **Boivin**.

Im 1703ten Jahre

starb der Herzog von **Aumont**, Ehrenmitglied der Akademie, und der Präsident von **Lamoignon** bekam seine Stelle.

Im 1705ten Jahre

starb Herr **Pavillon**, ein besoldetes Mitglied.

Die Herren **Despreaux**, **Toureil** und **de la Loubere**, die alle besoldet waren, wurden für bejahrte Mitglieder erkläret.

Starb Herr **Pouchard**, ein beysitzendes Mitglied. Die Herren **Corneille**, **Rollin**, der Bischof von **Castres** und Herr von **Fontenelle**, die alle Beysitzer waren, wurden für Bejahrte erkläret.

Der Herr **Düche**, Schüler, starb.

Die Herren **Bourdelin** und **Rousseau**, die ebenfalls Schüler waren, wurden für Bejahrte erkläret, und die Schülerstelle, die Herr **de la Bonnodiere** besessen, ward für leer erkannt.

Die Herren, Abt **Tilladet**, **Coutüre** und **Vertot**, wurden zu besoldeten Mitgliedern ernennet.

Herr

Herr Simon ward in diesem Jahre zum Beysitzer, und hernach zum besoldeten Mitgliede erkläret.

Die Herren Moreau von Mautour, der Abt Fraguier und Baudelot, wurden zu Beysitzern ernannt.

Die Herren Danchet, von Boze, Massieu, von Valois, der jüngere Boivin und Burette, wurden zu Schülern aufgenommen.

Im 1706ten Jahre

wurden die Herren von Boze, Massieu, der jüngere Boivin, Prevot und de Neufville, zu den noch leeren Beysitzerstellen ernennet. Villefore, der Abt Nadal, Barat, und Boindin aber, wurden zu Schülern aufgenommen.

Der Abt Tallemant, besoldetes Mitglied und Secretär der Akademie, ward zum bejahrten Mitgliede erkläret.

Herr Vaillant, der Vater, ein besoldetes Mitglied, starb.

Barat, ein neuer Schüler, starb auch.

Herr Boze rückte in die besoldete Stelle des Abts Tallemant, und auch in das Amt als Secretär.

Der Abt Fraguier ward ein besoldetes Mitglied, an Herrn Vaillants, des Vaters, Stelle.

Die Herren Danchet und Galland bekamen die Beysitzerstellen der Herren Boze und Fraguier.

Morin, der Abt Pinart, und le Roi, wurden zu Schülern aufgenommen.

Im 1708ten Jahre

starb der Pater Mabillon, ein Ehrenmitglied, und seine Stelle ward mit dem Abte Louvois ersetzet.

Der Sohn des Herrn Vaillant, ein Schüler, starb. Die Schülerstelle, welche Herr von Villefore besessen, ward, weil er sie, wegen seiner schlechten Gesundheit, niederlegte, für leer erkannt.

Le Roi, und der Abt Mongault, nahmen ihren Sitz als Schüler ein.

Im 1709ten Jahre

starben der Pater la Chaize und der Präsident Herr von Lamoignon, beydes Ehrenmitglieder. Die Stelle des erstern besetzte Herr Bignon, Staatsrath und Präsident der Kaufmannschaft; die andere erhielt der Pater le Tellier, Beichtvater des Königes.

Im 1710ten Jahre

ward der Abt Boutard, ein besoldetes Mitglied, zum Bejahrten erkläret, und der Abt Massieu trat in seine Stelle.

Herr Henrion ward an die Stelle des Herrn Massieu zum Beysitzer ernannt, und der Abt von Boissy ward Schüler.

Wenige Zeit darauf ward Herr Henrion für bejahrt erkläret, und der Abt Anselme bekam seine Beysitzerstelle.

Im 1711ten Jahre

starb Herr Despreaux, ein besoldetes bejahrtes Mitglied. Der Abt Renaudot, der auch besoldet war, ließ sich für bejahrt erklären. Herr Baudelot trat an die Stelle des Abtes Renaudot. Der Abt Mongault erhielt die Beysitzerstelle des Herrn Baudelot, und Herr Sevin trat als Schüler in des Abt Mongaults Stelle.

Wenige Zeit darauf, wurden der Abt Mongault und Herr Oudinet für Bejahrte erkläret. Die Herren Valois und Burette erhielten ihre Stellen als Beysitzer, und die Herren Blanchard und Hardion wurden Schüler.

Im 1712ten Jahre

starben, der Abt Tallemant, bejahrtes und besoldetes Mitglied, und Herr Oudinet auch, ein Beysitzer und Bejahrter.

Herr Simon, ein besoldetes Mitglied, ward für bejahrt erklärt.

Die Stellen des Herrn Prevot, Beysitzers, und des Schülers le Roi, wurden für leer erklärt.

Herr Moreau de Maurour kam in die besoldete Stelle des Herrn Simons; der Abt Nadal aber in des Herrn Mau-

Mautours Beysitzerstelle, und Herr Boindin an des Herrn Prevot seine.

Fanieres, Godeau und Mandajors wurden Schüler.

Im 1713ten Jahre

ward Herr Danchet, ein Beysitzer, für bejahrt erkläret, und Herr Pinart ward Beysitzer an seiner Statt.

Wenige Zeit darauf, ward eben dieser Herr Pinart auch für bejahrt erkläret, und Herr Morin ward Beysitzer an seiner Statt.

Bannier und Fourmont wurden Schüler.

Herr Küster ward zum eilften Beysitzer ernannt.

Im 1714ten Jahre

starb der Bischof von Soissons, Ehrenmitglied, und Herr von Bercy, Aufseher der Finanzen, ward an seiner Stelle erwählet.

Herr von Toureil, ein besoldetes und bejahrtes Mitglied, starb.

Herr Neufville, Beysitzer, ward für bejahrt erkläret, und durch den Herrn Küster, der über die Zahl war, ersetzt.

Die Herren Boindin, der Abt Nadal und Boissy, wurden für Bejahrte erkläret.

Die Herren Sevin und Blanchard wurden Beysitzer.

Die Schülerstelle des Herrn Godeau ward für erledigt erklärt, indem er sie niederlegte, nachdem ihn die hohe Schule zu ihrem Rector ernennet hatte.

Die Herren Freret, der Abt Fontenü und Goulley wurden Schüler.

Im 1715ten Jahre

starb der Abt Tillader, besoldetes Mitglied, und Herr Bürette ward an seine Stelle aufgenommen.

Imgleichen starb Herr Galland, Beysitzer.

Die Herren Fourmont und Mandajors bekamen die erledigten Beysitzerstellen der Herren Galland und Bürette.

Wenige Zeit darauf ward Herr **Mandajors** für bejahrt erkläret, und Herr **Hardion** an seine Stelle zum Beysitzer ernannt.

Sallier ward Schüler.

Im 1716ten Jahre

ward die Classe der Schüler abgeschafft, und die Beysitzer um zehn Personen vermehret, deren Namen in folgender Liste stehen.

Der Abt **Anselme** ward zum Besoldeten, über die Zahl, ernannt, und kam einige Zeit darauf in Herrn **Felibiens** Stelle, die für leer erkläret ward.

Der Beysitzer, Herr **Küster**, starb, und der Abt von **Antin** ward an seine Stelle ernannt.

Herr **Cuper**, ein auswärtiges Ehrenmitglied, starb.

Im 1717ten Jahre

ward der Cardinal von **Polignac** zum Ehrenmitgliede über die Zahl ernannt.

Herr **Bourdelin**, bejahrter Beysitzer, starb.

Wie auch Herr **Pinart**, ebenfalls ein Bejahrter und Beysitzer.

* *

Verzeichniß
der Königl. Akademie der schönen Wissenschaften im 1717ten Jahre.

Ehrenmitglieder sind, die Herren:

Camille le Tellier de Louvois, Abt von Bourgueil und Vauluisant, Mitglied der französischen Akademie und der Akademie der Wissenschaften, Aufseher des Büchervorraths Sr. Majestät. Ist Präsident.

Johann Franciscus Paul le Febüre de Caumartin, ernannter Bischof zu Vannes, einer von den vierzig Mitgliedern der französischen Akademie, Abt zu U. L. F. von Buzay. Ist Vicepräsident.

Johann Paul Bignon, Abt zu St. Quentin, Dechant zu St. Germain L'Auxerrois, ordentlicher Staatsrath, einer von den vierzig Mitgliedern der französischen Akademie, Präsident der Societät der Wissenschaften.

Der Prinz Armand Gaston Cardinal von Rohan, Commenthur der Orden des Königes, Großalmosenier von Frankreich, Bischof und Fürst zu Straßburg, einer von den vierzig Mitgliedern der französischen Akademie.

Jacob von Beringhen, Ritter der Orden des Königes, Graf von Chateauneuf, Oberstallmeister des Königes, Gouverneur der Citadellen zu Marseille.

Michael le Peletier de Souzy, ordentlicher Staatsrath.

Nicolaus Joseph Foucault, ordentlicher Staatsrath.

Hieronymus Bignon, ordentlicher Staatsrath, ehemaliger Vorsteher der Kaufmannschaft.

Michael le Tellier, aus der Gesellschaft Jesu, Beichtvater Ludwigs des XIV.

Carl Heinrich Malo von Bercy, ehemaliger Aufseher der Finanzen.

Melchior, Cardinal von Polignac, Mitglied der französischen Akademie.

Die besoldeten Mitglieder sind, die Herren:

Andreas Dacier, beständiger Secretär und Schatzmeister der französischen Akademie, Bücheraufseher des königlichen Vorraths. Ist Director.

Johann Baptista Courüre, ehemaliger Rector der hohen Schule zu Paris, königlicher Professor der Beredsamkeit, Director des königl. Collegii. Ist Unterdirector.

Renatus Auber von Verrot, Prediger, und Doctor des Kirchenrechts.

Claudius Gros von Boze, Mitglied der französischen Akademie, Aufseher der Sinnbilder und Aufschriften der königlichen Gebäude. Ist Secretär und Schatzmeister.

Claudius Franciscus Fraguier, Mitglied der französischen Akademie.

Wilhelm Massieu, Mitglied der französischen Akademie, und königlicher Professor der griechischen Sprache.

Carl Cäsar Baudelot, Sachwalter bey dem Parlamente, und Mitglied der paduanischen Akademie der Ricovrati.

Philibert Bernhard Moreau von Mautour, königlicher Rath, und Auditeur bey der Rechnungskammer.

Peter Johann Bürette, Mitglied der parisischen Facultät, königlicher Professor der Arzneykunst.

Antonius Anselme, Abt zu St. Sever, Cap von Gascogne, ordentlicher Prediger des Königes.

Antonius Coypel, erster königl. Maler, wie auch Hofmaler von Sr. kön. Hoheit dem Herzoge von Orleans.

Die Beysitzer sind, die Herren:

Ludwig Boivin, Sachwalter bey dem Parlamente.

Johann Boivin, von Villeneuve, königl. Professor der

der griechischen Sprache, einer von den Wärtern des königlichen Büchervorraths.

Carl von Valois de la Mare, königl. Antiquarius.

Henrich Morin.

Franciscus Sevin.

Elias Blanchard.

Stephan Fourmont, königl. Professor der arabischen Sprache.

Jacob Hardion.

Nicolaus Mahudel, Doctor der Arzneykunst.

Anton Bannier, der Rechten Licentiat.

Ludwig Franciscus de Fontenü, Doctor der Gottesgelahrheit.

Nicolaus Freret.

Alexander Goulley von Boisrobert, Aufseher über den Büchervorrath des Marschalls von Estrees.

Claudius Sallier.

Peter Paul Lormande, Priester, Doctor der Gottesgelahrheit, Prior zu Puy-Chevrier ꝛc. ꝛc.

Johann Baptista Henrich Dütrousset von Valincourt, Mitglied der französischen Akademie und der della Crusca, Obersecretär des Seewesens und der Befehlshabereyen des Grafen von Thoulouse.

Nicolaus Gedoyn, Domherr der heiligen Capelle.

Camillus Falconet, Doctor der medicinischen Facultät zu Paris.

Carl von Riencourt, Advocat bey dem Parlamente.

Peter von Pardaillan von Gondrin D'Antin, Domherr zu Straßburg, Abt von Lyre und Montirame.

Auswärtige Ehrenmitglieder sind:

Der Cardinal Gualterio.

Don Anselmus Banduri, Benedictiner und Bibliothekar des Großherzogs.

Bejahrte Besoldete sind, die Herren:

Der Abt Renaudot.
Herr de la Loubere.
Herr Abt Boutard.
Herr Simon.

Bejahrte Beysitzer sind:

Der Bischof von Castres.
Herr Rollin.
Herr von Fontenelle.
Herr Henrion.
Herr Danchet.
Der Abt Mongault.
Der Abt Nadal.
Der Abt von Boissy.
Herr de la Neufville.
Herr Boindin.
Herr von Mandajors.

Geschichte der Werke der Akademie

von

ihrer Erneuerung an, bis ins

1710te Jahr.

I.

Des Abts Boissy,

Abhandlung von den Söhnopfern, oder Aussöhnungen bey den alten Griechen und Römern.

Nachdem sich der Götzendienst an die Stelle des wahren Gottesdienstes eingeschlichen, so ward die Reinigkeit der Religion gar bald verderbet. Indem man sich Götter ersann, wie sie entweder die Furcht, oder die Hoffnung angab; so führte man ihnen zu Ehren auch einen Dienst ein, bey welchem diese zwo Leidenschaften ihre Rechnung fanden: allein der Begriff von einer Vorsehung ließ sich doch nicht ganz

ersticken. Man blieb überzeugt, daß die Götter ein wachsames Auge auf die Thaten der Menschen hätten, daß sie sich über deren Laster erzürnten, und daß ihr Zorn öffentliche und besondere Drangsalen nach sich zöge. Alle Vorfälle also, die dem Laufe der Natur zuwider zu seyn schienen, Wunderzeichen, Ungeheuer, Zeichen in der Luft, alles dieses sah man für Merkmaale des Zorns der Götter an; und um deren Wirkung zu vermeiden, so ersann man sich gewisse andächtige Gebräuche, die man zu deren Abwendung für tüchtig hielt. Wenn irgend ein vom Stolze aufgeblasener Sterblicher, sagt Homer, (Iliad. 9. v. 495.) unglückseliger Weise in ein Laster geräth, weis er denn nicht, daß sich die Götter durch Weihrauch, Gebeth und Opfer erweichen lassen? Auf diesen Grund, und vieleicht auch auf die Kenntniß von den Gebräuchen des mosaischen Gesetzes, gründeten die Heiden ihre verschiedenen Arten der Aussühnungen, von welchen der Abt Boissy im 1709ten und 1710ten Jahre, die Akademie einigemale unterhalten hat.

Wenn man genau reden will, so verdienten nur die groben Verbrechen allein, eine Aussühnung. Gleichwohl wurden die Sühnopfer noch bey hundert andern Gelegenheiten gebrauchet: und man findet fast keinen Stand, er sey in öffentlichen Aemtern, oder im Privatleben, der denselben nicht unterworfen gewesen. Man mochte die Feldherrnstelle über ein Kriegsheer annehmen, oder öffentliche Spiele anstellen wollen; bey Festen, bey Versammlungen, ließ man allezeit die Gebräuche der Aussühnung das erste seyn. Will man sich in die Beschreibung des häuslichen Standes einlassen, so wird man finden, daß die Alten, sich nicht nur sehr gewissenhaft wegen der mindesten Fehler gereiniget; sondern auch noch bey Gelegenheit aller derer Gegenstände, die ein toller Aberglauben, ihnen als unglückliche Vorbothen vorstellete. So bedeuteten die Wörter expiare, lustrare, purgare, februare, sehr oft nichts anders, als gewisse andächtige Gebräuche vornehmen, um irgend ein Un-

glück

glück zu entfernen; welches einem durch himmlische Zeichen, oder durch die Begegnung irgend eines übelbedeutenden Gegenstandes angedrohet worden: ungeachtet in der genauesten Bedeutung, ein solches Wort nur bloß zur Aussöhnung großer Verbrechen hätte gebraucht werden sollen.

Von allen Arten der Aussöhnung waren diejenigen die feyerlichsten, durch welche man einen Mord tilgen wollte: und wenn der Mörder ein vornehmer Mensch war, so hielten sichs die Könige selbst wohl nicht für zu schlecht, die Feyerlichkeiten dabey zu verrichten. So findet man im **Apollodor**, daß **Copräus**, der den **Iphites** umgebracht hatte, von dem **Eurysthäus**, Könige zu **Mycene**, ausgesöhnet worden. Im **Herodotus** kömmt **Adrastus**, und läßt sich von dem lydischen Könige **Crösus** aussöhnen. Eben so unterwarfen sich auch **Herkules**, **Theseus**, und einige andere Helden, den Gebräuchen der Aussöhnungen.

Apollodor ist der einzige, welcher uns eine große Beschreibung davon macht (Argonaut. Lib. 4). Nachdem **Jason**, der Anführer der **Argonauten**, das güldene Vlies, zusammt der **Medea**, entführet hatte: so ward er von dem jungen **Absirthus**, einem Bruder dieser Prinzessinn, verfolget. Die Furcht der **Medea**, in seine Hände zu gerathen, brachte sie auf den grausamen Anschlag, denselben ermorden zu lassen. Da sie ihn also durch schmäuchelhafte Versprechungen auf eine benachbarte Insel locket, so überfällt Jason, der sich allda verstecket hatte, diesen jungen Prinzen, welcher nicht auf seiner Hut war, und entleibete ihn. Sogleich schnitt er dem todten Körper die äußersten Gliedmaßen ab, und leckte dreymal das daraus fließende Blut: nach der Weise der Mörder, die, wie derselbe Dichter anmerkt, sich hiedurch auszusühnen vermeynten. Nach dieser grausamen That, kamen **Jason** und **Medea**, auf das Ufer der Insel **Aea**, um von der **Circe**, deren Beherrscherinn, ausgesöhnet zu werden. Diese Prinzessinn, eine Base der **Medea**, nahm sie sehr wohl auf, ohne beyde zu kennen. Sie kamen beyde mit niedergeschlagenen Augen auf sie zu, und

giengen

giengen nach der Weise der Supplicanten, ohne ein Wort zu sagen, bis zum Opferherde, allwo Jason dasselbe Schwert, womit er seiner Frauen Bruder entleibet hatte, in die Erde steckte. Ihr Stillschweigen und ihre Stellung gaben der Circe leichtlich zu erkennen, daß sie Flüchtlinge und eines Menschenmordes schuldig seyn müßten; daher machte sie sich zu ihrer Aussöhnung fertig. Sie ließ gleich ein noch saugendes Ferkel bringen, und nachdem sie es erwürget, rieb sie mit dessen Blute Jasons und der Medea Hände. Hierauf folgten einige Wein- oder Milchvergießungen zu Ehren des aussöhnenden Jupiters; worauf sie, nachdem sie das übrige vom Opfer hinauswerfen lassen, auf dem Altare gewisse Kuchen von Mehl, Salz und Wasser gebacken, verbrannte; und diese Handlungen alle mit den gehörigen Gebethen vereinigte, welche den Zorn der grausamen Eumeniden besänftigen konnten. Sobald dieses alles vorbey war, hieß Circe ihre Gäste auf prächtigen Sesseln niedersitzen, um sie herrlich zu bewirthen. Es ist hier aber unnöthig zu sagen, daß sie, nachdem sie ihre Nichtel erkannt, dieselbe aus ihrem Schlosse getrieben, ohne daß sie ihr gleichwohl sonst etwas leides thun dorfte: indem Medea, da sie noch in dem schuldigen Stande gewesen, sie um ihren Schutz angeflehet.

So waren die Gebräuche bey der Aussöhnung eines Menschenmordes beschaffen: die aber nicht allezeit so beschwerlich gewesen sind, weil es in den ersten Zeiten genug war, wenn man sich nur in einem laufenden Wasser badete, wie uns Ovidius berichtet. Nachdem dieser Dichter (Fastor. Lib. 2.) verschiedene Helden erwähnet hat, die auf solche Art ausgesöhnet worden; so verdammet er diese Gewohnheit, da man geglaubet, man könne im Wasser dasjenige Blut abwaschen, womit die Menschenmörder sich befleckt hätten:

Ah! nimium faciles, qui triſtia crimina caedis,
Fluminea tolli poſſe putatis aqua!

Die Römer hatten eine besondere Art von Aussöhnung, deren Beschreibung man im Dionysius von Halikarnaß nachsehen kann: indem er von derjenigen redet, welche man bey dem Horaz, wegen des Mordes gebrauchet, den er nach seinem Siege begangen. Insonderheit war diese Art von Aussöhnung nach den Schlachten gebräuchlich. Achilles reinigte sich, wie Athenäus (Lib. 2. cap. 6.) bezeuget, auf diese Art zu Miletus, nachdem er den Strambelus, einen König der Leleger, getödtet hatte. Als Aeneas aus der trojanischen Verheerung gieng, so dorfte er nicht eher seine Hausgötter auf sich nehmen, als bis er sich im Wasser gereiniget hatte.

Tu, genitor, cape sacra manu, patriosque Penates.
Me bello a tanto digressum et caede recenti
Attrectare nefas. *Aeneid. Lib. 2.*

Zu den Formalien bey der Aussöhnung der Mordthaten, setzt der Abt Boissy noch dasjenige hinzu, was bey den eleusynischen Geheimnissen beobachtet ward. Weil man überzeuget war, daß diejenigen, denen diese Geheimnisse mitgetheilet wurden, ein unschuldiges, heiliges und stilles Leben führeten, in der Hoffnung eines seligen Zustandes stürben; und daß die ersten Stellen in den elysischen Feldern für sie aufbehalten würden (*Aristophanes. Plato 2. de Rep.*), und daß hergegen diejenigen, die zu diesen Geheimnissen nicht geweihet wären, einer ewigen Finsterniß ausgesetzt blieben: so war es wohl billig, daß auch dergleichen Vorzüge, deren man durch die Einweihung fähig ward, etwas kosteten. Uebrigens schien nichts so vernünftig zu seyn, als daß man nach der Aussöhnung der ehemaligen Verbrechen, ein neues Leben anfienge. Dieß war also auch der erste Schritt, den man zu thun hatte. Gleich anfangs opferte ein Priester, der, wie Hesychius schreibt, bey dieser Handlung Xdranos genennet wurde, dem Jupiter eine trächtige Sau: und nachdem er deren Leber auf die Erde ausgebreitet, so ward derjenige, der gereiniget werden sollte,

drauf

drauf gesetzt. Die Gebethe waren mit dieser Handlung verbunden, und eine strenge Fasten war vorher gegangen. Endlich und nach einigen Abwaschungen, die mit Meerwasser geschahen, krönete man denjenigen, der auf solche Art gereiniget worden war, mit einem Blumenkranze; welchen Hesychius ἰμέρα nennet: und nach allen diesen verschiedenen Proben, konnte man erst auf die Initiatenwürde hoffen, die man denen ertheilete, welche zu den heiligen Geheimnissen zugelassen zu seyn wünscheten.

Die Aussöhnungen und andern Gebräuche, die man beobachtete, ehe man das Orakel des **Trophonius** befragen gieng, waren noch verdrießlicher, als diejenigen, die bey den kleinen Geheimnissen der **Ceres** üblich waren: denn die Neugierde war bey denselben allezeit schlimmer daran, als die Andacht. **Trophonius** und **Agamedes** waren Brüder und Söhne des **Erginus**, eines Königes der **Orchomenier** (siehe den **Pausanias**). Ihre Geschicklichkeit zur Baukunst, machte, daß verschiedene Prinzen sich um sie bewarben, auf deren Befehl sie denn auch einige Tempel und Palläste aufführeten. In demjenigen nun, welchen sie für den **Hyrieus** erbaueten, richteten sie einen gewissen Stein dergestalt zu, daß er des Nachts weggehoben werden konnte, und giengen durch denselben hinein, um diejenigen Schätze wegzustehlen, die daselbst aufbehalten wurden. Der Prinz, welcher bemerkte, daß sein Gold abnahm, und gleichwohl keine Verletzung der Schlösser oder Siegel verspürete, stellete Fallen um seine Kasten herum, und als **Agamedes** darinnen gefangen ward: so enthauptete ihn **Trophonius**; aus Furcht, man möchte auch ihn durch die Martern entdecken, die man dem **Agamedes** angethan hätte, wenn er lebendig wäre ertappet worden. **Trophonius** entfernete sich hierauf den Augenblick, und daher sprengete man aus, die Erde hätte ihn sogleich und auf derselben Stelle verschlungen; ja der ruchlose Aberglaube gieng so weit, daß man ihn gar in die Zahl der Halbgötter und Helden versetzte, und sein Orakel mit so beschwerlichen als geheimnißvollen Ceremonien befragte.

Gleich

Gleich anfangs mußte man in eine dem guten Genio geweihete Capelle gehen: dieß währete einige Tage, die zur Reinigung bestimmet waren. Man fastete daselbst, und enthielt sich vom Weine, ja so gar von warmem Wasser; man badete sich aber oft in dem Flusse Hercyna. Man brachte dem **Trophonius** und seinen Söhnen, dem **Apollo**, **Jupiter** und der **Juno**, verschiedene Opfer. Indessen untersuchten die Aruspices fleißig die Eingeweide der Opferthiere, um zu sehen, ob der Gott versöhnet sey. In derselben Nacht endlich, in welcher das Orakel befraget werden sollte, opferte man dem **Agamedes** einen Widder: und auch dieses Opfer mußte noch gute Vorbedeutungen anzeigen. Hierauf führten die Priester denjenigen, der das Orakel befragen wollte, an den nächsten Fluß, allwo zween junge Knaben, welche deswegen **Mercurii**, das heißt, **Bediente**, genannt wurden, nachdem sie ihn mit Oele gerieben, und ihm den ganzen Leib gewaschen hatten, ihn zu den Quellen des Flusses führeten, die nicht weit davon entfernet waren; und nachdem sie ihm aus der einen das Wasser **Lethe**, oder der Vergessenheit, zu trinken gegeben, so mußte er aus der andern, das Wasser **Mnemosyne** trinken, damit er sich desjenigen, was er nunmehr sehen und erfahren würde, erinnern möchte. Der um Rath Fragende war endlich in Leinen gekleidet, und mit Gürteln gebunden. Seine Füße waren nach der dasigen Landesart bekleidet, und in dieser Tracht ward er in die Höle des **Trophonius** geführet, wovon **Pausanias** die Umstände erzählet.

Die vierte Gattung öffentlicher Aussöhnungen war diejenige, deren man sich bey Reinigung ganzer Städte bedienete. Die meisten Städte hatten einen zu dieser Ceremonie festgesetzten Tag; welches bey der Stadt Rom der fünfte Februar war. Das Opfer, was man dabey brachte, ward Amberbale, oder nach dem **Servius**, Amburbium, genannt, und die Opfer, welche man dabey gebrauchte, hießen nach dem **Festus**, Amburbiales. Außer diesem Feste,

gab

gab es noch eines, welches alle fünf Jahre gehalten ward, um alle Bürger der Stadt auszusöhnen: und dieser Zeitraum hieß Lustrum, von dem Worte lustrare, aussöhnen. Es gab auch noch andere Gelegenheiten, bey welchen man diese feyerlichen Aussöhnungen vornahm, dergleichen war eine, als man die Tarquinier verjagt hatte, wie wir solches vom Dionysius von Halikarnaß erfahren. Man unterwarf nicht nur die ganze Stadt den Aussöhnungen; sondern man bediente sich derselben auch bey ganzen Ländern, wenn man sie für beflecket hielt. Die Aussöhnung der Kreuzwege hieß Compitalia.

Die Athenienser hatten den Aberglauben noch weiter getrieben als die Römer. Denn außer dem zur Aussöhnung der Stadt angesetzten Tage, an welchem sie die unmenschliche Gewohnheit hatten, einen Mann und eine Frau zu opfern, so hatten sie auch noch Aussöhnungen für die Schauplätze und für diejenigen Oerter bestimmet, wo die öffentlichen Zusammenkünfte gehalten wurden. Selbst das Feld war von diesen Aussöhnungen nicht frey, die man bey den Römern Ambervalia nannte.

Die fünfte Art von Aussöhnungen endlich war diejenige, die die Kriegsheere betraf, welche vor und nach der Schlacht ausgesöhnet wurden; daher man sie auch Armilustrium nannte. Homer beschreibt im ersten Buche der Ilias, die feyerliche Aussöhnung, welche Agamemnon mit seinem Heere vorgenommen. Die Zahl dieser Art öffentlicher Aussöhnungen indessen, kömmt gar nicht an die Menge derer, die ein jeder Privatmann vornahm, und man würde nicht fertig werden, wenn man sich in diese Sache einlassen wollte Es konnte weder eine Hochzeit noch Begräbniß seyn, noch sonst etwas geschehen, das von einiger Erheblichkeit war, wo man nicht allemal zuvor die Ceremonien der Aussöhnung vornahm. Alles was in dem Rufe stand, daß es eine üble Bedeutung hätte, der Anblick einer Wiesel, eines Raben, oder eines Hasen, ein unverhoffter Sturm, ein Traum, und hundert andre Zufälle, zwangen

damals

damals die Menschen ihre Zuflucht zur Aussöhnung zu nehmen.

At natum in curas hominum genus omnia noctis,
Farre pio placant et saliente sale.

Allein es ist auch gut zu merken, daß man bey dergleichen häuslichen Aussühnungen, nicht allezeit zum Opfer schritt, und daß es zuweilen am bloßen Waschen, oder an Auswechselung der Kleider genug war. Das Seewasser ward allezeit dem Flußwasser vorgezogen, und das laufende Wasser dem stillstehenden. **Prokopius** von **Gaza** belehret uns überhaupt *(in Deut.)*, daß man bey dergleichen besondern Aussöhnungen, Wasser, Salz, Gerste, Lorbern und das Feuer gebraucht, durch welches man diejenigen gehen ließ, die man reinigen wollte.

* *

II.

Der Herren Boissy und Morin Abhandlung von den Menschenopferungen.

Es ist kein Wunder, daß in Sachen, die lediglich auf Muthmaßungen beruhen, die Gelehrten unendlich vielerley Meynungen haben, die auch oft einander schnurstracks entgegen laufen. Allein diese Verschiedenheit der Meynungen ist in Absicht auf gewisse historische Dinge sehr selten, welche von den alten Schriftstellern einhällig erzählet werden, und die auch alle Neuern als wirklich geschehene, vorausgesetzt zu haben scheinen. Dergleichen sind die Opfer, bey welchen man Menschen schlachtete. Gleichwohl hat diese Materie, im 1710 Jahre die Akademie mit zwoen einander widersprechenden Abhandlungen bereichert.

In der einen hat der Abt Boissy eine erstaunliche Menge von Zeugnissen zusammen getragen, welche die Ein-

 setzung

setzung dieser Opfer betreffen, deren Gebrauch sich fast in alle Welttheile verbreitet hat; unter den Griechen, dieser so gelehrten und gesitteten Nation, eben sowohl, als unter den wilden und blutgierigen Scythen; unter den so weisen und verständigen Römern nicht minder, als unter den ungesittetsten und barbarischsten Völkern.

In der andern, unterläßt Herr **Morin** nichts, wodurch er die Ehre des menschlichen Geschlechts, über einen so wichtigen Punct retten kann.

Dem Abte **Boissy** ist es eben nicht schwer gefallen, seine Zeugen zu nennen. Sie stellen sich selbst in Menge dar. Es sind, **Manethon**, **Sanchoniaton**, **Herodotus**, **Pausanias**, **Josephus**, **Philo**, **Diodor von Sicilien**, **Dionysius von Halikarnaß**, **Strabo**, **Cicero**, **Julius Cäsar**, **Makrobius**, **Plinius**, die mehresten griechischen und lateinischen Dichter, und außer ihnen, noch eine Menge Kirchenväter.

Aus allen diesen Aussagen nun zusammen genommen, erhellet, daß die **Phönicier**, **Aegyptier**, **Araber**, **Kananäer**, die Einwohner zu **Tyrus** und **Karthago**, die **Athenienser** und **Lacedämonier**, die **Jonier**, alle Griechen in den Inseln, die **Römer**, die **Scythen**, die **Albanier**, die **Deutschen**, die **Engländer**, **Spanier** und **Gallier**, alle gleich tief in diesem grausamen Aberglauben gesteckt: wovon man wohl sagen kann, was **Plinius** ehemals von der Magie sagte, sie habe die ganze Welt durchwandert; und ihre Einwohner, so fremde sie auch sonst einander selbst und so verschieden übrigens ihre Begriffe und Meynungen wären, stimmten doch alle in dieser unseligen Ausübung überein: Ista toto mundo consensere, quamquam discordi et sibi ignoto. *Lib. 30. Cap. 1.*

Es war dem Abte **Boissy** nicht genug, daß er nur die Gewißheit dieser Opfer bewiesen; er hat auch nach deren Ursprunge geforschet, und trägt kein Bedenken, selbigen von einer unvollkommenen Kenntniß des abrahamischen Opfers herzuleiten. **Die Kananiter**, sagt er, die Amo-

riter

riter und andere Völker, die nahe an diejenigen Oerter gränzeten, wo dieser Patriarch sein Leben zugebracht, hatten unfehlbar den Eifer und die Standhaftigkeit dieses heiligen Mannes rühmen hören, der den Empfindungen der Zärtlichkeit, gegen diesen seinen einzigen Sohn, keinen Augenblick Raum gab. Sie hatten etwas von den Belohnungen erfahren, die Gott seiner Treue versprochen, und glaubten, daß die Nachahmung einer so heldenmüthigen That, ihnen auch einen gleichen Segen des Himmels zuziehen würde. Sie wußten aber nicht, daß Gott, der mit **Abrahams** Gehorsame zufrieden war, anstatt des menschlichen Opfers einen Widder geschafft hatte; oder sie wollten etwa die That des Patriarchen noch höher treiben, indem sie wirklich ihre eigene Kinder opferten.

Nach den Dichtern und Geschichtschreibern ist **Saturnus** der erste gewesen, welcher die verfluchenswürdige Gewohnheit eingeführet, Menschen zu opfern (Siehe den **Bochart**, **Vossius** und **Huetius**). Nun ist der heidnische **Saturnus**, nach dem Urtheile der besten Kunstrichter, kein anderer als **Abraham**. Ein mangelhaftes Stück **Sanchoniatons**, welches **Eusebius** *(Praep. Euang. Lib. 1)* anführet, scheint die Sache außer allen Zweifel zu setzen. „**Saturnus**, schreibt er, welchen die **Phönicier Israel** „nennen, ward nach seinem Tode unter die Götter versetzet, und zwar unter dem Namen desjenigen Gestirns, „welches noch itzund **Saturnus** heißt. Zu der Zeit, als „dieser Prinz in **Phönicien** regierte, erzeugte er mit einer „Nymphe, Namens **Anobret**, einen einzigen Sohn, den er „**Jeud** nannte, ein Wort, welches noch heut zu Tage im **Phö**„**nicischen** einen einzigen Sohn anzeiget. Als nun sein Land „in einen gefährlichen Krieg verwickelt ward, so zierete er „seinen Sohn mit dem königlichen Schmucke, und opferte „ihn auf einem Altare, den er mit eigener Hand erbauet „hatte.„ In einem andern Stücke aus dem **Sanchoniaton** findet man, daß eben dieser **Saturnus** sich selbst

beschnitten, und alle die Seinigen gezwungen, es auch so zu machen.

Nicolaus Damascus, **Justinus**, und andere Schriftsteller, legen dem **Abraham** die königl. Würde bey. Die heil. Schrift selbst bemerket, daß er Bündnisse geschlossen, und sich andern Königen gleich gestellet; zu geschweigen, daß die Patriarchen bey ihrem Hausgesinde alle Vorrechte der Könige besaßen. **Berosus** setzet im **Josepho** noch hinzu, daß **Abraham** eine große Kenntniß in der Sternkunde besessen: und **Eupolemus**, macht ihn, im **Eusebius**, zum Erfinder der **chaldäischen** Wissenschaft. Mehr brauchet es nicht, um sich zu überreden, daß die Phönicier ihn in die Zahl der Götter und der Gestirne haben setzen können. Sie nannten ihn **Israel**, entweder weil sie den Großvater mit dem Enkel vertauschten; oder weil sie ihm den Namen desjenigen Volkes gaben, welches von ihm herstammete. Der Name **Jeud**, ein **einziger Sohn**, ist einerley mit dem Namen **Isaac**: **Anobret** aber, bedeutet nach dem Herren **Bochart**, ex gratia concipiens, und es ist nichts leichters, als die Deutung dieses Namens auf die **Sara**. Endlich aber, und zum letzten Merkmaale der Gleichförmigkeit, so beschneidet **Saturnus** sich selbst, und bringt seine Hausgenossen soweit, daß sie es auch thun müssen: ein merkwürdiger Umstand! und der sich ganz allein auf den **Abraham** schicket.

Um nun, wo möglich, aus den Geschichten dergleichen verhaßte Sachen auszutilgen, deren Schande auf die Menschlichkeit selbst zurück zu fallen scheint: so verwirft oder schwächt doch zum mindesten Herr **Morin** diese große Menge von Zeugnissen, die man so gar leicht wegen der Menschenopfer aufbringen kann.

1. Weigert er sich dergleichen Dinge, ohne einen unleugbaren Beweis anzunehmen. Er begehret Augenzeugen, die glaubwürdig wären: ja auf gewisse Weise wünschete er das Bekenntniß der Angeklagten selbst. Nun ist es aber gewiß, daß unter so vielen Schriftstellern, welche

die

die Gewißheit solcher Opfer bezeugen, kein einziger bekennet, er habe eines gesehen; sondern sie führen sich nur einer den andern an. Die allerältesten geben die entferntesten Sagen zum Beweise an, und allerseits reden mit Abscheue davon.

2) Die **Aegyptier** sind durch den **Horus** von diesem Gräuel losgezählet: denn derselbe versichert, daß, weit gefehlet, daß sie hätten Menschen schlachten sollen, sie in den ältesten Zeiten kaum Thiere schlachten dörfen; und daß sie nur erst unter der Regierung der **Ptolomäer**, angefangen, zu Ehren des **Serapis**, Thiere zu opfern.

3) Wenn **Abraham** derjenige ist, der zu diesem Aberglauben Gelegenheit gegeben haben soll, er aber seinen Sohn nicht erwürget hat, und der Herr mit einem Widder zufrieden gewesen: so wird auch **Saturnus**, dessen Opfer mit **Abrahams** seinem einerley gewesen seyn soll, nicht unmenschlicher gewesen seyn: und Herr **Morin** kann nicht glauben, daß die Nachahmer **Abrahams**, oder **Saturns**, auf Kosten der allerbeliebtesten Gegenstände, weiter hätten gehen wollen, als ihr Vorgänger. Sie mögen wohl ihre Kinder zum Altare geführet, und sie hernach durch Darbringung einiger Thiere gelöset haben, eben wie die **Israeliten** die Erstgebohrnen löseten. Die weltliche Antiquität beuth uns ja andere Beyspiele von dieser Art des Tausches dar. **Plutarch** saget, daß, nachdem ein Orakel, denen von der Pest gequälten **Lacedämoniern** befohlen, eine Jungfer zu opfern; und das Loos auf ein junges Mägdchen, Namens **Helena**, gefallen wäre, ein Adler das geweihte Messer weggeführet habe, und es auf den Kopf einer jungen Kuh geleget, welche man an jener Statt erwürget. Eine fast gleiche Veränderung trug sich in Italien bey den **Phaleriern**, in der Person der **Valeria Luperca** zu: und als **Pelopidas**, ein Oberhaupt der Athenienser, im Schlafe, die Nacht vor einer Schlacht gegen die **Lacedämonier**, ermahnet worden, den Schatten der Töchter des **Scedasus**, eine reine weiße Jungfer zu opfern; als welche an eben dem Orte von den jungen **Lacedämoniern**

waren geschwächet und ermordet worden: so schien ihm, sagt **Plutarch**, dieser Befehl grausam und unmenschlich zu seyn. Die meisten von dem Kriegsheere urtheileten eben so davon, und behaupteten, daß ein solches Opfer dem Vater der Götter und Menschen unmöglich angenehm seyn könnte; wofern es aber gewisse Wesen gäbe, die an dem Blute der Menschen ein Wohlgefallen hätten: so müßten solches böse Geister seyn, die ganz keine Aufmerksamkeit verdieneten. Als sich nun ihnen zu eben der Zeit eine junge rothe Stutte zeigte; so that der Wahrsager **Theokrit**, den Ausspruch, dieß sey das Opfer, welches die Götter begehrten: sie ward auch wirklich umgebracht, und es folgte auf dieses Opfer ein völliger Sieg. An den meisten von denen Oertern endlich, allwo dergleichen Opfer gebräuchlich gewesen seyn sollen, haben sie sich doch allezeit mit dergleichen Vertauschungen geendiget. In **Aegypten** geschah es auf Befehl des **Amosis**, welcher geboth, daß man anstatt der Menschen, sich an menschlichen Figuren begnügen sollte. Auf der Insel **Cyprus** verordnete **Diphilus** an deren Statt die Opferung der Ochsen. In Italien legte **Herkules** das Orakel des **Apollo**, welches sie in Irrthum geführet hatte:

Καὶ κεφαλαὶς Αἴδη καὶ τῷ πατρὶ πέμπετε φῶτα,

so aus, daß diese zweydeutigen Ausdrücke, erstlich wächserne Köpfe anzeigten, die seitdem unter dem Worte oscilla, bekannt geworden; und das andere Fackeln bedeuteten, welche nach seiner Zeit einer der größten Zierrathen der **Saturnalien** waren. Wenn nun die Alten auf keine andere Weise Menschen geopfert, so war ja die Sache eines so großen Lärmens nicht werth.

Die Fabel stimmet ebenfalls hierinnen mit den Geschichten überein. Nach dem Bekenntnisse der berühmtesten Mythologisten, lief die vorgegebene und von den Dichtern so sehr besungene Opferung der **Iphigenia**, mit einem Kunstgriffe ab, der den obigen gleich kömmt.

Suppositam fama est, quondam pro virgine ceruam. *Martial.*

Und

Und wenn die Opferung des **Jephta** das Urbild der Opferung der **Iphigenia** seyn soll: so darf man billig glauben, daß sie eben nicht ernstlicher vollzogen worden, und daß sie nur durch die Einsperrung der Tochter geschehen; wie auch die meisten christlichen und jüdischen Ausleger glauben. Das Beyspiel des Königes der **Moabiter**, der mit eigner Hand seinen Sohn auf den Mauren der Hauptstadt, vor den Augen der Könige von **Israel** und **Juda**, erstach, scheint zwar deutlicher zu seyn. Allein dieß geschah von einem Menschen, der in Verzweifelung gerathen war; deren wahre Ursache aber der heilige Schriftsteller nicht erkläret. Vieleicht war es eine Strafe für irgend einen Verrath seines Sohnes, dessen Verständniß mit den Feinden er etwa entdecket haben mochte; oder vieleicht wollte er diesen Feinden nur seinen standhaften Entschluß beweisen, er wolle alles, bis auf das äußerste ertragen. Der Ausgang wies auch, daß diese vorgegebenen Menschenopfer damals nicht so gewöhnlich gewesen, als man meynet; indem diese zween Könige davor dermaßen erschracken, daß sie sogleich die Belagerung aufhoben.

Was die berühmten Opfer betrifft, die man dem **Baal** und **Moloch** brachte, von denen das gemeine Vorurtheil will, daß bey denselben die Väter selbst ihre eigenen Kinder zum Brandopfer bringen müssen: so erklären die Rabbinen **Jarchi**, **Kimchi**, und **Maimonides**, in ihrer Uebersetzung des **Talmuds**, solche durch einen bloßen Durchgang durchs Feuer: Non quod comburebant ipsos, sed tantum traducebant illos per ignem.

Thaten aber ja die Heiden bey gewissen Vorfällen etwas mehreres, und geschah es zuweilen bey ihnen, daß sie wirklich ihre Altäre mit Menschenblute besudelten; so geschah dieses doch, nach dem Herren **Morin**, nur durch Besprengung, und ohne daß es jemanden das Leben gekostet hat. Die heilige Schrift stellet uns die Priester des **Bels** vor, wie sie mit lauter Stimme ihren Götzen besingen und sich selbst Wunden schneiden: **und sie riefen laut, und**

ritzeten sich mit Messern und Pfriemen, nach ihrer Weise, bis daß ihr Blut hernach gieng. 1 Buch der Kön. 18. v. 28.

Die Scythen und Griechen machten es im Absehen auf ihre taurische Diana eben so, wie Pausanias und Plutarch bezeugen, welche uns versichern, daß die Väter in Gegenwart dieser Göttinn ihre Kinder bis aufs Blut gestäupet; mit diesem Blute aber hätten sie ihren Altar bestrichen, um diese Kinder, entweder wegen ihrer begangenen Uebelthaten öffentlich zu züchtigen; oder auch nur um sie zur Geduld zu gewöhnen.

Soll man endlich die Wahrheit gerade heraus sagen, und bekennen, daß sie wohl auch zuweilen ihren Göttern Menschen geopfert haben; so wird man doch, sagt Herr Morin, bey genauer Untersuchung der Sachen befinden: daß es Kriegsgefangene gewesen, die sie aus Rache, oder zur Wiedervergeltung erwürget, oder um die Schatten derjenigen zu befriedigen, die im Kriege geblieben waren; und dennoch brachten sie solche noch nicht einmal alle um. Die Scythen, solche Scythen sie auch waren, begnügten sich am hundertsten Manne, wie ihnen Herodot das Zeugniß giebt: andere Völker aber nahmen mehrere oder weniger, nachdem ihr erlittener Verlust groß oder geringe war.

Waren es nun nicht Feinde, die man dergestalt opferte, so waren es oftmals Verbrecher, die von der Obrigkeit verdammet worden. Die gewöhnliche Art der Alten, wenn sie die Verbrecher strafeten, war, daß sie dabey Opfer an die rächerischen Götter anstelleten, um das Blut der Unschuldigen von sich abzuwenden. Die Bedienten des Altars waren mit bey diesen halb andächtigen und halb politischen Handlungen; entweder um die Verurtheilten zum Tode zu bereiten, oder um daselbst gewisse Gebethe zu verrichten: supplicia, a supplicando, sagen alle Etymologisten; oder auch um die Werkzeuge zur Todesstrafe, selbst in die Hände der Vollstrecker zu überliefern: Veteres enim eodem gladio victimas et nocentes immolabant; oder auch endlich um deren

Einge-

Eingeweide zu untersuchen, und die Vorbedeutungen daraus zu ziehen. Man kann leicht begreifen, setzt Herr Morin noch hinzu, wie fremde Reisende, wenn sie alle diese äußerliche Handlungen angesehen, sich dabey wirkliche Opfer vorstellen können. Es wäre eben nicht unmöglich, daß irgend ein Irokeser, oder Chineser, wenn er einem Auto di fé beywohnen sollte, welche in Spanien und Portugal dann und wann, mit so vieler Pracht gehalten werden, und wobey so viele geistliche Ordensleute zugegen sind, eben so davon urtheilen müßte.

Auf diese Art findet man, wie Herr Morin im Schlusse sagt, wenn man dergleichen Dinge, die noch so sehr bewiesen zu seyn scheinen, etwas näher untersuchet: daß die Bosheit, das Vorurtheil, oder die Unwissenheit, bey den meisten Geschichtschreibern, sehr unrichtige Begriffe erwecket haben, die auch der bloße Abscheu schon hätte verwerfen sollen.

* *

III.

Herrn Simons Abhandlung von den Vorbedeutungen.

Die Begierde der Menschen, die sie allezeit angetrieben, das Zukünftige gern zu wissen, welches ihnen doch die Vorsehung weislich verborgen, hat dieselben in verschiedene Irrthümer geleitet, welche die Schwäche ihres Verstandes zur Gnüge entdecken. Die meisten unter den alten Weltweisen, welche zwar ein höheres Wesen erkannten, bey welchem alle Zeiten gegenwärtig sind; die sich aber nicht einbilden konnten, daß die ungemeine Entfernung, wodurch es über alle Menschen erhaben ist, demselben erlaubete, sich bis auf sie herunter zu lassen, untergaben ihm gewisse Gottheiten, die unmittelbar von seinem Lichte erleuchtet würden: und dieselben verbreiteten

wiederum dieses Licht über gewisse mindere Geister in allen Elementen, die ihnen wiederum untergeben wären. Diese, sagten sie, könnten leichter mit den Menschen Umgang haben, und machten sich ein Vergnügen daraus, ihnen dasjenige mitzutheilen, was sie von dem Zukünftigen wüßten, und ihnen Ahndungen wegen dessen zu verschaffen, was ihnen begegnen sollte.

Der Pöbel folgte fast eben dergleichen Begriffen; es müßte denn seyn, daß er, da er sich nicht sonder Schwierigkeit bis zu der Kenntniß eines ersten Wesens erheben konnte, fast seine ganze Religion, bey dem Gottesdienste der sogenannten unsterblichen Götter bewenden ließ; die er als die Urheber der Orakel, des Geschickes, des Vogelgeschreyes, der Wunderwerke, Träume und Vorbedeutungen, ansah.

Diese letzte Art von Weissagungen, hat Herr **Simon** in einer Abhandlung vorzunehmen gesuchet, die er zu Ende des 1710ten Jahres in der Akademie vorgelesen.

Unter dem allgemeinen Begriffe des Wortes Vorbedeutung, versteht er nicht nur die besondere Aufmerksamkeit auf alle unverhoffte Wörter; es sey nun, daß sie von den Göttern, oder von den Menschen zu kommen schienen, und welche man als Zeichen zukünftiger Begebenheiten ansah: sondern er versteht darunter auch noch die Anmerkungen, welche man über gewisse menschliche Handlungen, über unverhoffte Begegnungen, über gewisse Namen und Zufälle anstellete, aus welchen man vortheilhafte Vorurtheile auf das Zukünftige zog.

Des Herrn **Simons** Abhandlung von diesen Vorbedeutungen besteht aus vier Theilen. Der erste handelt von deren Ursprunge; der andere, von ihren verschiedenen Arten; der dritte, von denen Gelegenheiten, wo man sie zu Hülfe genommen; und der vierte, von den nothwendigen Bedingungen, um sie gültig zu machen, oder zu vernichten.

Es ist wahrscheinlich, daß die Wissenschaft der Vorbedeutungen so alt ist, als die Abgötterey, und daß die ersten

sten Urheber des Götzendienstes, auch die Urheber der Achtsamkeit auf die Vorbedeutungen gewesen sind. Zum mindesten ist es gewiß, daß die ersten Einwohner des gelobten Landes, schon zu **Moses** Zeiten, von diesem Aberglauben angesteckt waren: denn **Moses** verbeuth den **Israeliten**, dem Beyspiele derer Völker zu folgen, deren Länder sie in Besitz nehmen sollten, und die, sagt er, auf Zeichendeuter und Weissager achten. Eine der Hauptursachen dieser Aufmerksamkeit sind die Neugierde und Ungeduld der Menschen, wenn sie in gewissen schweren und gefährlichen Begebenheiten, mit ihrer Klugheit allein nicht auskamen, und zu einem höhern Wesen ihre Zuflucht nehmen mußten, das ihre Ungewißheit stillen konnte. So bittet **Ulysses**, im **Homer**, da er nicht weis, ob die Götter mit allem dem zufrieden sind, was er bey seinem Herumirren ausgestanden; und ob er auch mit ihrer Einwilligung wieder in sein Vaterland zurückgekommen sey, den **Jupiter**, er wolle ihm die Stimme irgend eines Menschen, in seinem Schlosse hören lassen, und ihm außen irgend ein Zeichen schicken, das ihn gewiß mache. Dergleichen Zeichen nun, die sich manchesmal von ungefähr und doch zur rechten Zeit zutrugen, indem man sie eben erwartete, befestigten die Menschen in ihrem Irrthume, und überzeugten sie, daß die Götter aufmerksam wären, ihnen auf ihr Nachfragen zu antworten. Die **Aegyptier** haben es in der Wissenschaft der Vorhersagungen allen andern Völkern zuvorgethan; so gar, daß es bey ihnen eine rechte Kunst war, und daß sie, aus ihren gesammelten Beobachtungen, rechte Regeln davon gemacht hatten. Man hat auch Ursache zu glauben, daß die ersten ägyptischen Colonien diese Kunst nach Griechenland gebracht; allwo sie zur Zeit des trojanischen Krieges sehr im Schwange gieng. Die **Hetrurier**, ein altes italiänisches Volk, welches in den Vorbedeutungen, wie in allen andern Arten der Weissagungen sehr geschickt war, sagten, daß ein gewisser Tages sie zuerst gelehret, die Vorbedeutungen auszulegen. Was die Römer davon wußten, das hatten sie

von

von den **Hetruriern** gelernet; und verschiedene Jahrhunderte hindurch schickte der römische Senat einige junge Leute aus den vornehmsten Geschlechtern, nach **Toscana**; um allda eine Wissenschaft zu erlernen, die sie zur Erhaltung des Staats für so wichtig hielten.

Diese Vorbedeutungen nun waren von verschiedener Art, die man auf sieben der hauptsächlichsten setzen kann: nämlich

1. Die **unverhofften Worte**, welche die Griechen *φήμην* oder *κλήδονα* nannten, und die Lateiner nennten sie omen anstatt orimen, wie **Festus** schreibt. Diese ungefähren Worte nun, hieß man **göttliche Stimmen**, wenn man nicht wußte, von wem sie kamen. Dergleichen war die Stimme, welche die Römer von der Annäherung der **Gallier** benachrichtigte, und der man einen Tempel unter dem Namen, Aius loquutius, erbauete. Eben diese Worte aber wurden auch **menschliche Stimmen** genannt, wenn man nämlich wußte, von wem sie herrühreten; und wenn man nicht dafür hielt, sie kämen unmittelbar von den Göttern. Ehe man eine Sache unternahm, so gieng man aus dem Hause, um die Worte der ersten Person zu sammeln, die man begegnete, oder man schickte einen Sklaven, zu hören, was draußen auf der Straße geredet ward; und auf solche von ungefähr entfahrene Wörter, die sie aber auf ihre Vorsätze deuteten, ergriffen sie zuweilen sehr wichtige Entschließungen.

2. Die **Erschütterung** einiger **Glieder** des Leibes, insonderheit des Herzens, der Augen, und der Augenbraunen. Das Herzklopfen ward für ein böses Zeichen gehalten, und bedeutete insonderheit, nach dem **Melampus**, den Verrath eines Freundes. Das Beben des rechten Auges und der Augenbraunen hingegen, war ein glückselig Zeichen. Das Einschlafen des kleinen Fingers, oder das Zucken des linken Daumens bedeutete nichts Gutes.

3. Das **Ohrengällen** und ein Lärmen, was man zu hören glaubte. Die Alten sagten, wenn ihnen die Ohren

gälle-

gälleten; wie man noch heute zu Tage saget: es redete jemand von ihnen in ihrer Abwesenheit.

4. Das Niesen. Dessen Vorbedeutung war zweifelhaft, und konnte, nach Beschaffenheit der Umstände, gut oder übel seyn. Daher grüßte man die niesende Person, und that Wünsche für ihre Erhaltung, deren Formel Ζεῦ σῶσον! hieß; und das deswegen, um alles Widrige abzuwenden. Das Niesen vor Mittage, das heißt, von Mitternacht an, bis zu Mittage, ward nicht für gut gehalten; den übrigen Tag aber, war es besser. Unter dem Niesen nach Mittage, hielt man das, was von der rechten Seite kam, für das beste: allein den Verliebten wußte die Liebe, wenn man dem Catull glauben will, dasselbe zu aller Zeit vortheilhaft zu machen.

5. Die unverhofften Fälle. Als Camillus nach der Eroberung von Veja, die große Menge Beute sah, die man gemacht hatte: so bath er die Götter, sie möchten doch durch irgend ein geringes Unglück den Neid abwenden, den sein oder der Römer Glück erwecken könnte. Indem er nun diese Bitte that, so fiel er, und diesen Fall sah man nachmals für die Vorbedeutung seiner Verbannung, und der gallischen Eroberung von Rom an. Die Bildseulen der häuslichen Götter des Nero, waren einmal am ersten Jenner umgefallen, und man zog daraus die Vorbedeutung des nahen Todes dieses Prinzen. Wenn man im Ausgange durch eine Thüre mit dem Fuße an die Schwelle stieß, oder den Riemen am Schuh zerriß; oder wenn man vom Stuhle aufstehen wollte, und mit dem Rocke hängen blieb, so ward dieß alles für ein übles Zeichen gehalten.

6. Die Begegnung gewisser Menschen oder Thiere. Ein Mohr, ein Verschnittener, ein Zwerg, oder auch ein ungestalter Mensch, dem sie des Morgens, wenn sie aus dem Hause giengen, begegneten, erschreckte sie, und nöthigte sie, umzukehren. Der Anblick einiger Thiere war glücklich, z. E. des Löwen, der Ameisen, der Bienen: allein andere Thiere bedeuteten lauter Böses, als z. E. die

Schlan-

Schlangen, die Wölfe, die Füchse, die Hunde und Katzen, u. s. w.

7. Die Namen. Bey den Feyerlichkeiten der Religion, und in öffentlichen und besondern Geschäfften, bediente man sich sorgfältig solcher Namen, deren Bedeutung etwas Gutes mit sich brachte. Die Kinder, welche bey den Opfern halfen, die Bedienten, welche bey der Einweihung eines Tempels die Ceremonien verrichteten; und die Soldaten, welche man zuerst anwarb, mußten allerseits glückliche Namen haben. Hergegen verabscheuete man diejenigen Namen, welche etwas trauriges und unangenehmes anzeigten.

Allen diesen Vorbedeutungen nun, kann man noch die Beobachtungen des **Lichts** und der **Lampe** beyfügen; aus denen man die Vorbedeutungen der veränderten Witterung, ja selbst den Erfolg der Unternehmungen, herleitete. Man kann auch den kindischen Gebrauch noch hinzusetzen, mit Blättern in den Händen zu klatschen, oder Aepfelkerne zwischen den Fingern zu drücken, und an die Decke zu pressen, um zu versuchen, ob man von seiner Gebietherinn geliebet werde.

Was nun die **Gelegenheiten** betrifft, da man zu den Vorbedeutungen seine Zuflucht nahm; so gab es gar keine Zeit, da man glauben dorfte, man könne sie ungestrafet hindansetzen: insonderheit aber beobachtete man sie, zu Anfange alles dessen, was man unternahm. Daher kam der in Rom übliche Gebrauch, daß man den ersten Jenner von lauter angenehmen Dingen redete, einander allerley verbindliche Wünsche that, die man mit kleinen Geschenken begleitete, insonderheit aber mit Honig und andern süßen Sachen. Diese Aufmerksamkeit auf die Vorbedeutungen hatte bey allen Religionsübungen und öffentlichen Handlungen Statt, welche zu dem Ende, allemal mit folgender Formel anfiengen: Quod felix, faustum, fortunatumque sit. Eben so behutsam beobachtete man dieselbe in besondern Fällen, als bey Heirathen, Geburten der Kinder, bey Reisen, Mahlzeiten, u. s. w.

Allein

Allein es war nicht genug, daß man auf die Vorbedeutungen nur acht gab; man mußte sie auch, wenn sie günstig zu seyn schienen, annehmen, damit sie ihre Wirkung thäten. Man mußte den Göttern dafür danken, die man für deren Urheber hielt, und sie um deren Erfüllung, ja um neue Vorbedeutungen anflehen, durch welche die erstern bestätiget würden. War aber die Vorbedeutung übel, so verwarf man den Entschluß mit Abscheue; man bath die Götter, deren Wirkung abzuwenden, wenn dergleichen Vorbedeutung sich von ungefähr zugetragen: denn hatte man sie begehret, so war kein andrer Rath, als daß man sich dem Willen der Götter unterwarf.

Man beugte den Vorbedeutungen auf vielerley Art vor. Eine der gemeinsten um die Wirkung einer Rede, oder eines widrigen Gegenstandes abwendig zu machen, war, daß man geschwinde ausspie; und auf solche Weise dachte man auf einige Weise das Gift, welches man eingesogen, von sich zu werfen. Wenn man nicht vermeiden konnte, sich einiger Worte von widriger Bedeutung zu bedienen: so gebrauchte man die Behutsamkeit, mit einer ausdrücklichen Verabscheuungsformel, welche dem Gemüthe angenehmere und lieblichere Bilder erweckte, solche Ausdrücke zu mildern. Anstatt daß man also sagte, ein Mensch wäre todt; so sagte man: **er hat gelebt.** So nennten auch die Athenienser, das Gefängniß, das **Haus**, οἴκημα; den Henker, den **öffentlichen Mann**; die Furien, die **Eumeniden**; oder die kläglichen Göttinnen; und so das übrige.

* *

IV.

Baillant und Valois von den Neokoren.

Es ist wenigen unbekannt, daß man bey den Griechen diejenigen Neocores nannte, denen die Wache aufgetragen war, und insonderheit die Wache über die Reinlichkeit des Tempels: wie aus dem Namen Νεωκόρος selbst erhellet, der aus Νεὼς, Templum, und aus κορέω, verro, (ich kehre) zusammengesetzet ist. Man weis auch noch, daß dieses anfänglich niedrige und knechtische Amt, sich nach und nach erhob, und endlich sehr wichtig ward, als der Reichthum der Geschenke, auch ansehnliche Hüter erforderte; als die Unkosten bey den Festen und öffentlichen Spielen ganze Völker betrafen, und als die Schmäucheley der Griechen gegen die römischen Kaiser, ihre neuen Herren, dieselben bewog, ihnen Tempel zu bauen, und sich selbst mit dem Titel der **Neokoren** solcher Tempel zu beehren. Nun waren es keine bloßen Tempelknechte, oder auch nur gemeine Priester mehr: man machte die vornehmsten Priester aus ihnen, denen ganz allein das Recht zustand, Opfer darzubringen, entweder in denen der Schutzgottheit des Landes gewidmeten Tempeln; oder auch in denen, die man nicht nur zu Ehren der römischen Kaiser, die bereits in der Zahl der Götter waren, sondern auch denen zu Ehren erbauet hatte, die noch wirklich regiereten.

Es haben so viele Schriftsteller von den **Neokoren** gehandelt, daß man geglaubet hat, man sey von ihren verschiedenen Bedienungen hinlänglich unterrichtet gewesen: und es schien, als wenn die einzige Schwierigkeit, die unter den Gelehrten noch übrig blieb, nur hierauf ankäme, daß man nämlich wüßte, wie man den Namen **Neokores**, welcher

auf den Münzen, einer und derselben Stadt beygeleget wird, erklären soll. Ob das Volk, welches sich auf denselben, zum andern, dritten und viertenmale **Neokores** nennet, von einem einzigen Prinzen mit dieser Würde begnadiget worden; oder ob es dieselbe erst nach und nach von verschiedenen Regenten erhalten. Herr **Vaillant**, der Vater, welcher diese Sache besonders durchforschet hatte, übergab im 1703ten Jahre eine Abhandlung von den **Neokoren**, in welcher er, nachdem er die verschiedenen Meynungen der Kenner des Alterthums, seiner Vorgänger, untersuchet hat, festsetzt, daß die griechischen Städte sich auf ihren Münzen so oft **Neokoren** der römischen Kaiser genennet haben, so oft sie neue Vollmacht vom Senat erhalten hatten, daß sie zu Ehren derselben neue Tempel erbauen dorften. Wir entübrigen uns hier nur deswegen einer ausführlichern Beschreibung der Beweise des Herrn **Vaillant**, weil man seine Schrift der Länge nach, in dem **zweyten** Bande der **Nachrichten** finden wird. Allein wir müssen hier noch etwas von einer andern Abhandlung gedenken, welche Herr **Valois** im 1706ten Jahre von eben dieser Materie gemachet hat, ohne daß er etwas von des Herrn **Vaillant** seiner wußte. Auf die Hauptschwierigkeit sind diese zween Schriftsteller beyderseits gekommen. Beyde führen verschiedene **Neokorate** der griechischen Städte auf verschiedene Rathsschlüsse zurück, die ihnen dazu die Freyheit ertheilet hatten. Sie beweisen beyde durch einerley Zeugnisse und fast durch einerley Beobachtungen, daß die Städte oder Völker, welche sich auf den Münzen zum andern, dritten und viertenmale **Neokoren** nennen, solches nur nach und nach, und unter verschiedenen Kaisern, gethan.

Allein die Abhandlung des Herrn **Valois** hat dieses besonders voraus, daß sie uns zwo Verrichtungen der **Neokoren** lehret, welche bis dahin, dem Forschen der Kunstrichter entwischet waren.

Die erste von diesen Verrichtungen der Neokoren war, daß sie alle, die in den Tempel kamen, mit Weihwasser besprengeten.

Die andere war, daß sie mit eben diesem Wasser auch das Fleisch besprützten, welches auf die Tafel des Prinzen getragen ward, und daß sie auf gewisse Weise seine Almosenierer waren.

Diese zwo Verrichtungen hat Herr **Valois** im **Theodoret** entdecket. Folgende Stelle zeiget die erste an:

Wenn **Theodoret** (Lib. 3. Cap. 16) von **Valentinian** dem Isten redet, der nur noch erst Hauptmann bey der Leibwache Kaiser **Julians** war, so lobet er den Eifer, welchen er bey einer feyerlichen Gelegenheit und in Gegenwart des Kaisers selbst, für das Christenthum blicken ließ. „Einsmals, sagt er, wollte dieser unverständige Prinz, „(Julian der Abtrünnige) mit großer Pracht in den „Tempel des öffentlichen Schutzgeistes der Stadt **Antiochia** gehen; und die zu beyden Seiten stehenden „Neokoren des Tempels besprengten den hineinkommenden mit dem Weihwasser, wodurch sie ihn zu „heiligen vermeynten. Als nun **Valentinian**, der als „Hauptmann der Leibwache **Julians**, unmittelbar vor „ihm hergieng, gewahr wurde, daß ihm ein Tropfen von „dem Wasser auf sein Kleid gefallen war, so schlug er den „einen **Neokor** mit der Faust, und sagte, er habe ihn besudelt, an statt daß er ihn reinigen wolle. Ein solches „Verfahren mußte ihm nun nothwendig den Haß eines solchen „Herrn zuziehen; er empfand auch sogleich die Proben davon: denn er ward auf ein Schloß mitten in der Wüsteney „verbannet, allwo er, nachdem er ein Jahr und einige Monate daselbst geblieben war, zum Lohne seiner Frömmigkeit „das Kaiserthum erlangte.„

Der Ort, welcher das andere Amt der **Neokoren** bemerket, steht in des 3 **Buchs** 14 **Capitel**, wo **Theodoret** die Geschichte eines jungen **Neokors** erzählet, den eine Diaconissinn zum christlichen Glauben bekehret hat, und

zwar unter dem Kaiser Julian. Er schreibt so: „Wenige Tage darauf, da dieser junge Mensch der Diaconissinn versprochen, er wolle zu ihr kommen, sich von ihr unterrichten lassen, und ihr die Sorge für seine Seele auftragen, gieng Julian der Abtrünnige nach Daphne, allwo er ein öffentliches Fest anstellen wollte. Der Vater dieses jungen Menschen, der ein Priester war, und insgemein den Kaiser begleitete, war mit auf der Reise, und nahm unsern jungen Menschen nebst noch einem seiner Brüder mit, weil sie beyde Neokoren waren, und als solche gewohnet waren, das Weihwasser auf die Fleischgerichte zu sprützen, die dem Kaiser vorgesetzt wurden. Dieses Fest zu Daphne währete sieben Tage, und von dem ersten Tage an, nachdem unser junge Neokor vor dem Kaiser stehend, nach Gewohnheit das Weihwasser auf die Fleischgerichte gesprenget, begab er sich heimlich davon und gieng nach Antiochia zur Diaconissinn, u. s. w.„

* *

V.

Valois von den römischen Censoren.

Ungeachtet das Censoramt in Rom sehr ansehnlich war, so hat doch noch niemand von der Einsetzung und den Verrichtungen dieser obrigkeitlichen Würde gründlich genug gehandelt, um den Herrn Valois von einem dergleichen Unternehmen abzuhalten. Er hat im 1707ten Jahre der Akademie eine vollständige Geschichte davon mitgetheilet, welche vornehmlich folgendes enthält.

Servius Tullius, der sechste römische König, war der erste, welcher, zu Anfange seiner Regierung, Schatzung oder Musterung einführete, und dieses aus zwo so weisen

als nützlichen Ursachen; einmal, um sogleich die Kräfte seines Reiches einsehen zu können; dann aber, damit ein jeder Unterthan gehalten würde nach seinem Vermögen, der Nothdurft des Staats zu Hülfe zu kommen. Er befahl allen Bürgern, daß sie kommen und ihre Namen einschreiben, ihr Alter entdecken, den Stand ihrer Väter und Mütter angeben, die Namen ihrer Frauen und Kinder melden, und ein genaues Verzeichniß alles ihres Vermögens einliefern mußten. Damit nun dieser Befehl desto hurtiger vollzogen würde, so machte er ein Gesetz kund, welches enthielt, daß derjenige, der sich nicht an dem bemeldeten Tage einschreiben käme, mit Ruthen gepeitschet und als Sklave verkaufet werden sollte. Die Römer eileten daher, dem Befehle des **Servius Tullius** zu gehorchen. Dieser Prinz theilte sie in Classen und Centurien ein, und auferlegte ihnen einem jeden nach seinem Vermögen, eine gewisse Summe zur Nothdurft des Staats zu zahlen. Darauf befahl er ihnen, sie sollten allesamt mit dem Anbruche des Tages in dem Felde des **Mars** in Waffen seyn, und zwar die Reuterey und das Fußvolk, jedes zu hunderten eingetheilet. Da er nun in eigner Person dieses Kriegsheer allda in Schlachtordnung gestellet, musterte er selbiges und reinigte es durch das Opfer Solitaurilia, oder Suovetaurilia genannt, welches man dem **Mars** zu Ehren hielt, und wobey ein Stier, ein Widder und ein Schwein geopfert ward, nachdem man sie dreymal um das Kriegsheer herum geführet. Ein Gebrauch, den man seit der Zeit allemal bey dem Schlusse einer Musterung beybehalten, indem **Dionysius von Halicarnaß** versichert, daß noch zu seiner Zeit, die Censores im Gebrauche gehabt, die Römer auf diese Weise zu reinigen, nachdem die Musterung vorbey gewesen, und daß sie dieß in ihrer Sprache lustrum nennten.

Nachdem **Brutus** die Könige verjaget hatte, so kam die Macht Schatzung aufzuerlegen, mit allen andern königl. Verrichtungen, in die Hände der Consulen. Diese vornehmsten obrigkeitlichen Personen blieben 67 Jahre im Be-

sitze die Bürger zu schätzen. Da aber das römische Volk nach der Zeit mit beständigen Kriegen beschweret ward, und die Consuls, welche an der Spitze der Kriegsheere seyn mußten, fast keinen beständigen Wohnplatz mehr in Rom hatten, so fieng man auch an die Schatzungen zu vernachläßigen, und stellte 17 Jahre nach einander gar keine an. Im 312ten Jahre Roms, schlugen M. Geganius Macerinus, und T. Q. Capitolinus, beydes Consule, vor, man sollte einen eigenen Magistrat erwählen, der die Schatzung der Bürger besorgte. Dieser Vorschlag wurde beliebt, und der Senat befahl, man sollte zu dem Ende zwo redliche Personen, aus patricischen, ja mehrentheils gar aus consularischen Häusern, erwählen. Dieß beobachtete man auch bis ins 402te Jahr, da C. Martius Rutilus, der erste unter den Plebejern, der bis zur Dictatur gekommen war, um das Amt eines Censors anhielt, es auch überkam, und den Cn. Manlius Imperiosus, einen Consul, zum Collegen hatte. Um aber wieder auf die erste Einsetzung dieses obrigkeitlichen Amtes zu kommen, so wurden L. Papirius Mugillanus und L. Sempronius Atratinus, beydes consularische Personen, zuerst durch die Stimmen des Volks, damit bekleidet; und da sie ganz besonders erwählet worden, um die Schatzung zu besorgen, so wurden sie Censores genannt.

Die vornehmsten Römer hielten gleich anfangs dieses Amt zu schlecht für sich; allein es ward gar bald eine der vornehmsten obrigkeitlichen Würden, weil die Gewalt der Censoren sich so weit erstreckte, daß sie nach Belieben ein- und absetzen konnten, wen sie wollten, es mochte nun im Senate selbst, oder unter dem Ritterstande seyn. Sie waren auf einige Art Herren der öffentlichen Einkünfte, der Zölle und Pachte des römischen Volks; sie hatten die Aufsicht über das Bauwesen und die öffentlichen Gebäude; wie auch die Aufsicht über die Lebensart und über die Sitten aller Stände, und die Ehre oder Schande eines jeden ins besondere, schien völlig in ihrer Macht zu stehen.

Viele Gelehrte haben den Ort, wo die Schatzung geschah, von demjenigen unterschieden, wo die Einschließung geschah, indem sie vermeynet, die Censores hätten die erstere, auf dem Markte zu Rom, in Foro, und den Schluß auf dem Campo Martis vorgenommen. Andere hingegen haben geglaubet, daß sowohl die Schatzung als die Musterung auf dem Felde des Martis geschehen. Herr **Valois** begnüget sich in dieser Sache die Worte des **Livius** anzuführen; nämlich, daß im 319ten Jahre Roms, die Censores **C. Furius Pacilus** und **M. Geganius Macerinus**, zum erstenmale die Musterung der Bürger in einem großen Schlosse vorgenommen, welches sie bloß zu dem Ende auf dem Martisfelde bauen lassen, und Villam publicam genennet haben. Das in Zünfte abgetheilte Volk versammelte sich also auf dem **Martisfelde**; und der öffentliche Abrufer, ließ sie einen nach dem andern an das Tribunal der Censoren kommen, in deren Gegenwart sie ihre Erklärung thaten, welche sogleich durch die Gerichtsschreiber in die öffentlichen Register eingetragen ward. Allein, so bald es den Censoren im mindesten schien, daß jemand ihnen die Wahrheit in irgend einem Stücke vorenthielte, so nahmen sie seine Erklärung nicht an. Die abwesenden Bürger dorften ihre Erklärung durch einen Gevollmächtigten thun lassen, nur mußten sie hierzu einen redlichen Mann nehmen, und einen hinlänglichen Grund ihrer Abwesenheit anzugeben wissen.

Varro hat uns in seinem fünften Buche von der lateinischen Sprache, die Formel aufbehalten, deren die Censores sich bedienet, und saget, er habe sie aus den censorischen Büchern gezogen. Wenn nun die Schatzung vorbey war, so versammelten die Censores das Kriegsheer der Stadt, das heißt, die zur Wache von Rom bestimmten prätorischen Soldaten, auf dem Martisfelde; daselbst ordneten sie sie zu hunderten, und musterten sie, worauf das Opfer Suovetaurilia folgte, und womit sich die Musterung schloß. In Absicht auf dieses Opfer indessen, muß man zwey Stücke

cke nicht vergessen. Erstlich, daß man zu Führern der Opferthiere allezeit mit großem Fleiße solche Leute aussuchte, die einen Namen von guter Bedeutung hätten, damit dieses sogleich dem Feste Gutes andeutete. Zum andern, daß man für die Erhaltung und Glückseligkeit von Rom Gelübde that; das heißt, daß man daselbst die bey der vorigen Musterung gethanen Gelübde bezahlte und auf die nächste Musterung, neue that.

Nach Endigung dieser feyerlichen Gelübde, gab derjenige von den Censoren, welchem durch das Loos der Schluß der Musterung anheim gefallen war, und welcher eine Praetextam anhatte und einen Blumenkranz auf dem Haupte, selbst mit dem Beile den Opferthieren den ersten Schlag, wie Athenäus uns erzählet. Nachdem nun endlich dieses Reinigungsopfer vorbey war, mußte der Censor die prätorischen Soldaten wieder nach Rom und unter ihre Fahnen führen. Was aber die Schatzungsverzeichnisse betrifft, so versichert Livius uns, daß sie in dem römischen Archive, neben dem Tempel der Freyheit, auf dem aventinischen Berge, aufbehalten worden.

Hatte jemand einen falschen Schwur gethan, ward ein Richter angeklaget, er habe einen Rechtshandel für Geld entschieden; hatte einer oder der andere Bürger sein Vermögen verkaufet oder zur Ungebühr versetzet, ließ ein anderer etwa zu viel drauf gehen, so kamen alle diese Sachen vor die Censores, welche unumschränket darüber urtheileten. Auch die Verlöbnisse, sponsalia, gehörten noch vor dieselben, sowohl als die Heirathen. Man weis, daß bey den Schatzungen die Censores gewohnet waren einen jeden Bürger zu fragen, ob er verheirathet wäre? Die Frage, die sie bey solcher Gelegenheit thaten, war in folgenden Ausdrücken abgefasset: Et tu, ex animi tui sententia vxorem habes, liberorum quaerendorum causa? Wer nun keine Frau hatte, der gab eine gewisse Summe Strafe, welche aes vxorium (Weibergeld) hieß. Und derjenige, welcher eine Frau geheirathet hatte, die sich unfruchtbar

bar befand, mußte dieselbe verstoßen und eine andere nehmen, von der er Kinder haben konnte.

Das ansehnlichste Amt der Censoren war, daß sie das Recht hatten, nicht nur diejenigen zu wählen, aus denen der Senat bestehen sollte, sondern auch das Oberhaupt desselben, den man Principem senatus nannte, zu ernennen, und diejenigen Mitglieder des Senats zu bestrafen, welche einen Fehler begangen hatten; denselben aber ward ihr Rang als Senator genommen. War der Fehler eines Senators noch größer, so kam er nicht einmal so wohlfeil davon, denn alsdann schloß ihn der Censor nicht nur vom Senate aus: sondern versetzte ihn auch aus seiner Zunft in eine geringere, indem er ihn in die Zahl derer setzte, die man Aerarios, oder die **Zinsbaren** nannte.

Die Aufsicht über die römische Ritterschaft fiel ebenfalls den Censoren anheim. Die gemeinste Bestrafung, welche sie denen Rittern zuerkannten, die eines Fehlers schuldig waren, war, daß sie ihnen das Pferd nahmen, welches die Republik für sie unterhielt, und den goldenen Ring, als die einzigen Zeichen ihrer Würde; das hieß, sie waren aus der Ritterschaft ausgeschlossen. Allein, wenn ihr Vergehen wichtiger war, so verlor der Ritter nicht nur sein Pferd und den Ring; sondern er kam auch in eine geringere Zunft, und ward ein bloßer **Zinsbarer**.

Alle römische Ritter, mußten also, wenn sie von dem allgemeinen Abrufer gefordert wurden, sich vor den Censoren stellen, um ihnen von ihrer Aufführung Rechenschaft zu geben, und ihnen zu zeigen, ob ihr Pferd in gutem Stande wäre. War nun ein Pferd mager und abgefallen, so entzog der Censor, um die Nachläßigkeit des Ritters zu bestrafen, demselben die Auszahlung des Geldes aes hordearium (Gerstengeld) genannt. Diese Strafe war mit dem mindesten Schimpfe verbunden, und hieß Impolitia, oder als wenn man sagen wollte, die Bestrafung der Vernachläßigung. Bey dieser Gelegenheit erzählet **Aulus Gellius**, daß **Scipio Nasica** und **M. Pampilius**, als

sie

sie Censores gewesen und die Musterung der römischen Ritterschaft gehalten, unter andern einer vor sie gekommen, der außerordentlich fett gewesen, dessen Pferd aber nur Haut und Knochen gehabt. Als nun dieser Ritter von den Censoren befraget worden, wie er so fett und dick, sein Pferd hingegen so mager wäre? so habe er geantwortet, die Ursache sey leicht zu errathen: denn sagte er, ich nehme mir selbst die Mühe mich zu füttern; mein Pferd aber wird nur von meinem Knechte gefüttert. Auf diese ungeziemende Antwort, ward er aus der Ritterschaft gestoßen und mußte ein gemeiner Zinsmann werden; da er doch ohne diese Nasenweisheit, mit dem Verluste des zur Erhaltung seines Pferdes bestimmten Geldes, davon gekommen wäre.

Für diejenigen Fehler, die der Pöbel begieng, war, im Absehen auf die Censores, nur eine einzige Bestrafung. Allerdings war es auch wohl die größte, die er erdulden konnte, indem man ihm mit dem Rechte zu stimmen, zugleich alle Mittel benahm, jemals zu einem Amte zu gelangen. Derjenige also aus dem Volke, den die Censores, wegen irgend eines Fehlers, in die Tabulas caeritum einzeichnen ließen, der ward ein Zinsmann, und war weiter in keinem Stücke ein Bürger, als in sofern er die ihm auferlegten Abgaben bezahlete, wie die andern Bürger auch thaten.

Bey den Pflanzstädten, bey den Stadt- und Landrechtsgenossen und bey den Bundsgenossen des römischen Namens, hatte jede Stadt ihre besondern Censores, welche die Namen und Güter aller Einwohner in besondere Bücher einschreiben ließen.

Das Censoramt war gleich anfangs fünfjährig. Nachmals ward es auf ein und ein halb Jahr, von dem Dictator **Mamercus Aemilius** eingeschränkt, im 320 Jahre Roms, das heißt, acht Jahre nach der Einsetzung dieses obrigkeitlichen Amtes, welches fast 400 Jahre bestanden hat, und erst damals ein Ende nahm, als **Julius Cäsar**, nachdem er sich des römischen Reichs bemächtiget, das Censoramt, unter dem Namen einer Praefectura morum, mit

zu der beständigen Dictatur schlug. Gleichwohl erzählet **Dio**, daß **Augustus**, nachdem er mächtiger und unumschränkter geworden war, als **Julius Cäsar** jemals gewesen, er ausdrücklich auf fünf Jahre zum Censor gewählet worden; welches man allem Ansehen nach, so lange er gelebet, bey jedem **Lustro** wiederholet; weil wir nicht finden, daß es unter den Kaisern noch andere Censores gegeben, als die Kaiser selbst: denn diese Prinzen hielten es nicht für rathsam, in einem monarchischen Staate eine so mächtige Obrigkeit zu dulden. Man weis nur von dreyen Kaisern, die sich auch auf den Münzen **Censores** haben nennen lassen; nämlich **Vespasian** und seine zween Söhne, **Titus** und **Domitian**.

* *

VI.

Simon, von der Höflichkeit der Römer.

Sobald die Menschen angefangen sich in Städten zu versammeln, um in denselben ein bequemeres und nicht so wildes Leben zu führen; so gab auch die Vernunft ihnen ein, daß einer gegen den andern eine gewisse Hochachtung haben müßte, und diese war nach der Gemüthsart eines jeden Volks, unterschieden.

Die Morgenländer, die eine lebhafte Einbildungskraft, ein zärtlich Herz und einen weichen Sinn hatten, waren zu gleicher Zeit, nachdrücklich, rührend und demüthig in ihren Höflichkeiten. Die Art, wie **Abraham** und **Loth** die Engel aufnahmen, die von ihnen für Menschen gehalten wurden; die Demüthigung der **Abigail** um **Davids** Zorn zu besänftigen, und dieses Prinzen seine Freundschaftserklärungen gegen den **Saul**, nach der Begebenheit in der Höle, das alles sind Beyspiele derjenigen morgenländischen

Höflich-

Höflichkeit, die von den Chaldäern, Medern und Persern aufs höchste getrieben ward, als welche alle unter der Abhänglichkeit von einer unumschränkten Regierung gebohren waren, die man bis zum Anbethen verehrete.

Die europäischen Völker, die einen ernsthafteren Geist, eine ehrgeizigere Seele, ein nicht so biegsames Gemüth hatten, und sich in eine unumschränkte Regierungsform nicht so leicht finden konnten, drückten auch die Empfindungen ihrer Freundschaft, ihrer Hochachtung und Ehrfurcht auf eine ungekünsteltere und nicht so niederträchtige Art aus.

Die alten Griechen, welche an eine gewisse Gleichheit gewohnet waren, die in freyen und republicanischen Ländern herrschet, verwarfen also, als eine unerträgliche Niederträchtigkeit, die demüthige Ehrerbiethung, welche die persischen Könige von ihnen begehreten, in deren Dienste sie doch ihr Leben auf eine so heldenmüthige Weise in Gefahr begeben.

Ungeachtet die Sitten der italiänischen Völker sich durch die Untermischung so vieler griechischen Pflanzstädte sehr gemildert hatten, so schien es doch, daß sie sich unter einander mehr der Redlichkeit, als der Ceremonie beflissen.

Rom, welches aus dem Haufen dieser ungesitteten Völker bestand, war auch anfangs ziemlich ungesittet. Die Arbeiten des Krieges und Landlebens, unterhielten auf lange Zeit deren natürliches bäurisches Wesen; endlich aber fieng die Policey an sie gesitteter zu machen. Die Nothdurft lehrte die Niedern demüthig und ehrerbiethig seyn. Der Ehrgeiz machte die Großen leutselig. Kurz, der Ueberfluß, die Pracht und die Wissenschaften, nebst dem Umgange mit den Griechen, deren alte Tugend in Höflichkeit abgeartet war, trieben gegen das Ende der Republik und zu Zeiten der ersten Kaiser, die römische Höflichkeit bis auf den höchsten Gipfel. Nachmals verfiel sie wieder allmählich, und schlug unter dem Verfalle des Reichs, in ein abgeschmacktes niederträchtiges Wesen aus.

Herr Simon, der dafür gehalten, eine solche Materie sey so vieler Anmuth fähig, als geschickt sie zum Unterrichte ist, wählete sich dieselbe im 1709 Jahre, und handelte verschiedene male davon. Allein, da er erwog, daß von diesen verschiedenen Zeitpuncten der römischen Höflichkeit, der erste seinem Nachforschen zu wenig Stoff darbiethen, und der dritte wenig Würdiges zu haben scheinen würde; so hielt er sich an den andern, als denjenigen, der der wahren Höflichkeit unfehlbar am günstigsten ist. Um nun ordentlich zu verfahren, so beschreibt er gleich anfangs die gewöhnlichen Merkmale der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit der Niedern gegen die Oberen. Hierauf nimmt er die Bezeugungen der Freundlichkeit und Herunterlassung der Obern gegen die Niedern; und endlich die Gesetze der Artigkeit und des Wohlstandes, die man gegen seines gleichen beobachtete. Alle diese Puncte berühren wir hier nur so obenhin, weil sie zum Theile schon sehr umständlich in denen dreyen Abhandlungen **von dem häuslichen Leben der Römer** vorkommen, die in dem ersten Bande der **Nachrichten** dieser Akademie stehen.

Die Großen, welche zur Zeit der Stiftung Roms nicht anders von den Geringern unterschieden gewesen, als daß sie deren Beschützer waren, und dieselben auch nicht anders, als durch das Band der Erkenntlichkeit an sich zogen, wurden zu Ende der Republik die Herren von einer unendlichen Menge freywilliger Sklaven, geiziger Bürger, und eigennütziger Clienten. Damals also erstreckten die Niederträchtigkeit von diesen, und der Stolz der andern, das Ceremonial überaus weit.

Es war eine fast unvermeidliche Schuldigkeit, daß man sich alle Morgen bey dem Aufstehen derer Großen, zu welchen man gehörte oder denen man ergeben zu seyn scheinen wollte, einfinden mußte. Der Bürger, ja oftmals auch obrigkeitliche Personen, liefen von einer Thüre zur andern, den Großen einen guten Morgen zu wünschen, der auch

wieder

wieder seiner Seits diese Ehre einem noch größern erzeigen gieng.

Indem man den guten Morgen wünschte, legte man die Hand auf den Mund und näherte sie demjenigen, den man begrüßen wollte; woher das Wort adorare kömmt, weil man auch die Götter auf diese Weise begrüßte, nur mit dem Unterschiede, daß man vor den Göttern das Haupt nicht entblößete, vor den Großen aber mußte man mit blossem Haupte erscheinen.

So war es auch ein Zeichen der Ehrfurcht, daß man die Hand desjenigen küßte, den man grüßte. Die Kriegsleute begrüßten mit Niedersenkung ihres Gewehrs, wenn sie eins hatten: allein man spüret nicht, daß der gewöhnliche Gruß mit irgend einer Verbeugung des Leibes, oder der Knie verbunden gewesen. Diese Arten von Erniedrigungen rissen erst lange Zeit nach dem Verfalle der Republik ein.

Zu den morgendlichen Begrüßungen kam man im Feyerkleide, das heißt, mit der weissen Toga, die eine den Römern eigene Kleidung war. Der Vorsaal war der Ort zur Versammlung, allwo die Clienten unterdessen einander ihre Höflichkeiten vorsagten, bis der Gönner sichtbar war, oder daß sie höreten, er wäre ihren Höflichkeiten durch die Hinterthüre aus dem Wege gegangen. Gieng er aber öffentlich aus, so theilte sich das Gefolge der Clienten um seine Sänfte, oder um seinen Tragsessel herum. Da wies sich nun der Eifer der einen darinn, daß sie das Gedränge abwehreten; der andern ihrer aber, daß sie sich zunächst an dem Gönner hielten, um ihn zu sehen und von ihm gesehen zu werden.

Ueberhaupt zu reden, so stund ein Niederer allemal auf, wenn irgend ein Großer in eine Versammlung kam, er blieb in seiner Gegenwart mit unbedecktem Haupte, er ließ ihm die Mittelstelle, welches die vornehmste war, er gab ihm im Gehen die rechte Hand, er blieb stehen, wenn der Große ihn vorüber gieng, er gieng ihm aus dem Wege und ließ ihm den Mittelstein, wenn er ihn auf der Gasse antraf.

Stat-

Stattete man einen Besuch ab, so mußte man sich mit einer gewissen Formel melden lassen, und dann ward man durch eine Art von Einführer in das Zimmer geführet. Nichts als die Vorrechte einer besondern Vertraulichkeit konnten einen von diesem Zwange loszählen; es wäre denn an gewissen Feyertagen gewesen, dergleichen der erste Jenner und der Geburtstag des Patrons war, weil er sich alsdann von selbst den Glückwünschen aller Leute darstellete. Es wäre unnöthig, allhier von denen bey solchen Gelegenheiten üblichen Höflichkeiten zu handeln, es sey in Absicht auf die Kleidung, welche sauber und zierlich seyn mußte, als ein stummes Zeugniß, daß man im Sinne hatte, zu gefallen; oder in Absicht auf den Wohlstand im Gespräche, von welchem Cicero in seinem ersten Buche von der menschlichen Pflicht, solche weise Gesetze gegeben hat.

Die Mahlzeiten waren nicht minder, als die übrigen Handlungen des Lebens, den Regeln der Höflichkeit unterworfen, und die deswegen eingeführten Gesetze sind gar zu bekannt, als daß man nöthig hat, sie hier anzuführen. Hatte man die Ehre einen Großen zu bewirthen, so überließ man ihm die Wahl der Gäste; und bath dieselben auch in desselben Namen. Ward man aber zu ihm eingeladen, so stellte man sich im Feyerkleide ein. Die Höflichkeit bestand daselbst nicht darinn, daß man sich auf den untersten Platz setzen wollte, sondern daß man diejenige Stelle nahm, die der Herr für einen jeden ausersehen hatte. Ein Vorschneider zerlegte das Fleisch auf eine künstliche Art, oftmals auch wohl bey dem Schalle der Instrumenten, und überreichte sie alsdann den Gästen, denen Ovidius vorschreibt, wie sie dieselben mit den Fingern auf eine wohlanständige Art nehmen sollen, weil man damals noch nichts von Gabeln wußte.

Die allgemeinen Beobachtungen des Wohlstandes, welche die Vernunft und Gewohnheit in dem Umgange mit vornehmen Leuten eingeführet hatte, war auch noch in denen Briefen üblich, die man an sie schrieb. In Ciceros,

des

des Seneca und Plinius Briefen, findet man vollkommene Muster, dieser den Römern so eigenen Höflichkeit. Man bemerket in selbigen, mit wie vieler Zärtlichkeit sie sich um die Hochachtung und Zuneigung derer Personen bewerben, in deren Gunst sie zu stehen wünschten; man sieht die geschickte und wohlgesittete Art ihre Freunde zu empfehlen; die höflichen, ehrerbiethigen und schmäuchelhaften Ausdrücke, deren sie sich bedienet, um sich ihren Schutz auszubitten, um ihnen zu einem glücklichen Erfolge Glück zu wünschen, oder sie im Unglücke zu trösten. Gleichwohl erhielt der Schatten der Freyheit, der noch bey den Bürgern zu bleiben schien, eine lange Zeit, und trotz dem gewaltigen Unterschiede, welchen das Ansehen und der Reichthum unter ihnen machte, in ihren Briefen eine gewisse Einfalt, die uns vieleicht die übertriebenen und lächerlichen Ausdrücke verweisen würde, worinnen zuweilen die ganze Güte unserer Briefe besteht. Ein angenehmer Wünsch im Anfange, und ein zärtliches **Lebe wohl** am Ende, das war das ganze Ceremoniel derselben.

Man muß zur Ehre der Römer noch gestehen, daß sie gegen Greise eben so ehrerbiethig waren, als gegen die Großen; und daß ihre Ehrfurcht gegen ihre Verwandten bis auf gewisse Grade, so weit gieng, daß man nie einen Vater oder Schwiegervater gesehen, der sich mit seinem Sohne, oder Eidame gebadet hätte.

Weil man nicht anders zu Aemtern kommen konnte, als durch die Stimmen des Volks, welches sich nicht allezeit durch das vornehme Geschlecht oder den Stand blenden ließ, so mußten die Standespersonen nothwendiger Weise leutselig seyn. Der Ehrgeiz, ja selbst die Eitelkeit, machte sie gefällig.

Diejenigen nun, die um ein Amt warben, mußten auch dem geringsten Bürger schmäucheln. Nachdem sie also alle diejenigen, die ihnen des Morgens die Aufwartung gemachet, wohl aufgenommen hatten, so giengen sie in einem weissen Kleide, von ihren nächsten Anverwandten, Freun-

den

den und Clienten begleitet, durch die Stadt. Die vornehmsten Rathspersonen, die sich eines Candidaten annahmen, begleiteten ihn ebenfalls, und empfahlen ihn dem Volke. Der Candidat seiner Seits, der von einem Nomenclatore unterrichtet ward, begrüßte einen jeden bey seinem Namen, und umarmete alle die ihm begegneten, oder die er auf dem öffentlichen Markte fand. Durch dergleichen gütiges und höfliches Bezeigen schwang man sich vornehmlich zu Aemtern und erhielt sich auch beliebt dabey. Die ersten Kaiser machten sich aus dieser Leutseligkeit eine Ehre. Augustus schlug mit wirklicher Verachtung den Titel Herr, aus, den das Volk ihm gab. Er ließ ohne Unterschied alle Bürger zu seiner morgendlichen Begrüßung vor, und nahm es so übel, wenn man ihn mit einigem Scheine der Furchtsamkeit anredete, daß er auch einsmals im Scherze einem Bittenden vorrückte, er übergäbe ihm sein Bittschreiben, als wenn er einem Elephanten ein Stück Geld darreichen sollte.

Der öffentliche Markt war ein Versammlungsort, allwo die Einwohner sich einander beständig allerley Höflichkeiten, Schmäucheleyen und Versicherungen von Dienstfertigkeit erwiesen. Der Eigennutz und Wohlstand unterhielten diesen Umgang; der Vortheil und die Ehre der Republik waren selbst zuweilen damit verknüpfet, oder sie waren dennoch der Vorwand dazu; denn viel mehr Ehrlichkeit, als anderwärts, war eben nicht dabey. Diejenigen, die sich noch so liebreich umarmeten und küsseten, waren deswegen eben nicht die besten Freunde.

Diese Art zu grüßen, welche gewöhnlich war, ward endlich durch die Menge der widerlichen Leute, denen man sich Preis geben mußte, sehr beschwerlich: denn die Höflichkeit erlaubte nicht sich jemanden zu versagen; so daß auch Tiber endlich genöthiget wurde, diesen Gebrauch durch einen öffentlichen Anschlag zu verbiethen. Allein dieß Verboth ward unfehlbar nicht lange gehalten, weil Martial sich noch über dieser Gewohnheit, als über einer seltsamen Plage beschweret, und zu einem gewissen Postumus frey heraus

saget,

saget, daß er ein wenig mindere Ehre einer so unangenehmen Höflichkeit vorzöge.

Die übrigen Pflichten, welche der Wohlstand im bürgerlichen Leben eingeführet hatte, bestanden darinnen, daß man seinen Freunden an ihrem Geburtstage Geschenke zuschickte, diese Tage mit ihnen in Freude und Lust zubrachte, sie auch sonst ernsthaft besuchte, und ihnen bey allen erforderlichen Gelegenheiten besondere Glückwünschungen abstattete. Daß man sich bey den Zusammenkünften der Familien, bey Hochzeiten und Gastmahlen einfand, wenn man dazu geladen war, die Gesundheiten gleichseitig, ja oftmals aus demselben Glase, einander zutrank, und auch der abwesenden und anwesenden Freunde Wohlseyn, einander zubrachte.

Die Hochachtung, welche man in Rom gegen das Frauenzimmer hatte, giebt uns Anlaß zu schließen, wie hoch sie die Höflichkeit gegen dasselbe werden getrieben haben. Herr **Simon** giebt hiervon nur die hauptsächlichsten Vorzüge an, deren sie genossen, z. E. daß sie sich durch die Stadt in Sänften tragen ließen, daß man ihnen in den Schauspielen ganz besondere Plätze angewiesen, und das Recht, was sie hatten, daß sie nach ihrem Tode mit Leichenreden dorften beehret werden.

* *

VII.

Fraguier von dem Alterthume der Malerey.

Alle diejenigen, welche von einer gewissen Kunst reden, fangen gemeiniglich dabey an, daß sie deren Ursprung untersuchen; und dieses erfordert auch die natürliche Ordnung: denn, außer daß die Kenntniß von den Anfängen irgend einer Sache, dem Verstande eine Genüge thut,

und die Materie, welche man erklären will, in ein großes Licht setzet; so dienet sie auch sehr zu der Entdeckung ihres wahren Werthes.

Eben hierdurch nun hat der Abt Fraguier geglaubet, er könne der Malerey, als einer Kunst, die schon an sich selbst so schön ist, einen neuen Glanz ertheilen. Von dem Alter dieser Kunst also, las derselbe im 1709 Jahre, der Akademie eine Abhandlung vor, deren die Frau Dacier in ihren Noten über das dritte Buch von Homers Ilias, mit Ruhme gedenket.

Es ist moralischer Weise wahr, daß, je älter eine Kunst ist, je vortrefflicher ist sie auch; diese Vortrefflichkeit bestehe nun in einer Aehnlichkeit und Verhältniß mit der Natur, davon ohnedem eine jede Kunst nur eine Nachahmung oder ein Zusatz ist; oder diese Aehnlichkeit und Verhältniß habe die Nothdurft des Lebens zum Endzwecke. Nun kann man nicht zweifeln, daß nicht schon die Natur von sich selbst, zu allen den Dingen geneigt gewesen sey, die ihr nothwendig oder angenehm waren; und daß sie sich nicht auf das geschwindeste und eifrigste daran gemacht haben werde, nachdem nämlich die Nothwendigkeit, oder das Vergnügen so sie daran gehabt, größer oder kleiner gewesen sind: eben so wie man aus der Unentbehrlichkeit gewisser Dinge, oder aus dem Vergnügen, welches die Menschen empfinden, fast unfehlbar auf deren Alterthum schließen kann. Wenn man also findet, daß dieser oder jener Gebrauch, schon seit den ersten Zeiten gewöhnlich gewesen: so kann man vernünftiger Weise schließen, daß dieser Gebrauch der natürlichen Verfassung der Menschen sehr gemäß, und ihnen entweder zu ihrem Leben sehr nöthig, oder daß er doch sehr angenehm gewesen sey.

In diese letzte Classe, das heißt unter die Sachen, die bloß angenehm sind, muß man auch, wie es scheint, die Malerey setzen: indem dieselbe, da sie gar kein Verhältniß mit allem dem hat, was man eigentlich die Nothwendigkeiten des Lebens nennet, ganz allein zur Lust der

Augen

Augen und des Verstandes dienet. Das Vergnügen, welches aus der Nachahmung, und gleichsam aus einer Art von Wiederhervorbringung und Vermehrung derselben Gegenstände entspringt, hat seinen Grund in uns selbst: allein dieser Grund ist nicht so leicht zu errathen. Vieleicht hängt er einigermaßen mit dem so geheimen und so natürlichen Vergnügen der Unsterblichkeit zusammen, welches die göttliche Vorsehung nicht nur dem Menschen, sondern überhaupt allen Wesen, die einer Empfindung fähig sind, eingepräget hat.

Die Dichtkunst, die sowohl als die Malerey, eine Tochter des Vergnügens ist, hat gleich ihr, nur das Vergnügen zum Endzwecke. Nun hat zwar in der Folge der Zeit die Tugend, um den Menschen einen angenehmern und lebhaftern Eindruck zu machen, die Reizungen dieser zwo Schwestern entlehnet: eben wie **Homers Juno** den Gürtel der **Venus** borgete, um den Augen ihres **Jupiters** desto liebenswürdiger vorzukomen. Wenn also die Tugend versuchet hat, den Werth der Dichtkunst und Malerey auf diese Weise zu erhöhen; so ist dieß eine Wohlthat, die diese zwo Künste nur ihr zu danken haben, und die ihnen im Grunde ganz und gar fremde ist.

Sie haben beyderseits einerley Endzweck, und suchen an und für sich selbst nur zu gefallen. Die Nothwendigkeit hat sie auch nicht hervorgebracht, und sie haben derselben ihren Ursprung nicht zu verdanken: man müßte denn aus einer sehr gewissen Muthmaßung sagen, daß die Nothwendigkeit des Vergnügens, in unsern Seelen nicht minder stark und wirksam sey, als dasjenige, was man sonst schlechterdings Nothwendigkeit nennet; wenn man dieses Wort in einem nicht so edeln und in genauerm Verstande nimmt. Und unfehlbar ist es in dieser Absicht geschehen, daß **Sokrates** in **Platons Göttermahle**, der **Liebe** die **Dürftigkeit** zur Mutter giebt.

Diese Aehnlichkeit, diese so ausdrückliche Verschwisterung, geben dem Verfasser Gelegenheit, im Vorbeygehen

zu untersuchen, ob die Dichtkunst, oder die Malerey älter sey? Man giebt zu, daß sie Schwestern sind. Sie haben auch einerley Absichten: die Mittel, die sie erwählen, um zu ihrem Endzwecke zu gereichen, sind einander auch ähnlich, und weichen nur dem Gegenstande nach von einander ab. Malet nämlich die eine für die Augen, bähnet sie sich durch die Augen einen Weg, um den Verstand zu rühren und ihm zu schmäucheln: so malet die andere unmittelbar für den Verstand, und erfüllet ihn, durch den Eindruck, den sie auf denselben machet, dermaßen; daß dieser Eindruck bis in die Sinne geht, sogar, daß er dasjenige zu sehen scheint, was er sich doch nur einbildet. Allein die Malerey zieht die Seele an sich und nimmt sie durch Beyhülfe der Sinne gefangen; und vieleicht ist dieß im Grunde das sicherste Mittel, sie an sich zu ziehen und zu fangen. Sie bedienet sich der Macht aller Sinne, unter denen das Gesicht der lebhafteste und geschwindeste ist; und folglich hat sie, den Augenblick da sie sich zeiget, auch ihre Wirkung gethan. Die Wirkung der Dichtkunst hingegen ist langsamer und nicht so allgemein. Eine auserlesene Schilderey gefällt allen Menschen, ja die Thiere selbst sind, nach ihrer Art, dabey empfindlich. Alles was Augen hat, wird dadurch gerühret; dahingegen die Dichtkunst, welche keine andern Reizungen hat, als die Worte, auch nur diejenigen Menschen rühren kann, die den meisten Verstand haben, und die Sprache vollkommen verstehen, deren sie sich bedienet.

Welches ist denn nun aber die älteste von diesen Schwestern? und was kann man bey der Finsterniß entfernter Zeiten, darinn sie ihren Ursprung genommen, wohl für sichere Wege erwählen, um zur Kenntniß ihrer Geburt zu gelangen, und hernach einer von diesen zwo Schwestern den Vorzug vor der andern zu geben? Weil die Denkmäler des Alterthums uns nichts davon lehren, so muß man einigermaßen bis auf die ältesten Zeiten zurücke gehen, und die Menschen in demjenigen Zustande betrachten, darinnen sie gewesen, als sie noch in voller Unwissenheit waren, und zu-

erst anfiengen Betrachtungen anzustellen, und durch Erfindung der Künste dasjenige zu ersetzen, was dem Elende ihrer Natur abgieng. Dieses ist eine Freyheit, die man sich bey Untersuchungen von dieser Art nehmen muß, deren Folgen die wirklichen Dinge auf gar keine Weise angehen: indem diejenigen, die von den Gesetzen und der Staatskunst handeln, gleichfalls anfangen, die Menschen vor dem Stande der gleichseitigen Verbindlichkeiten zu betrachten. Sie schränken den Umfang ihrer Freyheit, bis auf die Zeit ein, da die Gesetzgeber sie dem Joche der Gesetze unterworfen haben. Wir wollen uns hier eben dieses Rechts, bey einer Frage von viel geringerer Wichtigkeit und dabey man viel weniger Gefahr läuft, wenn man sich auch gleich betrüget, bedienen.

Der erste Zustand der Menschen hat so kurze Zeit gewähret, daß man die ersten Zeiten der Welt, als das Reich der Barbarey und als die Zeit der Unwissenheit ansehen kann. Der Mensch wußte noch nichts von der Vortrefflichkeit seiner Natur; und ohne, daß er sich desjenigen Theiles seiner selbst, dessen Würde ihn einigermaßen der Gottheit gleich macht, bediente, so dachte er nur allein auf seine Erhaltung. Seine Gedanken erstreckten sich nicht viel weiter, als auf die Nothdurft seines Körpers. Die Dichter, deren Kunst alles verschönert, haben diese rohen Zeiten, in Zeiten voller Unschuld und Glückseligkeit verwandelt: ja sie haben ihr goldenes Weltalter daraus gemacht. Um aber wieder auf die rechte Einfalt zu kommen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Menschen, welche nach dem Vorgeben der Dichter, Eicheln gegessen, sich noch nicht sonderlich über den übrigen Theil der Thiere erhoben gehabt. In diesem Stande nun, legte sich der Mensch, der zum Nachahmen gebohren ist, und in welchem die Neigung alles nachzumachen, vieleicht eben keine Tugend ist, von sich selbst auf die Nachahmung. Alles in ihm both dieser Neigung die Hand. Die Unwissenheit stärkte ihn, wie sie ihn noch heute zu Tage bey den Kindern und bey denjenigen Leuten

stärket, bey welchen die Einsicht des Verstandes und der Urtheilskraft, nur eine mittelmäßige Stärke haben. Die Gegenstände, die er vor Augen hatte, schienen ihn zum Vergnügen der Nachahmung einzuladen, und die Natur selbst, die durch Beyhülfe des Lichts und Schattens, alle Sachen, entweder im Wasser, oder auf denen Körpern malet, deren Oberflächen glatt sind, lehrte ihn durch die Nachahmung, seinem Geschmacke eine Genüge thun. Der Mensch thut demselben auch zu gleicher Zeit zwiefach eine Genüge, weil er, indem er die Körper nachahmet und nachzeichnet, zugleich die Natur nachahmet, die dieselben auf so vielerley Weise bezeichnet und abbildet. So lehrte denn nun die Sonne, welche **Plato**, auf eine sinnreiche Art, den geschicktesten von allen Malern nennet, die Menschen, die ersten Anfänge zur Malerey.

So war allem Ansehen nach, der erste Entwurf dieser Kunst beschaffen. Denn man muß sich nicht bey gewissen Begebenheiten aufhalten, die man insgemein erzählet, wenn man von dem Ursprunge der Malerey redet. Man sagt z. E. daß eine Schäferinn um das Bildniß ihres Geliebten zu bewahren, denjenigen Schatten mit ihrem Schäferstabe nachgezeichnet, den das Gesicht dieses jungen Menschen in dem Sande gemachet. Es giebt noch tausenderley solche Erzählungen, die sich ein jeder nach seiner Einbildungskraft ersinnen kann, und welche, sie mögen nun wahr oder falsch seyn, dennoch zu nichts anderm dienen, als zur Bestärkung dessen, was ich gesagt habe; ja, die nur besondere Anwendungen eines allgemeinen Grundsatzes, und gleichsam Mährchen sind, die man zur Erklärung einer Wahrheit erfunden.

Sind nun diese Betrachtungen nicht sonder allen Grund, so kann man mit eben demselben Grade der Gewißheit daraus schließen, daß die Malerey älter sey, als ihre Schwester, die Dichtkunst; ja daß sie um ein gutes vor ihr hergegangen seyn müsse. Denn nach dieser Art zu schließen, die gänzlich in der Natur gegründet ist, hat diejenige Nachahmung, die durch Beyhülfe des Schattens und Lichtes geschieht,

schieht, diejenige Nachahmung, die sogar aus verschiedenen Zügen entsteht, diese Züge mögen nun gefärbet gewesen seyn oder nicht, vor denen Zügen und Characteren hergehen müssen, deren man sich bedienet hat, um die verschiedenen Töne der Stimme auszudrücken, und daraus die Schrift zu bilden, welche noch älter seyn muß, als die Poesie. Man hat ganz gewiß versucht Körper zu malen; man hat sie vorgestellet, indem man sie nachgeahmet, ehe man die Gedanken und Empfindungen, durch Züge vorgestellet und gleichsam gemalet hat. Selbst die Natur beobachtet in allem, was sie thut, eben dieselbe Ordnung. Sie fängt bey demjenigen an, was am leichtesten und nicht sehr kostbar ist: sie hält sich sogar ziemlich lange dabey auf, ehe sie sich an das kostbarere und schwerere waget. Wir können also unsern Ausspruch sicher zum Vortheile der Malerkunst einrichten, und selbiger den Rang vor der Dichtkunst einräumen. Allein dieser Rang kömmt, wie es oftmals bey den größten Häusern geht, bloß dem Alterthume zu: da die Dichtkunst nichts anders seyn können, als eine Frucht der guten Sitten, die durch die Bemühung zu schreiben, gebessert worden. Dahingegen die Malerey ihren Ursprung mitten in der Barbarey, und in derjenigen Zeit hat nehmen können, (auch allem Ansehen nach wirklich genommen hat) da die Menschen noch, weder an die Schrift, noch an die Sittlichkeit gedacht haben.

Doch dieß ist genug, und vieleicht schon zu viel von einer Sache geredet, davon man gar keine historische Gewißheit haben kann. Um nun auf etwas richtiges, im Absehen auf das Alterthum der Malerkunst zu kommen, so versuchet der Abt **Fraguier** in den ältesten weltlichen Schriften dasjenige zu entdecken, was man davon wissen kann. Unter den ältesten weltlichen Schriften versteht er die zwey Bücher vom **Homer**, deren Inhalt so reich ist, daß, wenn man sich bemühete sie mit Fleiße zu durchforschen, man, wie Herr **Fraguier** saget, finden würde, daß sie allein hinlänglich seyn würden, uns zu erkennen zu geben, was zu seiner

Zeit die Religion, die Staatskunst, die Polizey der Städte, die häusliche Zucht, die Künste, sowohl diejenigen, die zum Kriege dienen, als diejenigen, die insonderheit im Frieden blühen, gewesen sind: so entdecket man einen unerschöpflichen Reichthum darinnen, und bereuet einigermaßen, alle die Zeit, als verloren, in welcher man bey dem **Homer** nur den Dichter, und nicht auch den Geschichtschreiber, gesuchet hat.

Wenn er übrigens den **Homer** für den ältesten von allen weltlichen Schriftstellern hält: so begehret er sich nicht mit denen in Streit einzulassen, welche glauben, daß Hesiodus schon lange vor ihm gelebet habe. Er weis gar wohl, was man von dieser Sache sagen kann; er weis auch, daß man aus einigen Stellen der h. Schrift, vieles Licht haben könnte. Allein er hat sich vorgenommen, sich lediglich an den **Homer** zu halten, und aus verschiedenen Stellen seiner Gedichte zu entdecken, ob die Malerey zu seiner Zeit üblich gewesen; es sey nun, daß **Homer** wenige Jahre nach der Belagerung von **Troja**, davon er einige Begebenheiten erzählet, oder lange Zeit hernach, gelebet habe.

Es ist nicht nöthig anzumerken, daß der Verfasser unter dem allgemeinen Namen der **Malerey**, sowohl von dem Risse als von den Farben redet: denn wenn der Riß die Seele der Malerey ist: so sind die Farben deren Leib. Nach des **Plinius** Zeugnisse ist das Kupferstechen von der Zeit der trojanischen Belagerung an, im Gebrauche gewesen; allein er scheint nicht zu glauben, daß man damals schon etwas von der Malerey gewußt. Nach diesem Grundsatze erstaunet er, daß diese Kunst, da sie so späte angefangen, nachmals in sehr kurzer Zeit, auf einen so hohen Grad getrieben worden: Nullam artium celerius consummatam, cum Iliacis temporibus non fuisse eam appareat. *Plin. Lib. 35.* Wir haben es nicht nöthig vom **Plinius** zu erfahren, daß das Kupferstechen, ja so gar die Bildhauerkunst, schon im Gebrauche gewesen, als die Griechen **Troja** belagerten. Man kann daran gar nicht zweifeln, wenn man

nur ein wenig Acht auf die große Menge gestochener und gehauener Werke hat, von welchen **Homer** redet. Dergleichen sind, die Bildseule der **Minerva**, auf deren Kniee die Trojanerinnen auf **Hektors** Befehl, einen kostbaren Schleyer breiteten, den sie ihr weiheten, um sich die Gunst dieser Göttinn zu erwerben. Diese Stelle steht im 6 Buche der **Ilias** im 302 Verse:

Ἡ δ' ἄρα πέπλον ἑλοῦσα Θεανὼ καλλιπάρηος.
Θῆκεν Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἠϋκόμοιο.

Dieses hat **Virgil** in folgenden Versen, aus dem ersten Buche der **Aeneis**, abgemalet:

—— Ad templum non aequae Palladis **ibant**
Crinibus Iliades passis, peplumque ferebant
Suppliciter tristes et tunsae pectora palmis.

Dergleichen sind auch die güldenen Bildseulen in dem Saale des **Alcinous**, die in ihren Händen Fackeln hielten, um des Nachts diesen Ort zu erleuchten. Die Beschreibung davon steht im 7 Buche der **Odyssee** im 100 Verse:

Χρύσειοι δ' ἄρα κοῦροι ἐϋδμήτων ἐπὶ βωμῶν,
Ἕστασαν, αἰθομένας δαΐδας μετὰ χερσὶν ἔχοντες
Φαίνοντες νύκτας κατὰ δώματα δαιτυμόνεσσι.

Dieses hat **Lucrez** im Anfange seines zweyten Buchs, so übersetzt:

Si non aurea sunt iuuenum simulacra per aedes,
Lampadas igniferas manibus retinentia dextris,
Lumina nocturnis epulis vt suppeditentur.

Dergleichen ist, in seiner Art, auch des **Achilles** Schild, auf welchen **Vulkan** so viel verschiedene Sachen gegraben, deren Verbindung so schwer auszufinden ist. Dergleichen ist auch **Agamemnons** Harnisch, und viel andere dergleichen Werke, die uns nicht zweifeln lassen, daß die Kunst

in Kupfer zu stechen, und die Bildhauerkunst nicht schon zu Homers Zeiten, ja gar lange zuvor erfunden und von großem Nutzen gewesen sey. Da nun diese beyden Künste das Zeichnen zum Grunde haben: so ist es offenbar, daß das Zeichnen, welches schon zuvor da seyn müssen, eine sehr alte Kunst sey.

Allein, war denn auch die Kenntniß der wahren Malerey, die Kunst nämlich, einen Riß mit Farben auszumalen, oder mit Farben zu zeichnen, in jenen entferneten Zeiten schon üblich? Es ist wahr, daß die griechischen Wörter γράφειν und ζώγραφος, welche man so oft in denen Dichtern findet, die nach dem Homer geschrieben haben, weder in der Ilias noch in der Odyssee stehen. ζώγραφος wird darinnen gar nicht gebraucht, und wenn man ja γράφειν darinnen findet; so ist es doch nicht in dem Verstande von **malen**, sondern es heißt zum höchsten nur **schreiben.** Allein aus gewissen Betrachtungen, die man über verschiedene Stellen dieser zwey Gedichte machen kann, scheint es, man könne schließen; daß, wenn ja der Name nicht da ist, dennoch die Sache selbst da sey, und daß diejenige Malerey, die im Zeichnen und in Farben besteht, schon zu Homers Zeiten, und wahrscheinlicher Weise, seit dem trojanischen Kriege gebräuchlich gewesen. Um hievon überzeugt zu werden, muß man einige Anmerkungen machen, und zwar erstlich über diejenigen Sachen, die auf des Achilles Schilde gestanden; zum andern, über die Tapetenarbeiten, womit das Frauenzimmer sich damals beschäfftigte, so wie sich noch heute zu Tage das unsrige damit beschäfftiget.

Der Abt **Fraguier** redet von **Achillens** Schilde so: es ist wahrscheinlich, daß man **gemalet** habe, das heißt, daß man zur Vorstellung gewisser Gegenstände ordentliche Farben gebrauchet, ehe man dieselben Gegenstände mit derjenigen Farbe vorgestellet, die die Wirkung des Feuers auf die Metalle ihnen giebt. Denn das eine ist viel leichter, als das andere, und die Art von Malerey, die durch den

Ein-

Eindruck des Feuers entsteht, und die man gewissermaßen enkaustisch nennen kann, ist nur eine Nachahmung derjenigen Malerey, welche mit Pinseln und Farben geschieht. Nun findet man auf dem Metalle, woraus **Achillens** Schild bestanden, verschiedene Gegenstände, die durch die Macht des Feuers gefärbet worden sind. Es folget daher ziemlich wahrscheinlich daraus, daß **Vulkans** Arbeit nur eine Nachahmung der Malerey gewesen, und daß folglich die Malerey schon zu Homers Zeiten bekannt und im Gebrauche gewesen; wofern anders **Vulkan** diesen Schild wirklich gemacht hat. Man darf sich auch in der That gar nicht wundern, daß **Homer** allhier von einer unbekannten Sache redet, oder eine neue Kunst entdecket habe; und obgleich der Werkmeister ein Gott ist, so doch der Dichter, welcher selbst dieser Gott war, nur einer bereits erfundenen Kunst folgen dörfen.

Nunmehr ist es nicht schwer zu beweisen, daß viele von denen Sachen, die man auf diesem Schilde gesehen, durch Farben unterschieden gewesen. Man darf nur die Beschreibung davon lesen. Man bemerkte z. E. darauf, einen Ackersmann, der auf dem Felde Furchen machte. Nach dem Maaße nun, wie die Pflugschaar die Erde theilte, schien diese Erde, ungeachtet sie von lauterm Golde war, **schwarz** zu werden, und zeigte sich so, als sie wirklich wird, wenn der Pflug durchfähret:

Ἡ δὲ μελαίνετ' ὄπισθεν, ἀρηρομένη δὲ ἐῴκει
Χρυσείη περ ἐοδσα.

Wenn der Dichter hierauf von einem Weinberge redet, welchen **Vulkan** auf diesem Schilde vorgestellet, so sagt er, daß die Weintrauben **schwarz** gewesen, ungeachtet der Weinberg an sich selbst von Golde war:

Ἐνδ' ἐτίθει σαφυλῇσι μέγα βρίθουσαν ἀλωήν,
Καλὴν, χρυσείην· μέλανες δ' ἄνα βότρυες ἦσαν.

welches

welches nicht anders statt haben kann, als daß das Gold durch die Vermischung mit einem andern Metalle braun geworden ist, und daß das Feuer auf beyde seine Wirkung gethan.

Vulkan hat sich auch der bloßen Farben der Metalle bedienet; und wenn er die jungen Kühe recht natürlich schildern wollen, so hat er Gold und Zinn, das heißt **weiß** und **gelb**, genommen:

Ἀι δὲ βόες χρυσοῖο τετεύχατο καττσιτέρυτε.

Zweene Löwen zerreißen einen Ochsen, sie saugen dessen Blut in sich und dieses Blut ist **schwarz**: μέλαν αἷμα λαφύσσετον: es sey nun, daß diese Farbe durch die Gewalt des Feuers auf irgend einem Theile des Metalls entstanden ist, oder daß dieses Metall von selbst ins Schwarze gefallen.

Man könnte noch über andere Stellen dieses Schildes eben dergleichen Betrachtungen machen; allein auch diese sind schon zureichend, uns auf die Meynung zu bringen, daß, so wie die amulirten Werke, schon zu **Homers** Zeiten, ja noch vor denselben, bereits bekannt gewesen; so auch die Malerey bekannt gewesen sey.

Ob nun gleich diese Probe stark genug zu seyn scheint, zu beweisen, daß die Kunst zu malen älter sey, als man denkt, und als **Plinius** selbst es geglaubet hat: so ist es doch nicht undienlich, daß man auch noch die Beweise dazu nehme, die man aus dem Tapetenwirken ziehen kann; allwo man sieht, daß das Frauenzimmer, welches sich mit dieser Arbeit beschäfftigte, und die sich so wohl für sie schickte, daß man deren Erfindung gar einer Göttinn zugeschrieben, verschiedene Farben gebrauchet habe.

Um bey der klärsten Stelle den Anfang zu machen, welche gleichsam zum Schlüssel aller andern dienet, so bemerket der Abt **Fraguier**, daß, als **Paris** und **Menelaus** im Begriffe gewesen, durch einen Zweykampf den trojanischen Krieg zu endigen, die **Iris**, welche der **Helena**

davon

davon Nachricht geben will, eine fremde Gestalt annimmt, und dieselbe bey einer Tapezereyarbeit antrifft, in welcher sie denjenigen Krieg vorstellete, daran ihre Reizungen schuld gewesen:

———————— , ἠδὲ μέγαν ἰσὸν ὕφαινε
Δίπλακα, μαρμαρέην. πολέας δ' ἐνέπασσεν ἄεθλους
Οἷς ἔθεν εἵνεκ' ἔπαχον ὑπ' Ἄρηος παλαμάων.

Wenn **Telemach** vom **Menelaus** abreiset, so schenkt ihm **Helena** ein Stück von ihrer Arbeit, deren sie eine große Menge hatte, die alle von ihrer eigenen Hand war.

Nun darf man nicht glauben, daß diese Art von Tapeten aus einer einzigen Farbe bestanden, und daß die Arbeit der Helena unsern Damasten ähnlich gewesen, oder demjenigen geglichen, was man in der Malerey einfarbigt nennet. Denn man gab sich gewiß nicht minder Mühe, Feldschlachten, als Früchte vorzustellen. Und man findet im 22 B. der **Ilias**, daß in dem Augenblicke, da die **Andromacha** den Tod ihres Gemahls **Hektors**, erfuhr, sie an einem Stücke Tapezerey gearbeitet, davon der Dichter ausdrücklich saget, daß sie Blumen von verschiedenen Farben hineingewirket:

Ἀλλ' ἡγ' ἰσὸν ὕφαινε μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο,
Δίπλακα, μαρμαρέην. ἐν δὲ θρόνα ποικίλ' ἔπασσε.

und wenn in dem 4 B. der **Odyssee**, die Spindel, welche man der **Helena** bringt, nur allein mit violetter Farbe bewunden ist:

———————— ἰοδνεφὲς εἶρος ἔχουσα.

so folget doch daraus noch gar nicht, daß sie nur allein mit Wolle von solcher Farbe gearbeitet habe, als der Dichter hier gewählet hat; indem das griechische Wort ἰοδνεφὲς, ein sehr schönes Wort ist; und da auch das Violet eine Art von Purpur ist, solches sich sehr gut für eine solche Per-

son

son schickte, als Helena war. Allein, weil wir sehen, daß in dergleichen Tapezereyen, verschiedene Farben gebrauchet worden; so muß man von einer auf die andern schließen und glauben, daß der kostbare Schleyer, welcher im 6 B. der Ilias von den Trojanerinnen der Minerva gebracht wird, und welcher eine Arbeit des sidonischen Frauenzimmers war,

——— ἔργα γυναικῶν
Σιδονίων.

auf eben die Art gearbeitet gewesen. Homer scheint dieses ausdrücklich zu sagen: denn da er überhaupt von denen Stücken Zeug redet, von welchen Hekuba eine große Menge besaß, so saget er:

Ἔνθ' ἔσαν οἱ πέπλοι παμποίκιλοι.

wenn er aber ins besondere von demjenigen redet, welchen die Hekuba auserlesen, um ihn der Göttinn zu bringen, so heißt es:

Ὃς κάλλιστος ἔνη ποικίλμασιν.

und er setzet hinzu, daß dieses Werk gleich einem Sterne geglänzet, ἀστὴρ δ' ὡς ἀπέλαμπεν. Eben dieses wiederholet er in der Odyssee, bey Gelegenheit der Arbeit, welche die Helena dem Telemach geschenket.

Dieses kömmt ziemlich mit der Art von Panieren überein, worinn die Streite der Götter vorgestellet waren, und die man mit großen Umständen, bey den panathenäischen Festen, durch die Stadt Athen herumtrug: wie viele alte Schriftsteller, insonderheit aber Plato in seinem Gespräche Eutyphron betitelt, anmerken. Eben das muß man von dem Mantel der Juno sagen, welchen Minerva selbst sich die Mühe gegeben auszupußen, wie Homer im 14 B. der Ilias schreibt:

Ἀμφὶ δ' ἄρ' ἀμβρόσιον ἑανὸν ἕσατ', ὃν οἱ Ἀθήνη
Ἕξυσ' ἀσκήσασα, τίθει δ' ἐνὶ δαίδαλα πολλά.

Dieß

Dieß macht uns auch von dem Gürtel der **Venus** einen Begriff, von welchem man in eben diesem Buche der **Ilias** eine so schöne Beschreibung findet, allwo **Homer**, wenn er von der **Venus** redet, so schreibt:

—— ἀπὸ ϛήθεσφιν ἐλύσατο κεϛὸν ἱμάντα,
Ποικίλον. ἔνθα δὲ οἱ θελκτήρια πάντα τέτυκτο, etc.

und von der Arbeit der **Circe**, im 5 B. der **Odyssee**:

Ἰϛὸν ἐποιχομένη, χρυσείῃ κερκίδ' ὕφαινεν,

und von den Tapeten, welche **Priamus** dem **Achilles**, für den Leichnam seines Sohnes **Hektors** gab. Unfehlbar ist es auch einer solchen Arbeit wegen geschehen, daß im 6 B. der **Odyssee**, die **Aretea**, eine Mutter der **Nausikaa**, ihre Spulen mit purpurfarbener Wolle bewunden hat:

Ἡλάκατα ϛρωφῶσ' αἰλιπόρφυρα θαῦμα ἰδέϑαι.

und im 18 B. eben dieses Gedichts, findet man unter den reichen Geschenken, welche die Liebhaber der **Penelope** derselben schenken, einen Schleyer von verschiedenen Farben:

—— περικαλλέα πέπλον
Ποικίλον.

Diese Kunst, solche schöne Arbeiten zu machen, hat **Minerva**, die Töchter des **Pandorus** gelehret, wie **Homer** im 20 B. der **Odyssee** saget:

Ἔργα δ' Ἀθηναίη δέδαε κλυτὰ ἐργάζεϑαι.

Aus allen diesen Umständen von der Tapezereyarbeit nun, machet man eben den Schluß, als aus den Anmerkungen über **Achillens** Schild. Es ist wahrscheinlich, daß man auch selbst die Farben zum malen gebrauchet, ehe man noch mit denselben die Wolle gefärbet, um damit etwas auszurichten, das einer Malerey gliche. Es ist unstreitig natürlicher und leichter, die Farben mit dem Pinsel zu brauchen, als eine Kunst zu erfinden, welche durch die vielfach

gefärbten

gefärbten Fäden, die mit Mühe einer neben den andern geleget werden, dasjenige ausrichtet, was sich mit den Farben auf der Palete, mit geringerer Mühe und Schwierigkeit thun läßt. Gleichwohl sieht man diese Kunst zu Homers Zeiten, schon an vielerley Orten im Schwange, und er redet davon als von einer Sache, die schon seit dem trojanischen Kriege ganz bekannt gewesen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß sie in der Zwischenzeit entstanden sey, welche seit dieser berühmten Belagerung bis auf Homers Zeiten verflossen ist, und daß dieser Dichter, nach dem Rechte, welches die Dichtkunst uns ertheilet, die Sachen zuweilen zurück zu setzen, dieselbe auf eine spätere Zeit verleget habe. Die Kunstrichter sind im Absehen auf das Alter derer Sachen, welche Homer erzählet, ziemlich eins: und es ist auch wahrscheinlicher, daß das damalige Frauenzimmer, wie noch heute zu Tage unsere besten Künstler, eines gemalten Vorbildes zur Tapetenwirkerey nöthig gehabt, wenn sie in dieser Arbeit, Blumen oder Figuren vorstellen wollen. Wenn man also schon in denen Zeiten, Zeuge und Tapeten findet, auf welchen Blumen vorgestellet gewesen, und worinnen man Schlachten sieht; so muß man glauben, daß das Frauenzimmer, welches dergleichen Arbeiten gemachet, auch gewisse Muster, oder gefärbte Zeichen, vor Augen gehabt. Dieses sind nun nichts anders als Bilder gewesen; folglich ist die Malerey, wider die Meynung des Plinius, schon zur damaligen Zeit erfunden gewesen: welches gleichwohl die entfernteste Zeit ist, davon wir noch, durch Beyhülfe der weltlichen Schriftsteller, einige Kenntniß haben.

Der wahre Ursprung dieser Kunst und aller andern Künste, steckt in einer ungemeinen Dunkelheit. Es ist genug, wenn man nur ziemlich wahrscheinlich gezeigt hat, daß die Malerey so alt sey, daß man ihren ersten Ursprung nicht entdecken kann, als welcher vieleicht bald auf den Anfang der Welt gefolget ist.

Der

Der Abt **Fraguier** hat wegen des Alterthums der Malerey, nur allein das Zeugniß des ältesten von allen weltlichen Schriftstellern angeführet. Denn in denen Dichtern, die nach dem **Homer** gefolget sind, ist sie schon ganz bekannt und gebräuchlich, und man hat gar keine Mühe, sie zu suchen. Dieses kann man gleich aus dem **Anakreon**, **Euripides**, **Aeschylus** und den andern Dichtern sehen, die nach denselben geblühet haben.

Virgil, welcher **Homers** Gedichte mehr gelesen und besser untersuchet hatte, als jemand, hat keine Schwierigkeit gemacht, wenn er von diesen Zeiten redet, die Malerey schon als erfunden und in aller Stärke voraus zu setzen. Er hat sich nicht gefürchtet die Wahrheit oder den Gebrauch zu verletzen, wenn er in den Tempel der **Juno** zu Karthago Bilder setzet, und vorgiebt, sein **Aeneas** habe sich selbst allda unter denen abgemalten Helden erkannt:

Se quoque principibus permistum agnouit Achiuis.

und damit man nicht zweifeln möchte, daß diese Figuren gemalet gewesen, so sagt er ausdrücklich:

——————— Animum pictura pascit inani.

* *

VIII.

Herrn Bürette Abhandlung von den Leibesübungen der Alten.

Herr **Bürette** hat, in der Absicht die Kenntniß des Alterthums mit der Aufmerksamkeit auf eine so ernsthafte Wissenschaft, als die Arzneykunst ist, zu verbinden, die alte **Gymnastick**, oder diejenige Kunst zur Abhandlung seiner ersten akademischen Arbeiten vorgenommen, welche den verschiedenen Leibesübungen vorstund. Diese Kunst scheint schon von einer Seite, im Absehen auf

Bayerische Staatsbibliothek München

die Regeln, welche sie wegen der geschicktesten Bewegungen vorschlägt, die den menschlichen Körper stark, fett, geschmeidig und hurtig, oder die Leibesgaben vollkommener machen können, gänzlich zur Arzneykunst zu gehören. Allein sie eröffnet auch zugleich den Nachforschern des Alterthums ein weites Feld, die sich gern aus dem Grunde, von den verschiedenen Arten und allen Umständen dieser Leibesübungen, unterrichten und wissen möchten, wie die Alten selbige getrieben, und wozu sie solche gebraucht, es sey nun bey der Religion, oder im Kriege, oder nur zur bloßen Lust.

Es haben bereits viele Neuere von dieser Materie, theils überhaupt, theils stückweise gehandelt. Von dieser Zahl sind **Hieronymus Mercurialis** (de arte Gymnastica) **Peter du Faur** (Agonistic.) **Lorenz Joubert** (de Gymnasiis) **Marsilius Cagnatus** (de sanitat. tuend.) **Vossius** der Vater (de IV. artib. popularib.) **Meursius** (de Orchestra) und einige andere. Allein, außer daß **Joubert**, **Cagnatus** und **Vossius** dieselbe gleichsam nur obenhin berühret; so haben auch selbst diejenigen, die sie noch so mühsam untersuchet, weit gefehlet, daß sie sie hätten erschöpfen sollen, noch verschiedene Stücke zu erklären gelassen, gewisse Sachen vergessen, die doch nicht hätten sollen unberühret bleiben, andere Dinge vorgegeben, ohne ihre Gewehrsleute zu nennen, und sich auch in einigen Stücken geirret. Man schweiget hier noch der ungemeinen Unordnung, die in einigen von diesen Werken herrschet, in welchen die Gelehrsamkeit recht aufgehäufet, aber gar nicht recht verdauet zu seyn scheint; daher dieselben für alle diejenigen, welche zu dieser Art von Studien nicht gewohnt sind, sehr unnützlich und mühsam zu lesen sind. Dieses bewog denn vollends den Herrn **Bürette** seinen Vorsatz ins Werk zu richten. Allein, ob er gleich über der Gymnastick arbeitet, so begehrt er dennoch nicht ein vollkommenes Werk davon zu verfertigen. Sein Vorsatz ist nur, einige genauere und ordentlicher eingerichtete Nachrich-

ten zu verschaffen, als die meisten von denen sind, die unsere neuern Sammler von demjenigen zusammen getragen, was bey einer solchen Sache merkwürdig seyn kann, und was auch zu gleicher Zeit zu mehrerer Kenntniß sowohl der alten griechischen und römischen Schriftsteller, als der Aufschriften, Münzen, gestochenen Steine, erhabenen Arbeiten, Gebäude und anderer Denkmäler, gereichet, die wir von diesen alten Völkern noch übrig haben.

Er hat geglaubet, er müsse diese Materie mit einer Abhandlung von der Gymnastick überhaupt anfangen, worinnen er sich bemühet, den Ursprung dieser Kunst auszufinden, ihrem Wachsthume nachzugehen, die Denkzeiten zu bemerken, da sie sich unter drey verschiedene Stände vertheilte, nämlich unter die Soldaten, Arzneykunst, und unter die Fechter; ferner die zu den Leibesübungen bestimmten öffentlichen Oerter zu beschreiben, das Amt derer Bedienten anzuzeigen, die denselben vorgesetzt waren, und die verschiedenen Arten der Leibesübungen zu erzählen, welche den Griechen und Römern bekannt gewesen.

Herr Bürette ist überzeugt, daß die Leibesübung fast so alt seyn muß, als die Welt. Denn da alle ihre Uebungen sich auf drey Hauptpuncte belaufen, nämlich auf die Vertheidigung des Leibes und alles dessen was davon abhängt, auf die Erhaltung der Gesundheit und auf die bloße Zeitkürzung: so darf man nicht zweifeln, daß die Menschen nicht schon zu allen Zeiten zu allem dem sollten geneigt gewesen seyn, was ihnen diese Vortheile verschaffen kann. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß gleich bey der Aufrichtung der ersten menschlichen Gesellschaften, die Menschen, welche die Nothwendigkeit dieser kriegerischen Künste eingesehen, um die Anfälle ihrer Nachbarn dadurch abzutreiben, dergleichen Spiele verordnet, und zugleich gewisse Preise aufgesetzet, um die Jugend zu dergleichen Uebungen zu ermuntern.

Allein, was seiner ersten Einrichtung nach nur ein Zeitvertreib und ein Spiel war, das ward endlich eine so

wichtige Sache, daß die berühmtesten Städte und ganze Völker, Theil daran nahmen. In der That sah man es für die größte Ehre an, die nur zu erlangen steht, wenn man in dergleichen öffentlichen Spielen als Sieger, ausgerufen und in Gegenwart aller seiner Mitbürger gekrönet ward. Man glaubte so gar, daß die Götter und Helden sich desjenigen annehmen könnten, was die Menschen so angenehm schmäuchelte; daher führte man bey den Feyern der Religion, das heißt, bey dem Gottesdienste selbst und bey den Leichengepräugen, die man den Geistern der Verstorbenen zu Ehren hielt, die mehresten von denen Uebungen ein, die bis dahin nur bloß dazu gedienet hatten, die Menschen in der Kriegskunst zu üben. Da es nun schwer war, alle diese Uebungen höher zu treiben, ohne sie gewissen Gesetzen zu unterwerfen, oder in gewisse Regeln einzuschränken, so machte man aus allen diesen Dingen ein gewisses Lehrgebäude, so man die **Gymnastick** nannte, weil darinn alles enthalten war, was die Leibesübungen betraf.

Herr **Bürette** findet die Spuren dieser Kunst schon seit dem **trojanischen** Kriege; welches er mit vielen Stellen aus dem **Homer** und insonderheit mit dem 23 **B.** der **Ilias** beweiset, allwo dieser Dichter die Spiele beschreibt, womit man das Leichenbegängniß des **Patroklus** gefeyert. Es erhellet aus dieser Beschreibung, die das älteste Denkmaal ist, was wir von den griechischen Leibesübungen haben, daß dieses Volk sich schon zu der Zeit mit dem Wagenrennen, Klopffechten, Ringen, Wettlaufen zu Fuße, Gefechte auf Leib und Leben und mit geschliffenem Stahl, Tellerwerfen, Bogenschießen und Wurfspieße zu werfen, geübet hat. Es erhellet so gar aus der Beschreibung, welche **Homer** von einer jeden dieser Leibesübungen machet, daß schon zu der Zeit, der Gymnastick, zu dem Namen einer Kunst wenig mehr gefehlet. Hieraus nun schließt Herr **Bürette**, daß, wenn **Galenus** vorgiebt, die Gymnastick sey zu **Homers** Zeiten noch unbekannt gewesen, und erst

um **Platons** Zeiten üblich geworden; so verstehe er nur die medicinische Gymnastick.

Diese entstand allerdings später, als die kriegerische; das heißt, erst damals, als die Krankheiten, die eine Frucht der Unmäßigkeit und des Müßigganges sind, die Menschen in die betrübte Nothwendigkeit versetzte, die Aerzte zu suchen. Diese waren überzeuget, daß nichts so viel zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit beytrage, als eine Bewegung, die der verschiedenen Leibesbeschaffenheit, dem Alter und Geschlechte gemäß sey; und da sie übrigens die Neigung der Leute zu allem dem kannten, was nur zur Leibesübung gehöret, so stunden sie gar bey sich nicht an, sich alles dessen zu bedienen, was ihnen diese Kunst vortheilhaftes an die Hand geben konnte, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Nach des **Plato** Zeugnisse hat der Arzt **Herodikus** zuerst und kurz vor des **Hippokrates** Zeiten, die Leibesübungen mit zur Heilungskunst gezogen. Die Aerzte, so nach ihm kamen, und aus der Erfahrung überzeuget wurden, wie nützlich diese Vereinigung wäre, bemüheten sich diese Kunst immer höher zu treiben. **Hippokrat** hat uns in seinen Büchern, de Regimine, die Proben davon gelassen, indem er von den Leibesübungen überhaupt redet, und in Absicht auf die Gesundheit, die Wirkungen des Spazierens, der verschiedenen Gattungen des Wettlaufens, zu Fuße oder zu Pferde, das Springen, Ringen, das Spiel mit dem aufgehängten Balle, Corycus genannt, die Taschenspielerkunst, das Salben, Reiben, das Umwälzen im Sande, und dergleichen beschreibt.

Herr **Bürette** bemerket ferner, daß, da die Aerzte nicht alles überhaupt angenommen hätten, was zur Gymnastick gehöret; unter ihnen und denen Meistern, die in der Kriegskunst Unterricht gaben, oder die Kämpfer auslehrten, eine Theilung entstanden sey; und daß es diese letzte Gattung von Leibesübung sey, welche **Galenus** mit so viel mehrerem Rechte, die fehlerhafte nennet, weil, da sie sich bloß dabey einschränkt, daß sie gute Kämpfer zieht, indem

sie ihnen eine Diät vorschreibt, die ihre Kräfte und Fleischkeit bis aufs höchste treiben kann, sich wenig darum bekümmerte, ob der Leib in einer vollkommenen Gesundheit und vor den Krankheiten gesichert bliebe.

Nachdem nun Herr **Bürette** den Fortgang der dreyerley Gymnasticken der Griechen, das heißt, der kriegerischen, der ringerischen und mediciniſchen, untersuchet; so erkläret er, welchergestalt sie diese letztern zwo Arten der Leibesübungen, den Römern mitgetheilet; wie diese, alles was die Uebungen des Leibes, die Spiele und Schauspiele betroffen, noch weit höher als die Griechen, ja bis auf die äußerste Vollkommenheit und Pracht getrieben. Kurz, wie der Verfall des Reiches, auch den Untergang der freyen Künste und unter andern der Leibesübungen und der Arzneykunst nach sich gezogen, welche letztere allmählich diejenigen Rechte fahren ließ, die sie über die ersteren, mit so gutem Grunde erworben hatte; und die sie nach ihrer Wiederherstellung, abermals an sich zu bringen verabsäumet.

Hierauf schreitet Herr **Bürette** zu der Beschreibung der öffentlichen Gebäude, allwo diejenigen, welche unterrichtet seyn wollten, allen möglichen Beystand fanden. Diese Oerter hießen Gymnasia, wegen der **Nacktheit** der Klopffechter; Palaestra, wegen des **Ringens**, welche Uebung unter allen daselbst am meisten getrieben ward; ja bey den Römern hießen sie auch zuweilen Thermae, weil die Abtheilung der Bäder und Badstube einer der Haupttheile dieser Oerter war.

Herr **Bürette**, welcher im Sinne hat an einem andern Orte die Bauart dieser Gymnasien besonders zu untersuchen, geht nur hier, nach dem **Vitruv** und einigen andern Schriftstellern, die davon gedenken, die verschiedenen Stücke durch, aus denen diese großen Gebäude bestunden, und die ungefähr auf zwölfe gerechnet werden können. Dieselben waren nun, 1) die äußeren Vorhöfe, allwo die Philosophen, Redner, Meßkünstler, Aerzte, und andere

Gelehrte,

Gelehrte, öffentliche Vorlesungen und Disputatio. s hielten, oder auch wohl ihre Werke ablasen. 2) Das Ephebium, allwo die Jugend bey frühem Morgen zusammen kam, um daselbst die Uebungen ins besondere und ohne Zuschauer, zu erlernen. 3) Das Corycaeum, Apodyterion oder Gymnasterion, welches eine Art von Kleiderkammer war, allwo man die Kleider, entweder zum Bade, oder wegen der Leibesübungen, ablegte. 4) Das Elaeothesium, Alipterion oder Vnctuarium, welches zum Salben bestimmet war, und entweder vor oder nach dem Bade, dem Ringen, oder dem Geschwindekämpfen, gebraucht ward. 5) Das Conisterium oder Conistra, allwo man sich mit Sand oder Staub bedeckte, um das Oel oder den Schweiß zu trocknen. 6) Der eigentliche Kampfplatz, wo man sich im Kämpfen, Fechten, Ringen, und andern Uebungen versuchte. 7) Das Sphaeristerium oder **Ballhaus**, welches zu denen Uebungen aufbehalten ward, zu welchem man einen Ball gebrauchte. 8) Die großen ungepflasterten Gänge, welche den ganzen Platz besetzten, der zwischen den Vorhöfen und denen Mauren war, welche das ganze Gebäude umschlossen. 9) Die **Xysten** oder Xysti, welches Portici waren, unter welchen die Klopffechter sich im Winter und bey schlimmem Wetter übten. 10) Andere Xysten, Xysta, welches offene Gänge waren, die für den Sommer und das schöne Wetter bestimmet, und deren einige ganz frey, andere aber mit Bäumen besetzt waren. 11) Das Behältniß zu den **Bädern**, welches aus verschiedenen Abtheilungen bestund, deren Beschreibung Herr **Bürette** in eine andere Abhandlung versparet. 12) Das Stadium, ein großer weiter Platz, halbcirklicht, sandigt und mit kleinen Staffeln, für die Zuschauer der Uebungen, umgeben.

Diese Beschreibung von den Abtheilungen der Gymnasien führet den Herrn **Bürette** von selbst darauf, daß er auch ein Wort von den **Bedienten** sagt, in deren Aufsicht sie standen, und welche 1) der **Gymnasiarch** waren, oder der Oberaufseher über das ganze Gymnasium. 2) Der

Xystarch, oder der Vorsteher über die Xysten und das Stadium. 3) Der Gymnast, oder der Uebungsmeister, dem die verschiedene Beschaffenheit der Uebungen bekannt war, und welcher sie nach den mancherley Leibesbeschaffenheiten der Kämpfer einzurichten wußte. 4) Der Pädotriba, oder Fechtmeister, welcher die Uebungen nur auf mechanische Art lehren mußte, ohne daß er deren Eigenschaft im Absehen auf die Gesundheit, wissen dorfte. Unter diesen vier Oberbeamten stund nun eine Menge niederer Leute, deren Benennung ihre verschiedene Verrichtungen anzeigete.

Herr Bürette endiget seine Abhandlung mit einer Erzählung der verschiedenen Gattungen von Uebungen, welche er sogleich in zwo Classen theilet, nachdem sie nämlich bloß auf die Bewegung des Körpers, ankommen, oder auch noch äußerlicher Beyhülfe dazu erfordern. Ueber diese zweyte Classe geht er nur so hin, allein bey den Uebungen der erstern, hält er sich länger auf, und bringt sie auf zwo Hauptgattungen: nämlich auf die Orchesticam und Palaestricam. Die Orchestica war von dreyerley Art: 1) Das Tanzen. 2) Das Cubisticum, oder die Kunst zu burzeln. 3) Das Sphaeristicum, oder Ballspiel, worunter alle Uebungen begriffen waren, dazu ein Ball erfordert wird. Zur palästrischen Art gehörte alles, was in den Palaestris getrieben ward, z. E. das Ringen, Kämpfen, Fechten, die Hoplomachie, das Laufen, Springen, Tellerwerfen, das Spiel mit dem Wurfspieße und das Reifenspiel, Trochus. Weil Herr Bürette indessen sich vorgesetzet hat von den wichtigsten dieser Leibesübungen aus dem Grunde zu handeln, und zu jeder eine ganze Abhandlung anzuwenden, so ist er in gegenwärtiger Schrift zufrieden, daß er sie nur durchläuft, und einigen Begriff davon macht.

Die Verbindung, in welcher das Baden mit den Leibesübungen überhaupt stund, und der ansehnliche Raum, welchen die Bäder in den Gymnasiis einnahmen, gaben

dem

dem Herren Bürette zu einer zweyten Abhandlung Anlaß, in welcher er diese Materie weitläuftig abhandelt, die er in der vorhergehenden nur obenhin berühret hatte. Dieselbe nun theilet er in 4 Abschnitte ein, welche 1. von dem Ursprunge der Bäder, 2. von ihrer Bauart bey den Griechen und Römern, 3. von ihrem Geräthe und den Bedienten, die dabey gebraucht wurden, und 4. von der Polizey handeln, die daselbst beobachtet ward.

1. Erstlich kann man, wie Herr Bürette saget, nicht zweifeln, daß die Gewohnheit sich zu waschen und zu baden, sehr alt sey, indem sie sich auf eine Nothdurft gründet, die so unentbehrlich ist, als die reinliche Unterhaltung des Leibes, die Verwahrung desselben vor übermäßiger Hitze, und dessen Erfrischung nach den Beschwerlichkeiten der Arbeit, oder nach heftigen Bewegungen. In den ersten Jahrhunderten, nahm man hierbey keine andern Regeln zu Hülfe, als die Nothwendigkeit oder das Vergnügen; und suchte auch keine andern Umstände oder Zubereitung dabey, als bloß ein frisches und reines Wasser, so wie die Quellen, und Flüsse, oder die andern Wasserschätze, welche die Natur darbeuth, es verliehen. Diese Natur, welche aus verschiedenen Orten Quellen von heißem ja gar kochendem Wasser laufen ließ, lehrte allem Ansehen nach die Menschen, dem Wasser ihrer Bäder, ebenfalls verschiedene Grade von Hitze zu geben. In dieser Absicht ersannen sie sich allerley Gefäße, oder Waschbecken, deren Nutzen so groß zu seyn schien, daß nicht nur die bemitteltsten Privatleute sich diese häusliche Bequemlichkeit anschafften, sondern daß auch die Fürsten und andere Obrigkeiten sich angelegen seyn ließen, Bäder für das gemeine Volk zu verordnen.

Herr Bürette ist versichert, daß der Gebrauch der Bäder von den Morgenländern, auf die abendländischen Völker gekommen sey; allein er mag deren Wachsthum und Aufnahme bey den erstern nicht untersuchen, sondern begnüget sich zu untersuchen, auf was für Art die Griechen und Römer sich bemühet haben, dieselben in Aufnehmen

zu bringen. In Griechenland waren die warmen Bäder schon zu **Homers** Zeiten bekannt: denn in der That gedenket dieser Dichter derselben an verschiedenen Orten, und unter andern in der **Odyssee**, indem er das Wohlleben beschreibt, welches in dem Pallaste des **Alcinous** geführet ward, und auch da wo er erzählet, wie die Zauberinn **Circe** den **Ulysses** aufgenommen. Diese Art sich zu baden nun, bestund damals darinnen, daß man in einem großen Gefäße von drey Fuß, Wasser warm machte, und es alsdann zu verschiedenen malen auf den Kopf und die Achseln derjenigen Person goß, die im Bade saß, und welche man mit Oele salbete, wenn sie wieder aus dem Bade gieng. Herr **Bürette** bemerkt nach dem **Thucydides**, daß die andern Griechen, von den **Lacedämoniern** die Gewohnheit entlehnet, bey den öffentlichen Spielen nackend zu erscheinen, sich bey den Leibesübungen zu salben und mit Sand zu reiben, und endlich diese Spiele mit dem Bade zu beschließen; die **Lacedämonier** aber hätten diese verschiedenen Gebräuche von den **Asiatern** erlernet. Er bemerket ferner, daß es zu Zeiten des **Hippokrates**, was seltenes gewesen, bey Privatpersonen Bäder zu finden, und daß dieser Arzt gestehe, daß er in Erwägung dessen sehr oftmals dieses Mittel zu Heilung verschiedener Krankheiten nicht brauchen könne, für welche es doch überaus dienlich gewesen wäre. Was aber die öffentlichen Bäder betrifft, so waren sie gemeiniglich mit den Gymnasiis und Palaestris verbunden, wie man sehr leicht aus der Beschreibung abnehmen kann, welche **Vitruv** von diesen Gebäuden machet.

Die Römer, fährt Herr **Bürette** fort, fiengen erst ziemlich spät an, öffentliche und besondere Bäder bey sich zu errichten; es sey nun, daß sie sich gefürchtet, die Pracht und Weichlichkeit dadurch bey sich einzuführen; oder daß die Schwierigkeit daran schuld gewesen, in die verschiedenen Theile einer Stadt, die fast auf lauter Hügeln gebauet war, Wasser zu leiten. Nur erst im 441 Jahre der Erbauung Roms, leitete man zuerst das Wasser aus dem tusculani-

schen

schen Gebiethe durch eine Wasserleitung hinein, welche der Censor **Appius Claudius** besorgte, nach dessen Namen auch dieses Wasser, Appia, genannt ward. Nach dieser Zeit vermehrten sich die Wasserleitungen, und man bauete an etlichen Oertern der Stadt, kalte und warme Bäder, die aber noch der ehemaligen Einfalt ähnlich sahen, wie man aus der Beschreibung sehen kann, welche uns **Seneca** von denen Bädern hinterlassen, welche **Scipio Africanus** bey **Linternum** hatte. Nichts aber, sagt Herr **Bürette**, hat mehr zu der Vollkommenheit und Vermehrung dieser Gebäude beygetragen, als die Gewohnheit selbige mit den Gymnasiis und Palaestris zu vereinigen, (an welchen Orten der Zulauf des Volks zu den Leibesübungen, die Bäder unumgänglich nothwendig machte) und dann der häufige Gebrauch der Aerzte, welche sie bey verschiedenen Krankheiten verordneten. Jedoch fiengen die Römer erst unter **Augusts** Regierung an, diesen Gebäuden das große und prächtige Ansehen zu geben, welches man noch heute zu Tage, an den Ueberbleibseln, die man hier und dort davon erblicket, mit Erstaunen gewahr wird. **Ammian Marcellin** vergleicht diese Gebäude wegen ihrer ungeheuren Größe, mit ganzen Provinzen: Potius Prouinciarum instar, quam vllius Aedificii forma; und man wird sich darüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß sie in ihrer Ringmauer eine ungeheure Menge von Zimmern, langen Gängen, Seulengängen, unter welchen die Klopffechter sich zu üben pflegten, Teiche mit quellendem Wasser, Erdwälle, Gärten und Wälder, gehabt. Hr. **Bürette** geht die vornehmsten dieser römischen Bäder durch, z. E. des **Agrippa**, eines Eidams des **Augustus**, seines, welches von gemalten und glasurten Steinen gebauet gewesen, wie **Plinius** schreibt; ferner das Bad des **Nero**, in welches er nicht nur süßes Wasser, sondern auch sogar Seewasser, leiten ließ; die Bäder des **Caracalla**, welche mit 200 marmornen Seulen, und 1600 dergleichen Sitzen gezieret gewesen; das Bad des **Diocletianus**, welches an Größe und Pracht alle andern übertraf

und

und sich auch besser auf unsre Zeiten erhalten hat, als die übrigen, indem es anjezt ein Cartheuserkloster ist, und den Namen der H. Maria der Engel führet.

2. Nach dieser Untersuchung von dem Ursprunge und Wachsthume der kalten und warmen Bäder bey den Griechen und Römern, machet Herr Bürette eine genaue Beschreibung dieser Gebäude. Die Bauart derselben war nicht einförmig; das heißt, man verlegte die verschiedenen Stücke, aus welchen sie bestanden, an unterschiedene Orte, nachdem man dergleichen Bäder entweder dem öffentlichen Gebrauche, oder nur der Bequemlichkeit gewisser Privatpersonen widmete; nachdem man sie entweder mit den Gymnasiis und Palaestris verband, oder sie ganz abgesondert bauete. Diese Verschiedenheit nun zwingt den Herren Bürette, zuerst diejenigen Bäder zu beschreiben, die einen Theil der Gymnasien ausmachten, und welche in Ansehung der Griechen, für die wichtigsten zu halten sind, hierauf beschreibt er auch die von den Leibesübungen abgesonderten Bäder, und entlehnet diese zwo Beschreibungen vom Vitruv.

Aus demjenigen, was dieser berühmte Baumeister uns von der ersten Art dieser Bäder nachgelassen hat, erhellet, daß selbige in den griechischen Palaestris aus sieben verschiedenen Theilen bestanden haben, die mehrentheils von einander abgesondert gelegen, und mit einigen zu den Uebungen gewidmeten Stücken unterbrochen gewesen. Diese sieben Stücke aber waren: 1. das **kalte Bad**, Frigida Lauatio, griechisch λετρὸν genannt; 2. das Elaeothesium, das heißt das **Zimmer**, wo man sich mit **Oele** einrieb; 3. der **Kühlungsort**, Frigidarium; 4. das Propnigeum, das heißt, der Eingang, oder der Vorsaal des Hypocausti, oder der **Stube**; 5. die gewölbte **Schwitzstube**, oder das Schwitzbad, welches Concamerata Sudatio, oder Tepidarium, genennet ward; 6. das Laconicum, oder die **trockne Stube**; 7. das Bad von **heißem Wasser**, Calida Lauatio genannt.

Von denen Bädern, die von den Palaestris abgesondert waren, kann man aus dem **Vitruv** folgendes merken.

1. Daß

1. Daß diese Bäder mehrentheils doppelt waren, die eine Hälfte für die Männer, und die andere für das Frauenzimmer. 2. Daß die zwey warmen Bäder sehr nahe beysammen gelegen, damit die Oerter, allwo die Wannen beyder Bäder stunden, mit einem Ofen geheizet werden konnten. 3. Daß in dem Mittel dieser Bäder ein großes Becken gewesen, in welches das Wasser aus verschiedenen Röhren gequollen, und worein man durch einige Stufen gekommen, die mit einem Geländer umgeben waren, hinter welchem eine Art von Gang gewesen, den man Schola genannt, und der einen ziemlich großen Platz abgegeben, auf welchem diejenigen gestanden, welche auf den Ausgang der ersten Badgäste gewartet. 4. Daß diese Bäder dergestalt gewölbet gewesen, daß das Licht nur von oben hinein fallen können, damit das Bad durch diejenigen, die drum herum stunden, nicht verdunkelt würde. 5. Daß die zwo Stuben Laconicum und Tepidarium genannt, aneinander gestoßen. 6. Daß diese Oerter cirkelrund gewesen, damit die Kraft des heißen Dampfes, der sich in ihrer ganzen Holung verbreitete, von allen Seiten gleich stark nach der Mitten dränge. 7. Daß selbige so breit als hoch gewesen, vom Anfange des Gewölbes an zu rechnen, in welchem eine Oeffnung gelassen war, damit das Licht hinein fiele, und in dieselbe hieng man mit Ketten einen ehernen Schild an, vermittelst dessen, wenn man ihn aufzog, oder niederließ, die schweißtreibende Hitze vermehret oder gemindert werden konnte. 8. Daß der Fußboden dieser Stuben hol und erhöhet gewesen, damit er die Hitze des Hypocausti einlassen könnte, welches ein darunter gemauerter Ofen war, in welchen man fleißig Holz und andere verbrennliche Dinge legte, und der seine Hitze durch den leeren Raum, welcher unter den Fußböden war, den Stuben mittheilete. 9. Daß dieser Ofen nicht nur zur Heizung der zwo Stuben gedienet, sondern daß er auch noch eine andere Kammer, Namens Vasarium erwärmet, die nahe an erwähnten Stuben und den warmen Bädern gelegen, und darein man drey große eherne Gefäße setzte, welche

che Miliaria genennet wurden, weil sie viel in sich faßten, und deren eines zum heißen, das andere zum laulichten, und das dritte zum kalten Wasser dienete. Diese Gefäße waren so gestellet, daß, durch Beyhülfe verschiedener Krahne, das Wasser aus einem in das andere laufen konnte, und nachmals durch einige Röhren in die nahgelegenen Bäder gelassen ward, nach dem die Badenden eins oder das andere nöthig hatten.

Diese zwo aus dem **Vitruv** entlehnte Beschreibungen, können, wie Herr **Bürette** saget, zu verstehen geben, auf was Art in den warmen Bädern der Römer, die Einrichtung und Lage der verschiedenen Badezimmer beschaffen gewesen. Gleich anfangs erblickte man ein großes Becken oder einen Teich, im Griechischen κολυμβήθρα oder βαπτιστήριον, lateinisch aber Natatio oder Piscina genannt, welches im Norden lag, und worinnen man sich nicht nur baden, sondern darinnen man auch sehr gemächlich schwimmen konnte. Herr **Bürette** bemerket, daß auch der Privatpersonen ihre Bäder bisweilen solche Fischhalter gehabt, und daß des **Cicero** und jüngern **Plinius** ihre von dieser Art gewesen. Das Gebäude der Bäder, war bey den warmen Bädern ordentlich nach der Mittagsseite gelegen, und von fornen sehr breit, in dessen Mittel die Stube oder das Hypocaustum war, welches zu seiner Rechten und Linken eine Folge von vier Stücken hatte, die auf beyden Seiten einander gleich und dergestalt eingerichtet waren, daß man gar leicht aus einem in die andern kommen konnte. Diese Stücke, welche überhaupt Balnearia hießen, waren die Stube, das warme Bad, das kalte Bad, und das Tepidarium. Herr **Bürette** macht verschiedene Anmerkungen wegen der Figur und des Gebrauchs dieser Stücke. Er bemerkt, z. E. daß der Saal des warmen Bades, noch einmal so groß gewesen als die andern, wie man sehr leicht aus den Ueberbleibseln, die wir noch von diesen Gebäuden haben, abnehmen kann, und dieß geschah, wegen des großen Zulaufs des ankommenden Volks, und weil man sich insgemein

lange Zeit daselbst aufhielt. Er bemerket auch, daß der Geschmack der Römer in Absicht auf die Hitze dieser Bäder abgewechselt; daß sie ehemals mit einem mäßig warmen Wasser zufrieden gewesen, nach der Zeit aber solches fast siedend haben wollen. Ferner, daß die kalten Bäder, welche **Antonius Musa**, des **Augustus** Leibarzt, mit gutem Erfolge als Heilungsmittel gebraucht, und sie zur Genesung dieses Fürsten glücklich angewendet hat, in übeln Ruf gekommen, nachdem **Marcellus** an eben diesem Mittel gestorben war. Nachmals kamen sie unter der Regierung des **Nero**, und zwar durch die Sorgfalt eines Arztes von **Marseille**, Namens **Charmis**, wieder in Aufnehmen. Ferner, daß derjenige Ort, welcher zur Kleiderkammer diente, mit Namen Apodyterion oder Tepidarium, in den warmen Bädern des **Diocletianus** vor ihrer Zerstörung, von einer sehr prächtigen Baukunst gewesen. Es war selbiger ein großer achteckigter Saal, von länglichter Figur, an jedem Ende halbcirklicht und dessen Gewölbe durch verschiedene Reihen ungemein hoher Pfeiler unterstützet ward. Herr **Bürette** bemerket noch, daß der Ueberfluß und die Pracht, sich nicht nur in diesen öffentlichen warmen Bädern, sondern auch in den Bädern der Privatleute gezeiget, in welchen die kostbarsten Spiegel, Marmor und Metalle, recht verschwendet gewesen; und dieses beweist er mit verschiedenen Stellen aus dem **Seneca, Plinius, Martial, Statius** und **Lucian** ꝛc.

3. Kömmt Herr **Bürette** auf die Beschreibung der Gefäße und übrigen Werkzeuge, welche die Nothwendigkeit oder die Wollust bey den Bädern eingeführet hatten. Die Badwannen waren die vornehmsten und theils unbeweglich, theils beweglich. Unter diesen letztern waren einige mit Fleiß so gemacht, daß sie in der Luft aufgehangen werden konnten, damit man zugleich bey dem Baden, das Vergnügen genießen konnte, gewieget zu werden, indem man die Wanne in Schwung brachte. Nachdem Herr **Bürette** die unscheinbarsten Gefäße durchgegangen, deren einige zur

Erhi-

Erhitzung des Wassers, und die andern zu Ausschöpfung und Ausgießung desselben dieneten; so wendet er sich zu der Beschreibung gewisser Werkzeuge Strigiles genennet, die nicht nur in den Bädern selbst, sondern auch in den Uebungsplätzen sehr nützlich waren, um die Haut der Kämpfer und derer, die sich badeten, zu reiben und zu kratzen. Diese Werkzeuge waren aus Horn, Elfenbein oder Metall gemacht. Man unterschied zween Theile daran; das Heft, capulus, welches gemeiniglich ein rechtwinklichtes Parallelepipedum ausmachte, hol und länglicht war, und in dessen Hölung man in den Seiten die Hand ansetzen konnte, womit man das Instrument angriff; und denn die Zunge, ligula, welche halbcirklicht gekrümmet, auf Rinnenart ausgehölet, und auf dem von dem Hefte entferntesten Ende abgerundet war; welches zu einer Art von Ablaufe des Wassers, Schweißes, oder Oeles und der andern Unsauberkeiten der Haut dienete, indem diese Art von Striegel immer beweget ward. Diese Beschreibung zieht von selbst die Erklärung der Salbungen und des Reibens nach sich, welches in den Bädern üblich war; so wie auch der Gebrauch der einzelnen, oder zusammengesetzten Arzeneyen. Zuletzt folgt eine Erzählung aller derer Bedienten, die an diesen Oertern aufwarteten.

4. Herr Bürette beschließt die Abhandlung alles dessen, was die Bäder betrifft, mit einer Untersuchung desjenigen, was man deren Polizey nennen könnte, das heißt, gewisse Gesetze, welche entweder durch obrigkeitliche Gewalt, oder durch die Gewohnheit eingeführet worden, und welche entweder den Wohlstand, oder den Unterschied des Ranges, oder des Alters und Geschlechts, oder die Zeit und Stunde zum Baden, und das Geld, welches man den Badern zahlte, betraf. Er bemerkt, daß die Lacedämonier die einzigen unter den Griechen gewesen, welche den Gebrauch der Bäder und Uebungsplätze für beyde Geschlechter zugleich eingeführet. Die alten Römer hätten sie hierinnen nicht nachgeahmet, weil sie nicht einmal glaubten, daß

die

die Schamhaftigkeit auch nur einem Vater erlaubte, sich mit seinen Söhnen oder Eidämen zu baden: daß sie aber nach der Zeit auch hierinn leichtsinniger geworden, sogar daß die Kaiser von Zeit zu Zeit Verordnungen machen müssen, durch welche die Gemeinschaft der Bäder für beyde Geschlechter zugleich untersaget worden. In diesen öffentlichen Orten habe eine solche Freyheit, im Absehen auf Stand und Würde geherrschet, daß man Leute von allen Ständen aufgenommen, und daß selbst die Kaiser, welche sich dem Volke beliebt machen wollten, sich zuweilen öffentlich mit dem Volke badeten. Die gemeinste Badstunde bey den Römern ist ungefähr die 8 oder 9 des Tages gewesen, kurz vor der Abendmahlzeit, und ward durch eine Art von Glocke angemeldet, welche die Kämpfer und alle diejenigen zusammen rief, die sich des heißen Bades bedienten; denn wenn diese Stunde vorbey war, so mußte man kalt baden. Außer daß man sich nun bey den öffentlichen Bädern an die Stunde binden mußte, so mußte man auch ein gewisses für den Einlaß bezahlen; allein das war so wenig, daß ein jeder mit dem vierten Theil eines Assis, Quadrans genannt, davon kam, welches ungefähr drey Häller unsers Geldes macht. Das freye Bad gehörte mit unter die Freygebigkeiten, die der Kaiser dem Volke erzeigen konnte, wenn irgend eine öffentliche Feyer einfiel; bey schweren Zeiten aber, beschnitt man dem Volke diese Bequemlichkeit, sowohl als das Vergnügen der Schauspiele.

Nach dieser Abhandlung hat Herr **Bürette** noch zwo vom **Tanzen** (siehe **Nachr. 1 Th.**) eine von der Sphaeristica, oder dem **Balle** (**ebendas.**) und drey von der **Geschichte der Kämpfer** überhaupt verfertiget (**ebendas.**) um zu einem Vorberichte oder zu einer Einleitung der Untersuchungen zu dienen, die er von den athletischen Uebungen, noch machen will, dergleichen, das **Ringen**, **Fechten** und **Wettlaufen** sind. Von diesen sechs Stücken wollen wir hier nichts sagen, sondern die Leser an den ersten Theil der **Nachrichten** verweisen.

* *

IX.

Galland, von dem Ursprunge und Gebrauche der Trompete, bey den Alten.

Da diese Materie dem Herrn **Galland** der Untersuchung eines Liebhabers der Alterthümer sehr würdig zu seyn schien; so hat er einen weitläuftigen Tractat verfertiget, davon er in dem 1706, 1707 und 1708 Jahre, der Akademie verschiedenes vorgelesen. Das ganze Werk ist in drey Haupttheile abgetheilet.

In dem ersten, worinnen der Verfasser insonderheit den Ursprung der Trompete und deren verschiedene Arten festsetzen wollen, zeiget er, daß dieselbe schon vor **Mosis** Zeiten bekannt gewesen. Den Beweis zieht er aus dem zehnten Capitel des vierten Buchs **Mose**, allwo Gott dem **Moses** befiehlt, zwo Trompeten zu machen, die von Silber seyn und einen verschiedenen Klang haben sollten, und wodurch die Befehlshaber das Volk und dessen Bewegungen ordnen könnten. Da nun Gott in dieser Stelle, zum **Moses**, nur von dem Metalle zu diesen Trompeten, und von den verschiedenen Zeichen redet, die sie geben sollen, von ihrer Figur aber gar nichts saget; so kann man daraus ganz natürlich schließen, daß diese Form dem **Moses** sowohl, als den **Israeliten** bekannt gewesen. Und wo hätten sie wohl diese Kenntniß hergenommen, als aus **Aegypten**? Daraus folget nun, nach Herrn **Gallands** Lehrgebäude, daß die Trompete unfehlbar daselbst, entweder vom **Mizraim**, oder von einem seiner ersten Nachkommen, erfunden seyn müsse. Was diese Meynung noch mehr bestärket, ist, daß die Griechen selbst erkannt haben, es sey **Osiris**, einer der ersten ägyptischen Könige, Erfinder davon. Freylich haben

einige andere diese Erfindung der **Minerva** zugeeignet; allein wenn man die Sache historisch untersuchet, so fehlt sehr viel, daß der Gebrauch der Trompete bey den Griechen so alt sey, als er bey den Aegyptiern und Israeliten gewesen, weil sie nicht einmal bey der **trojanischen** Belagerung bekannt gewesen zu seyn scheint. Was aber **Homers** Zeiten betrifft, so ist es gewiß, daß man sich in den Schlachten der Trompete bedienet hat, wie man dieses mit dem sinnreichen Gedichte von dem Frosch- und Mäusekriege, beweisen kann. Hieraus nun lernen wir, daß, wenn **Homer** den Griechen und **Trojanern** keine Trompeten giebt, es darum geschehen, weil man sich damals derselben noch nicht bedienet hat, und dieser große Dichter sich dem Tadel seiner Landsleute nicht aussetzen wollen, welche so gut wußten als er, wie neu der Gebrauch der Trompete noch in Griechenland war.

Virgil ist in diesem Stücke so behutsam nicht gewesen als **Homer**, welcher letztere, weil er älter war, die Gebräuche jener Zeit auch viel besser kannte. Man findet nämlich in der **Aeneis**, daß **Misenus**, ein Sohn des **Aeolus**, bey der **trojanischen** Belagerung ein berühmter Trompeter gewesen, der sich oftmals an **Hektors** Seiten hervorgethan. Nach einigen Schriftstellern, sind die **Tyrrhenier** die Erfinder der Trompete. **Athenäus** sagt ausdrücklich, daß dieses Volk τὰ κέρατα καὶ σαλπίγγας, die gekrümmte und die gerade Trompete, erfunden habe. Andere, z. E. **Pausanias**, eignen deren Erfindung, nicht den **Tyrrheniern**, sondern deren Anführer dem **Tyrrhenus**, einem Sohne des **Herkules** und Bruder des **Lydus**, zu.

Der Ursprung der Trompete scheint bey den Griechen, und Römern einerley zu seyn, und der Gebrauch dieses Instruments, geht bey allen beyden, nicht über **Herkuls** Zeiten hinaus. Dieses Spiel machte einen Theil der feyerlichen Spiele aus, die man in Griechenland hielt, und es stand auch ein Preis drauf.

Die griechischen Schriftsteller geben nichts sonderliches von der Trompete ihres Landes an die Hand. Von

den Trompeten der Römer aber, findet man mehreres und sie unterscheiden sich von den Griechen darinn, daß sie dreyerley Arten derselben gehabt haben.

Die erste war diejenige, welche man Tuba nannte, von Tubus, weil sie einer Röhre glich. Diese Trompete war gerade, und hieß auch Tuba directa, Aes rectum. Oben am Ansatze war sie enge, hernach erweiterte sie sich allmählich und endigte sich mit einer cirkelförmigen und geschicklichen Rundung, auf eine Art, die derjenigen völlig gleicht, welche noch heute zu Tage unter uns gebräuchlich ist.

Die andere Art römischer Trompeten war kleiner als die erste. Sie gieng gegen das Ende zu krumm, fast wie ein Vogeldeuterstab, von welchem sie auch den Namen Lituus hatte. Zuweilen hieß sie auch Tuba curua.

Die dritte Art endlich von Trompeten, welche bey den Römern gebräuchlich war, nannte man Buccina oder Buccinum. Diese war fast ganz krumm und cirkelförmig. Sie gieng dem Trompeter unter dem linken Arme weg, und krümmte sich dergestalt herum, daß die äußerste Oeffnung, von eben der Gestalt als der geraden Trompete ihre, sich von vornen, oben über der Achsel zeigte, als ob sie sich wieder zum Mundstücke fügen wollte.

In dem andern Theile dieses Tractats untersuchet Herr **Galland**, wozu man die gerade Trompete, welche die Griechen σάλπιγξ, und die Lateiner Tuba nennen, am gewöhnlichsten gebrauchet. Dieß geschah nun im Kriege um die Soldaten zu ermuntern, oder sie zur Fahne zurück zu rufen, wenn sie sich in der Hitze des Treffens davon verirret hatten.

Die **gerade Trompete** in den Kriegsheeren, war insonderheit dem Fußvolke bestimmet; und diejenigen, welche sie bliesen, hießen Tubicines: sie diente ebenfalls zu Fuße; es müßte denn bey gewissen Gelegenheiten gewesen seyn, da man sie zu Pferde setzte. Wenn die Heere gegen einander rückten, so bliesen die Trompeten zum Anmarsch, das heißt, sie gaben das Zeichen zur Schlacht. Allein, eben sowohl als ein gewisser Ton der Trompete bedeu-

tete,

tete, man solle den Feind anfallen; so gab ein anderer auch den Abzug zu verstehen.

Es war ein alter Gebrauch bey den Römern, die Stadtmauren bey Trompetenschalle zu schleifen. Ein anderer besonderer Gebrauch der geraden Trompete aber, war, daß sie im Felde den Soldaten die Zeichen zu ihren verschiedenen Verrichtungen ertheilte.

Unter dem Schalle eben dieser Trompeten, hielten auch die **Dictatores**, **Consuls**, **Prätores** und andere Heerführer, ihr Siegsgepränge. Sie giengen vor diesen feyerlichen Aufzügen her, und erfülleten die Luft mit einem Geklirre, welches die Freude des Volks verdoppelte. Uebrigens war die gerade Trompete dem Kriege doch nicht so gar vorbehalten, daß man sie nicht auch noch zu andern Dingen gebraucht hätte, die gar keine Verbindung damit hatten. Die Römer bedienten sich derselben, so wie die Griechen thaten, bey der Feyer einiger ihrer heiligen Spiele, und unter andern auch, bey den floralischen Spielen.

Zuweilen bediente man sich ihrer auch bey den Leichengepräugen, das heißt, bey dem Leichenzuge, und so lange die Spiele währeten, welche man rund um den Holzstoß eines Verstorbenen zu Ehren seines Begräbnisses anzündete. Nach dem **Servius** hat man sich der geraden Trompete nur bey den Leichenbegängnissen bejahrter Personen bedienet, zum Unterschiede mit den jungen Leichen, vor deren Gepränge Flöten vorher giengen. Ungeachtet dieser Unterscheidung dieses Sprachlehrers aber, ist es doch gewiß, daß man sehr oft den Klang der Trompeten auch mit Flöten vermischet hat, und zwar bey den Leichenbegängnissen der Großen und der Kaiser. Man könnte gar, überhaupt zu reden, sagen, daß bey allen Leichengepräugen der Römer, sie mögen seyn gewesen wes Alters und Standes sie wollten, allemal auch Flöten gebraucht worden; indem man bey allen Begräbnissen diejenigen Trauerlieder gesungen, welche man Naenias genannt, und die gewiß mit Flöten haben müssen begleitet werden.

Auch bey gewissen Opfern war die gerade Flöte noch üblich; insonderheit bey dem Feste der Musterung des Gewehres.

In dem dritten und letzten Theile endlich, handelt Herr Galland von der krummen Trompete, Lituus genannt, und von der Buccina, als den zwo letztern Arten der Trompeten, die den Römern eigen gewesen. Die krumme Trompete, oder Lituus war für die Reiterey. Dieses giebt Horaz in den zwey ersten Büchern seiner Oden klar genug zu verstehen, als daß man daran noch zweifeln sollte. Wenn die römischen Kaiser zum Kriegsheere kamen, und an die Soldaten eine Rede halten wollten, so ließen sie selbige durch die krumme Trompete zusammen rufen, wie Ammian Marcellin bezeuget. So wie die gerade Trompete dem Fußvolke zum Zeichen des Angriffs und der Zurückziehung diente, so diente der Lituus zu eben der Sache bey der Reiterey. Auch bey den siegsprangenden Einzügen ward sie gebraucht; wiewohl man dieses nur von den Geschwadern der Reiterey verstehen muß, durch welche der Siegszug verschönert ward. Denn das Fußvolk, welches an der Spitze dieses Gepränges gieng, hatte allezeit seine Tubicines vor sich, welche auf der geraden Trompete bliesen, die eigentlich Tuba genennet ward.

In Ansehung der andern Trompete mit Namen Buccina, so war sie dem Fußvolke mit der geraden Trompete gleich gemein. Mit dem Schalle der Buccina wurden auch im Lager die verschiedenen Nachtwachen angemeldet, die erstern Wachen von den folgenden abgelöset u. s. w. Zu diesen Dingen brauchte man die Buccinam lieber als die gerade oder krumme Trompete, weil der Ton der Buccina schärfer war, und sich auch in die Ferne deutlicher hören ließ.

Zu Zeiten des Vegetius, der unter Valentinian dem jüngern gelebet hat, bedienten sich die Römer noch einer

ner vierten Art von Trompeten. Dieses waren die Hörner des **Büffels**, oder der **Auerochsen**, welche damals in Deutschland häufig zu finden waren. Dieses Horn, welches am Mundstücke mit Silber beschlagen worden, soll, wie dieser Schriftsteller schreibt, einen so deutlichen und hellen Ton von sich gegeben haben, als keine von allen andern Trompeten gethan.

* *

X.

Valesius von dem Ursprunge des Glases.

Der Gebrauch des Glases ist sehr alt, und nach dem **Plinius** hat man dessen Erfindung einem ungefähren Zufalle zu danken. Gewisse Kaufleute, die mit Salpeter handelten und durch **Phönicien** zogen, sollen, als sie an dem Ufer des Flusses **Belus** Fleisch sieden wollen, und keine Steine finden können um einen Dreyfuß aufzurichten, an statt derselben, etliche Stücke von ihrem Salpeter hingestellet haben. Diese Materie entbrannte, vermischte sich mit dem Sande und zerfloß in kleinen Strömen von einer durchsichtigen Materie, welche da sie hie und da gerann, die Art Glas zu machen anwies, welche man seit der Zeit unendlich höher getrieben. Aus dieser Stelle des **Plinius** nun, wie auch aus einer Stelle des 2 Aufzuges aus **Aristophans Wolken**, schließt man, daß diese Entdeckung des Glases ungefähr tausend Jahre vor **Christi** Geburt hergegangen sey.

Es haben auch einige neuere Schriftsteller von dem Glase gehandelt, und unter andern **Anton von Nery** in einem Buche de arte vitraria, der **Pater Kircher** in seinem Mundo subterraneo, und **Salmasius** in seinen Auslegungen über den **Solin**. Allein da sie bey weitem diese

Materie noch nicht erschöpfet haben, so hat Herr **Valesius** einen ganzen Tractat davon geschrieben, von welchem er der Akademie im 1709 und 1710 Jahre verschiedenemale vorgelesen.

Einer der vornehmsten Puncte läuft darauf hinaus, ob es nämlich, jemals Glas gegeben, das sich mit dem Hammer **schmieden** läßt, wie uns **Plinius** und einige andere Alte überreden wollen. Er zeiget, daß, da **Plinius** der älteste ist, welcher davon redet, und die andern, als **Petronius, Dio Cassius, Isidorus von Sevilien**, denselben nur abgeschrieben, indem sie zu seiner Erzählung noch viel eigenes hinzugefüget; diese letztern daher, in dieser Sache, auch nur als Wiederhälle des **Plinius** anzusehen sind, welcher ausdrücklich bekennet, daß diese Sage mehr Lärmen als Richtigkeit hätte. **Plinius** selbst also stellte dieser Geschichte wenig Glauben zu, und das vorgegebene Schmieden, des Glases, ist ein Hirngespinst, welches von der gesunden Naturkunde schlechterdings zernichtet wird.

Hierauf theilet Herr **Valesius** die Geschichte der vornehmsten Werke von Glas mit, welche die Alten, öffentlich oder daheim gemachet haben. Er fängt von den öffentlichen Werken an, als von den ansehnlichsten und findet nur zwey von dieser Art, deren das Alterthum Erwähnung gethan hätte.

Der Schauplatz des **Marcus Scaurus**, eines Eidams des **Sylla**, ist das erste und älteste dieser Denkmäler. **Plinius** saget, **Scaurus** habe unter seinem Bauherrnamte, das prächtigste Werk verfertigen lassen, welches jemals von Menschenhänden verfertiget worden. Dieß war ein Schauplatz, dessen Bühne drey Stock hoch und mit 300 Seulen gezieret waren. Das erste Stockwerk der Schaubühne war von lauterm Marmor. Das andere war ganz mit einer musivischen Arbeit von Glas vertäfelt; eine Art von Pracht, die damals noch unbekannt, und in den folgenden Zeiten selbst nicht gebräuchlich war. Der dritte und letzte Stock war von vergoldetem Holzwerke. Die

Seulen des ersten Stockwerks waren 38 Fuß hoch. Drey tausend metallene Bildseulen, die zwischen den Seulen standen, trieben die Pracht des Anblicks auf den höchsten Gipfel. Der Schauplatz selbst aber war so groß, daß er achtzig tausend Menschen gar bequem fassen konnte.

Das zweyte öffentliche Denkmaal von Glas ist aus dem 7 Buche der Recognitionum des H. **Clemens** genommen. Daselbst liest man, daß als **St. Peter** ersuchet worden, er möchte sich in einen Tempel der Insel **Aradus** begeben, um ein bewundernswerthes Werk zu sehen, (dieß waren gläserne Seulen, deren Höhe und Dicke außerordentlich war) dieser Fürst der Apostel sich mit seinen Schülern dahin begeben und die Schönheit dieser Seulen mehr bewundert habe, als die vortrefflichen Bildseulen des **Phidias**, mit welchen der Tempel ausgezieret war.

Nachdem Herr **Valesius** die Geschichte dieser zwey öffentlichen gläsernen Denkmäler angeführet, so geht er auf den besondern Gebrauch, wozu das Glas den Alten gedienet.

Zuerst redet er von dem Gebrauche der Glastafeln und Spiegel in den Zimmern der Alten. Der Beweis den er davon giebt, ist aus dem 26 und 36 Buche des **Plinius** genommen, in welchen dieser Schriftsteller ausdrücklich saget, daß die Stadt **Sidon** ehemals wegen der Kunst Glas zu machen, sehr berühmt gewesen, und daß sie auch zuerst das Geheimniß erfunden, Spiegel daraus zu machen. Etliche Zeilen tiefer aber, da er von dem schwarzen Glase redet, welches als eine Nachahmung des Agtsteines gemacht wird, saget er, daß man mit Fleiß dergleichen unter diejenigen Glastafeln genommen, womit die Stubenwände bekleidet gewesen, und das, um diejenigen zu betriegen, die sich darinnen spiegeln kämen, und in Hoffnung sich selbst zu erblicken, mit Erstaunen sähen, daß sie nur einen Schatten gewahr würden.

Zum andern zeigt Herr **Valesius**, daß das Glas kein geringer Zierrath der Schenktische gewesen. Auch

diesen Umstand erzählet uns **Plinius**. „Unter **Nerons** „Regierung, schreibt er, fieng man an, gläserne Gefäße „und Becher zu machen, die sehr durchsichtig waren und „dem Bergcrystalle völlig gleich kamen. Diese Gefäße, „die man gemeiniglich aus **Aegypten**, und sonderlich aus „der Stadt **Alexandria** holete, wurden von den Großen „sehr hoch geschätzt, und theuer bezahlet.„

Drittens zeiget er, daß das Glas auch in den Büchersälen statt gehabt. Die Sphäre, oder Himmelskugel ist der ansehnlichste gläserne Zierrath, welcher die Bibliotheken der Alten geputzet. Man versichert, daß der berühmte **Archimedes** Erfinder davon gewesen; und es scheint auch, trotz der gemeinen Meynung, daß sie sowohl als wir, die Kunst besessen, Vergrößerungsgläser zu machen, wofern wir es nicht gar erst von ihnen gelernet haben. In der That liest man, daß ein ägyptischer König **Ptolomäus**, einen Thurm oder ein Observatorium bauen lassen, und zwar auf derselben Insel, wo der alexandrinische **Pharus** stund, und daß er oben auf diesen Thurm Ferngläser stellen lassen, die so sehr weit trugen, daß er die feindlichen Schiffe, welche in der Absicht kamen eine Landung auf seinen Küsten zu thun, **sechs hundert Meilen** weit entdeckte.

Viertens bemerket er, daß man das Glas auch bey einigen Spielen der Alten gebraucht. Das erste, davon Herr **Valesius** redet, ist das Spiel mit dem **gläsernen Balle**, oder vitrea pila. Bey diesem Spiele hielten die Spieler die Hände in der Luft, um mit einer den geworfenen Ball zu fangen und mit der andern ihn weiter zu schlagen. Die ganze Geschicklichkeit bey diesem Spiele bestand also darinn, daß man sehr aufmerksam und behende seyn mußte, den Ball nicht fallen zu lassen. Wer nun diese Geschicklichkeit besaß, der war Sieger. Eine Aufschrift, die in **Gruters** Sammlung angeführet wird, lehret uns, daß der Erfinder dieses Spieles ein **Römer**, Namens Vrsus Togatus gewesen. Das andere Spiel ist das Schachspiel, welches, nach dem

Zeug-

Zeugnisse unserer besten Schriftsteller gemeiniglich von Glas gewesen.

Fünftens beweist er, daß eben diese Alten das Geheimniß besessen, das Glas mit verschiedenen Farben zu malen, und die meisten Edelgesteine recht gut nachzuahmen: welches unter andern, auch **Plinius** mit klaren Worten saget.

Sechstens zeiget er, daß die Heiden und ersten Christen auch bey den Begräbnissen Gläser gebraucht. Man hat noch bis jetzo wenig alte Gräber eröffnet, worinn man nicht Thränenurnen, oder kleine Gefäße gefunden, die fast allezeit von Glas sind, in welche die **Römer**, aus Aberglauben, die Thränen auffiengen, welche sie um die Verstorbenen vergossen, und die sie mit eben diesen Leichen in ein Grab verschlossen. Nach der Einführung der christlichen Religion aber, ist von diesen Thränengefäßen nichts mehr zu finden. In den Gräbern der Märtyrer findet man kleine Flaschen, oder andere gläserne Gefäße, in welche die ersten Christen mit großem Eifer das Blut gesammelt, welches diese heiligen Kämpfer für den Glauben vergossen.

Endlich untersuchet Herr **Valesius**, was denn eigentlich der Lapis specularis sey, aus welchem die Römer ihre Fenster und Sänftengläser gemacht. Die Gelehrten sind hierüber sehr uneins. Einige behaupten, dieser durchsichtige Stein der Römer sey eben derjenige, den die Griechen σχισὸς nannten. Andere wollen, daß es der ἀργυροδάμας der Alten gewesen, weil er der Gewalt des Feuers widerstanden. Einige wollen, es sey der Stein σεληνίτης, dem die Römer den Namen Lapis specularis gegeben, weil er so durchsichtig gewesen. **Salmasius** behauptet, der Lapis specularis und der φεγγετὴς wären einerley. Da nun diese Verschiedenheit der Meynungen zur Gnüge anzeiget, daß der Lapis specularis heute zu Tage nicht sehr bekannt ist; so ist Herr **Valesius** sehr geneigt zu glauben, daß er nichts anders gewesen, als dasjenige, was man in Deutschland

und Frankreich noch heute zu Tage **Talkstein**, Talc, nennet; nicht aber der **Talkstein**, der in den meisten von unsern Steinbrüchen gefunden wird; sondern das ganz weiße und durchsichtige **Marienglas**, davon noch heutiges Tages eine so große Menge in **Moscau** ist.

Das gemeinste, wozu die Römer ihren Lapidem specularem brauchten, war, daß sie ihre Fenster damit schlossen. **Seneca** erwähnet dieser Fenster, als einer schon vorlängst üblichen Sache; welches Anlaß giebt zu muthmaßen, daß sie schon von der Republik an im Schwange gewesen. Von eben diesem durchsichtigen Steine wurden auch die Gläser in den bedeckten Sänften der römischen Damen gemachet.

Was die gläsernen Fenster betrifft, dergleichen anjetzt die unsrigen sind, so sind sie schon im fünften Jahrhunderte gebräuchlich gewesen, weil der H. **Hieronymus** ihrer Erwähnung thut.

* *

XI.

Herrn von Boze Abhandlung von den Belohnungen und Ehrenzeichen,

welche die Griechen und Römer denenjenigen zugestanden, die sich in den Wissenschaften oder in der Kriegskunst hervorgethan.

So schätzbar auch die Tugend an sich selbst ist, so hat man doch fast zu allen Zeiten dafür gehalten, daß ihr Name und ihre Reizungen allein, nicht zureichend wären die Menschen zu deren Ausübung anzutreiben. Dieses erste Geständniß der menschlichen Schwachheit hat den Gebrauch der Belohnungen und der äußerlichen Kennzeichen von Ehre und Vorzug eingeführet. So ward denn

die

die Ehre der gewöhnliche Weg zur Tugend, trotz dem Begriffe jenes weisen Römers, welcher, als er einer jeden von diesen Gottheiten einen Tempel bauete, sie neben einander setzte, und zwar auf eine solche Art, daß man in den Tempel der Ehre nicht anders, als durch den Tempel der Tugend kommen konnte.

Man würde sich also in keine fruchtlose und magere Untersuchung einlassen, wenn man nach einer gewissen Ordnung die verschiedenen Arten der Belohnungen oder Ehrenzeichen durchgienge, welche sowohl die Griechen als Römer denenjenigen zugestanden, die sich durch eine gründliche Weisheit, einen richtigen Verstand oder durch eine geprüfte Tapferkeit, berühmt gemacht; dergleichen Tractat nun hat Herr von **Boze** im 1705ten Jahre unternommen, und der Akademie verschiedene Stücke daraus vorgelesen.

Der erste Theil desselben enthält den Ursprung und gewissermaßen die Geschichte der Bildseulen, Aufschriften und Münzen.

Der andere handelt von der Pracht des Siegsgepränges und der siegreichen Wiederkunft, von den Triumphbögen und Tropheen, von den verschiedenen kriegerischen Kronen, von der Austheilung der Halsbänder, der goldnen Schilde, der Wurfpfeile, der gestickten Fahnen, u. s. w.

Der dritte erstrecket sich auf den Gebrauch der öffentlichen Ausrufungen, auf die glorreichen Beynamen, so daraus entstunden und wohl zuweilen auch noch auf die Nachkommen dererjenigen fielen, welche dieselben zuerst erworben hatten, auf die Leichenreden, auf das Recht der Ahnenbilder, auf die Vergötterungen der Kaiser u. s. w.

Der vierte endlich, besteht in einer Vergleichung aller dieser uns von den Alten bekannten Belohnungen, mit denjenigen, welche in den letzten Jahrhunderten üblich gewesen, oder auch noch unter uns zu finden sind.

* *

XII.

Herrn Simons Abhandlung von den Zurufen.

Die Zurufe sind zwar zu aller Zeit und in allen Ländern üblich gewesen; allein niemals weder so häufig noch so sonderbar als unter den römischen Kaisern. Das römische Volk, welches fast ganz allein von der Freygebigkeit des Prinzen leben mußte, und der Rath, der nur noch einen bloßen Schatten seines ehemaligen Ansehens übrig hatte, suchten dem Regenten ihre Ergebenheit durch die schmäuchelhaftesten Lobsprüche und durch die herrlichsten Benennungen zu bezeugen. Diese Verderbniß schlich sich so gar in die Uebungen der Gelehrten ein, welche bey der öffentlichen Vorlesung ihrer Arbeiten, Beyfall suchten.

Man kann daher diese Zurufe auf drey folgende Arten einschränken: auf die Zurufe des Volks, des Senats und der Versammlungen der Gelehrten; und in dieser Ordnung hat Herr **Simon** sie im 1705ten Jahre bey der Akademie abgehandelt.

Aus den gewöhnlichen Vorrednern und Schlüssen der alten Lustspiele, erhellet, daß die Zurufe, so gar in den Schauspielen und von Anfang der Republik an, nichts unbekanntes gewesen; allein sie waren ungekünstelt, Plausus tunc arte carebat, sagt **Ovidius**. Es war nur ein undeutliches Geschrey; nach der Zeit aber ward es eine Art von Concert. Der Gesang von welchem **Phädrus** redet, Laetare incolumis Roma saluo Principe, welcher für den **August** war gemacht worden, und das lächerliche Versehen eines Flötenspielers, Namens Princeps verursachte, bemerket zur Gnüge, daß die musikalischen Zurufe schon zu **Augusts** Zeiten gewöhnlich waren. Reuertentem ex provincia

vincia modulatis carminibus prosequebantur, sagt Sueton, welcher von Tibers Zeiten noch ein ander Beyspiel darbeuth. Die falsche Nachricht von des Germanicus Genesung, breitete sich kaum in Rom aus, als das Volk haufenweise, mit Fackeln und Opferthieren ins Capitol drang und Salua Roma, salua Patria, saluus est Germanicus, dazu sang.

Nero, der die Musick bis zur Ausschweifung liebte, ließ sich auch angelegen seyn die musikalischen Zurufe zu verbessern. Die Harmonie bezauberte ihn, womit die Alexandriner, welche zu den Spielen gekommen waren, die man in Neapolis feyerte, sein Lob abgesungen hatten; er ließ also ihrer noch mehrere kommen, um gewisse junge Leute zu unterrichten, die man aus dem Ritterstande und dem Volke aussuchte, und sie die verschiedenen Arten der in Alexandrien üblichen Zurufe zu lehren.

Diese musikalischen Zurufe hörten auch mit Nerons Tode nicht auf; sondern währeten noch bis an Theodorichs Regierung. Allein das Volk machte nicht allezeit nur einen einzelnen Chor aus: zuweilen waren es ihrer zween, die einander wechselsweise antworteten. Wenn also Nero auf dem Schauplatze die Leyer spielte, so gaben Burrhus und Seneca, die zu seiner Seite standen, das Zeichen durch Händeklopfen. Hierauf stimmten fünftausend Soldaten, Augustales genannt, sein Lob an, welches die Zuschauer, und insonderheit die Standespersonen, wiederholen mußten. Alles dieß geschah unter der Anführung eines Musickmeisters Mezochoros oder Pausavius genannt.

Die Lobeserhebungen folgten den Zurufen, und waren von dreyerley Art. Die erste hießen Bombi, weil sie das Geschwärme der Bienen nachahmeten. Die andern hießen Imbrices, weil es einen Laut gab, der dem Lärmen gleich kam, welches der Regen macht, wenn er auf die Dächer fällt. Die dritten hießen Testae, weil sie den Schall der Muscheln oder Castagneten nachahmeten. Alle diese Lo-

bes-

beserhebungen wurden nach dem Tacte eingerichtet. Allein zuweilen wurden sie durch das Landvolk gestöret, welches mit zu den Schauspielen kam und nicht gut unterrichtet war.

Es gab auch noch viele andere Arten, seinen Beyfall zu bezeugen. Z. E. daß man aufstand, beyde Hände an den Mund legte, und sie alsdann gegen diejenigen streckte, die man ehren wollte, und dieses nennte man adorare, oder basia iactare; ferner erhob man die zusammengefügten Hände, und legte die Daumen kreuzweise, und endlich schwänkte man auch einen Zippel von der **Toga**. Allein da dieses beschwerlich war, so ließ der Kaiser **Aurelian** dem Volke gewisse Streifen von Zeuge zu diesem Endzwecke austheilen.

Die Ehre solcher Lobeserhebungen erzeigte man sonderlich den Kaisern, ihren Kindern, ihren Lieblingen und denen obrigkeitlichen Personen, die den Spielen vorstunden. Zuweilen ertheilte man sie auch besonders verdienten Personen, wie es dem **Cato** und **Virgil**, nach **Quintilians** Berichte wiederfahren. Die gewöhnlichsten Formeln dabey waren diese: Feliciter, Longiorem vitam, Annos felices. Selbst die Schauspieler, welche sich besonders hervorgethan, und diejenigen, welche in den circischen Spielen den Sieg davon getragen, waren davon nicht ausgeschlossen.

Den Erhebungen der Schauspiele kann man noch diejenigen beyfügen, die die Soldaten und das Volk bey den Siegsgepränge anstelleten. Das siegreiche Kriegsheer begleitete seinen Feldherrn, gieng mit großem Gepränge ins Capitol und unter denen Versen, die es ihm zu Ehren absang, wiederholete es etlichemal das io Triumphe; das Volk aber antwortete darauf mit eben diesem Freudengeschrey.

Mit eben dergleichen Zurüfen ertheilten auch die Soldaten ihren Feldherren den Namen Imperator, nach einer besonders siegreichen Schlacht; er behielt diesen Namen

aber

aber nur bis an das Siegsgepränge. Da indessen Julius Cäsar ihn beybehielt, nachdem er sich des Reichs bemächtiget, so ward er nachmals ein eigener Name seiner Nachfolger und ihrer unumschränkten Oberherrschaft.

Die Zurufe des Senats scheinen in der That ernsthafter zu seyn, als die Zurufe des Volks; allein sie kommen doch aus eben dem Ursprunge, das heißt, aus der Begierde, sich entweder dem Fürsten, oder denenjenigen gefällig zu machen, in die er sein Vertrauen setzte, und sie hatten auch mit jenen einerley Endzweck, es sey nun, um ihm die allgemeine Einwilligung und den Eifer der ganzen Versammlung zu bezeugen, oder ihm wegen seiner Siege Glück zu wünschen, oder um ihm endlich neue Versicherungen der Treue zu geben.

Diese Zurufe geschahen gemeiniglich, nachdem derjenige Senator, welcher den Bericht abstattete, ausgeredet hatte. Alle andere bezeugten ihre einhällige Einwilligung, durch den Zuruf: Omnes, Omnes; oder Aequum est, Iustum est. Zuweilen fieng man auch von den Zurufen an. Zuweilen endigte man auch, ohne alles fernere Rathschlagen, damit. Auf diese Art ist es bey allen denen Wahlen und Ausrufungen der Kaiser zugegangen, wobey das Ansehen des Raths etwas zu sagen hatte; wie denn die Geschichtschreiber von solchen Beyspielen voll sind. Die Lobeserhebungen, welche man solchen Fürsten gab, sind in prächtigen Ausdrücken abgefaßt. Allein die Schmäucheley und die Umstände der Zeit, ertheilten selbige ohne Unterscheid den Guten und Bösen: Für diejenigen, die sie verdienten, war es freylich eine Ehre; und denen, die ihrer unwerth waren, war es ein wahrer Schimpf.

Eben das kann man von denen Zurufen sagen, womit man diejenigen Schriftsteller beehrete, die ihre Werke öffentlich ablasen. Dergleichen Vorlesungen und Reden wurden mit großen Umständen an öffentlichen Orten gehalten; z. E. im Capitol, in den Tempeln, und im Athenäo, welches eine Art von Akademie war, oder auch in den Pallä-

sten der großen Herren. Man schickte allenthalben Zettel herum, um eine ansehnliche Versammlung zusammen zu bringen. Die Hauptsorge gieng dahin, wie man eine große Anzahl Leute zusammenbrächte, die ihren Beyfall gaben, und daß die Zurüfe so ordentlich und ansehnlich geschähen, als möglich. Die Reichen, welche gern witzig seyn wollten, hielten dergleichen Leute in ihrem Solde, und liehen sie auch wohl ihren Freunden. Andere suchten sich ihre Gunst durch Geschenke und Mahlzeiten zu erwerben. **Philostratus** erzählet von einem jungen Menschen mit Namen **Varus**, daß er den Gelehrten Geld geliehen, und denen, die ihn bey seinen Uebungen loben kamen, die Zinsen geschenket hat. Es war etwas gefährliches, diese feile Lobredner zu erzürnen, indem sie fähig waren die besten Stücke zu stürzen.

Bey diesen Zurüfen ward es fast eben so gehalten, als bey den Zurüfen der Schauspiele, sowohl was die Musick, als das Einstimmen betrifft. Sie mußten sich aber auf die Sache und auf die Personen schicken. Es gab andere für die Weltweisen, andere für die Redner, andere für die Geschichtschreiber und noch andere für die Dichter; es würde aber schwer seyn alle diese Formeln anzuführen. Eine der gewöhnlichsten war die Sophos, welche man dreymal wiederholete. **Martial** schließt einige andere ziemlich übliche in diesen Vers ein:

Effoete, grauiter, cito, nequiter, euge, beate.

Die Römer waren in diesem Stücke so fruchtbar als die Griechen. Sie verschwendeten so gar die Namen der Götter, oder doch wenigstens der berühmten Männer ihre, an diejenigen, die sie erheben wollten. Es war auch nicht genug, daß dieses nur bey jedem Satze der Rede geschah, und insonderheit nach dem Eingange; sondern man wiederholte die Zurüfe bey allen schönen Stellen, oftmals auch bey jedem Absatze, und die Schriftsteller wurden zuweilen dadurch so sehr belästiget, daß sie die Zuhörer bitten mußten,

stille zu schweigen. Hingegen waren sie auch nicht zu trösten, wenn der Lesort nicht so, wie sie wohl wünscheten, von ihrem Lobe erschollen. So bescheiden auch der jüngere **Plinius** war, so zornig ist er doch auf gewisse boshafte Gemüther, die sich recht bestrebten keinem beyzufallen. **Paulus von Samosata** aber zog sich die Sache noch mehr zu Gemüthe, und schimpfte so gar, wenn das Volk, welches in seiner Predigt war, ihn nicht loben wollte, und die Schnupftücher nicht mit genugsamem Eifer in die Luft schwang: denn dieß war eine Art von Beyfall.

Dergleichen Zurüfe nun waren denen, die öffentlich redeten, nicht nur rühmlich, sondern sie kamen ihnen auch sehr zu statten, wenn ihnen etwa das Gedächtniß versagte. Denn alsdann verdoppelte man dieselben, damit sie Zeit gewännen, sich wieder zu erholen.

* *

XIII.

Herrn Simons Abhandlung von den Glücksspielen, die bey den Römern gebräuchlich gewesen.

Ungeachtet die Glücksspiele durch die römischen Gesetze verbothen waren, ausgenommen in währenden **Saturnalien** nicht, so scheint es doch, daß man über dieses Verboth schlecht gehalten haben müsse, oder daß es nur die öffentlichen Häuser betroffen. **Cato** der Censor, hat geglaubet, wie **Cicero** berichtet, daß die Würfel- und Knöchelspiele ein Zeitvertreib wären, der sich für Betagte wohl schickte; und man bemerkt, daß der berühmte Rechtslehrer **Scävola** demselben sehr ergeben gewesen. Unter den Kaisern nahm die Spielsucht zu, als welche selbst ein Beyspiel dazu gaben. **August** verlor in einem Abende

20000 Sesterzen, (etwa 833 Thl. 8 ggr.) im Spiele, und Nero wagte 400000 (etwa 16666 Thl. 16 gr. wenn man wie oben, ein Sesterz zu 1 ggr. rechnet) auf einen einzigen Wurf. Der Kaiser Claudius aber war ein Erzspieler.

Herr Simon theilte im 1703ten Jahre der Akademie eine Abhandlung mit, in welcher er sorgfältig alles gesammelt hat, was uns die Alten von dieser Art von Spielen, die unter den Römern üblich gewesen, am merkwürdigsten hinterlassen haben.

Die unter dem Namen Alea begriffenen Glücksspiele, können in zwo Hauptarten eingetheilet werden; nämlich in die Knöchel, Tali genannt, und in die Würfel, Tesserae.

Das Knöchelspiel war nach dem Homer (*Iliad. 23*) den Griechen schon von der Zeit des trojanischen Krieges an bekannt. Sie nannten diese Knöchel ἀστράγαλοι, von einem Knöchelchen, welches in dem Gelenke einiger Thiere zu finden ist, und von ihnen zu diesem Spiele gebraucht ward.

Die Knöchelchen hatten eigentlich nur vier Seiten, auf welchen sie bequem konnten liegen bleiben, indem die zwo äußersten Ecken zu rund dazu waren; dennoch war auch dieser außerordentliche Fall nicht unmöglich, und man nennte ihn Talum rectum. Von den vier Seiten nun waren zwo platt und breit, deren eine sechs galt, und von den Lateinern Senio, von den Griechen aber χῶος genannt ward; die gegen über stehende galt nur eins, und man nennte sie Canis oder Vulturius. (*Cicer. Lib. 2 de Fin. n. 54*) Dieß ist eben die Seite, welche die Griechen κύων oder χῖος nennen; daher denn das Sprüchwort kam: χῖος πρὸς χῶον, eins gegen sechse. Von den zwo engern Seiten war eine conver, Suppum oder Supinum genannt und galt drey; die andere war concav, sie hieß Pronum und galt vier. Zwey und fünfe hatte man auf den Knöcheln nicht.

Insgemein spielte man mit vier Knöchelchen, welche nur auf 35 Arten fallen konnten; nämlich, viermal so, daß die vier Vorderseiten beysammen waren; achtzehnmal so, daß zwo Seiten einerley Zahl zeigten; zwölfmal so, daß ihrer drey gleich waren, und ein einzigmal, wenn alle Knöchel unterschieden waren; dieß war der glücklichste Wurf und hieß Venus. Die Griechen hatten allen diesen verschiedenen Würfen, die Namen der Götter, der Helden, der berühmten Männer, ja auch wohl der Buhlschwestern, gegeben.

Der **Venuswurf** hieß auch Basilicus, weil man ihn treffen mußte, um bey Tische König zu werden. (*Horat. Lib. 2 Od. 7*) Der gegenseitige Wurf waren die 4 Eins, Damnosi Canes genannt.(*Pers. Sat. 3 Plaut. Curc. Act. 2 Sc. 3*) Unter den übrigen Würfen waren einige glücklich, andere unglücklich und noch andere gleichgültig. Unter den Spielern war es gebräuchlich, daß sie die Götter, oder ihre Gebietherinnen um Beystand anriefen, bevor sie die Knöchel auswurfen.

Um die Kunstgriffe, oder das Kneipen, zu vermeiden, so bediente man sich der Becher, aus welchen man die Knöchel warf. (*Martial.*) Dieselben waren rund, in Gestalt kleiner Thürme, unten weiter als oben, und der Hals daran war enge. Man nannte sie Turris, Turricula, Orca, Pyrgus, Phymus. *Iuuenal.* Sie hatten keinen Boden, aber inwendig verschiedene Fächer, auf welchen die Knöchel einigemal auf- und abfallen mußten, ehe sie auf den Tisch fielen:

Alternis vicibus quos praecipitante rotatu
Fundunt excussi per caua buxa gradus. *Ausonius.*

Dieß geschah nun mit großem Schalle; und von demselben nannte man den Becher auch Fritillus. (*Lucian.*)

Unter den Griechen waren die Knöchel ein bloßes Spiel für Kinder. Daher schickte **Phraates**, König der **Parther**, dem **Demetrius**, Könige von **Syrien**, goldene Knöchel, um ihm seinen Leichtsinn vorzurücken. Gleich-

wohl ward diese Zeitkürzung bey den Weißagungen, die nach dem Loos der Würfel oder Knöchel geschahen, zu einer ernsthaften Sache. So befragte man den **Herkules** in einem Tempel, den er zu **Achaia** hatte, und so wurden die geryonischen Orakelsprüche bey dem Brunnen des zu **Apona**, nahe bey **Padua**, ertheilet. (*Pausanias in Achaic.*)

Das Würfelspiel, Tesserae genannt, war in Rom nicht minder gebräuchlich, als das Knöchelspiel; sein Ursprung war auch eben so alt, wenn man dem **Sophokles**, **Pausanias** und **Suidas** glauben will, welche dessen Erfindung dem **Palamedes** zuschreiben. **Herodotus** rechnet sie den **Lydiern** zu, die er zu Erfindern aller Glücksspiele macht, und zwar zur Zeit des **Alis**, eines Sohns des **Manes**.

Die alten Würfel waren viereckigt wie die unsrigen, und daher nannten die Griechen sie κύβοι. Sie hatten also auch sechs Seiten:

Hic mihi bisseno numeratur tessera puncto. *Martial.*

Dieß ist von denen Würfeln zu verstehen, mit welchen man zuweilen spielete. Das gemeinste Spiel war mit dreyen Würfeln, nach dem Sprüchworte ἢ τρεῖς ἕξ, ἢ τρεῖς κύβοι, entweder **drey Sechsen, oder drey Eins, oder alles oder nichts.**

Es gab dreyerley Arten mit Würfeln zu spielen. Die erstere hieß πλειστοβολίνδα, in welcher derjenige, der die meisten Augen warf, alles bekam was auf dem Spiele stand. Der beste Wurf war der **Pasch** mit allen Sechsen. Dieß Wort kommt her von ῥᾳᾶς ἀφελών, der leicht gewinnt. Man nennte diesen Wurf auch **Venus**, wie im Knöchelspiele. Der schlechteste waren die drey Aß, Canes oder κύβοι genannt. Daher sagt **Epicharmus**, daß man im Heirathen, wie im Würfelspiele, zuweilen alle drey Sechsen, und zuweilen die drey Eins träfe. Außer dem, was

auf

auf dem Spiele stand, bezahlten diejenigen die verloren, auch noch für jeden unglücklichen Wurf etwas.

Da nun die Würfel sechs Seiten hatten, so machte dieß 56 Würfe: nämlich sechsmal Pasch; dreyßig wo zween Würfel einander gleich waren, und zwanzig, wo sie alle drey von einander unterschieden waren.

Die andere Art zu spielen hieß *προαιρέσιμον*. Wenn einer der die Würfel hatte, den Wurf den er wünschte, nannte, bevor er noch geschmissen hatte, und er traf ihn; so gewann er das Spiel; oder er überließ auch diese Wahl seinem Gegner, und alsdann traf ihn das Schicksal, dem er sich unterworfen hatte:

Et modo tres iactet numeros, modo cogitet apte
Quam subeat partem callida, quamque vocet.
Ouid. de arte amand. Lib. 2.

Die dritte Art von Spiel hieß *διαγραμμίσμος* bey den Griechen, und Duodena scripta bey den Lateinern. Der Tisch auf welchem man spielte, war viereckicht. Selbiger war mit 12 Linien abgetheilet, auf welchen man die Plätze nach Gutdünken ordnete, jedoch so, daß man sich nach den Augen der Würfel richtete die man geworfen hatte. Diese Plätze Calculi genannt, waren auf jeder Seite funfzehn an der Zahl, und von verschiedener Farbe:

Discolor ancipiti sub iactu calculus astat,
Decertantque simul candidus atque niger:
Vt quamuis parili scriptorum tramite currant,
Is capiet palmam quem sua facta vocant.

Es herrschten also das Glück und der Verstand gleich stark im Spiele, und ein geschickter Spieler konnte durch seine Fähigkeit die bösen Würfe, die er getroffen, gar leicht verbessern, wie folgende Stelle lehret: Ita vita est hominum quasi cum ludas tesseris, Si illud quod maxime opus est iactu non cadit; Illud quod accidit, id arte vt corrigas. (*Terent. in Adelphis*) Aus eben dieser Ursache

sache konnte man auch, aus Gefälligkeit gewinnen lassen, wenn man das Würfelspiel schlecht spielte. Diesen Rath giebt Ovid einem Liebhaber der mit seiner Geliebten spielet:

Seu ludet, numerosque manu iactabit eburnos;
Tu male iactato, tu male iacta dato.

de Arte am.

Wenn man einen Würfel ausgesetzt hatte, welches dare calculum hieß, und gewahr ward, daß man übel gespielet hatte; so konnte man, mit Erlaubniß seines Gegners, noch einmal werfen, welches reducere calculum hieß. Dieß erkläret Cicero so: Itaque tibi concedo, quod in duodecim scriptis solemus, vt calculum reducas, si te alicuius dati poenitet. *in Frag. Hortens.*

Die zwölf Linien waren durch eine Queerlinie durchschnitten, welche Linea sacra hieß, und die man sonder Zwang nicht überschritt. Daher kam das Sprüchwort: κινήσω ἀΦ' ἱερὰς; das heißt: ich will über alles hinweg fahren. Wenn nun die Würfel bis an die letzte Linie kamen, so sagte man, sie wären ad incitas. Man bediente sich dieser Metaphor, um zu sagen, daß eine Person sich nicht mehr zu rathen oder zu helfen wüßte.

Sy. Profecto ad incitas lenonem rediget, si eas abduxerit;
Mi. Quin prius disperibit faxo, quam vnam calcem ciuerit.

Plautus Paenulo, Act. 4 Sc. 2.

Der διαγραμμίσμος der Griechen, hatte nur 10 Linien und 12 Steine.

Die übrigen Regeln dieses Spiels weis man nicht, und man muß selbiges nicht, wie die mehresten Ausleger gethan, mit dem Damen- oder Schachspiele vermengen, welche gar nicht auf den Ausschlag der Würfel ankommen. Dieses Spiel kömmt eigentlich nur mit unserm Tricktrack überein, mit welchem man die Vergleichung gar leicht anstellen kann.

* *

XIV.

Des Abts Tilladet Abhandlung von den Riesen.

Die Frage von dem Daseyn der Riesen, welche man so oft aufgeworfen hat, scheint eben keine so gar schwere Aufgabe zu seyn. Das ganze Alterthum gedenket gewisser ungeheuren Leute, deren Länge außerordentlich gewesen, und die man zu verschiedenen Zeiten gesehen hat. Selbst die heilige Schrift redet an etlichen Orten davon: die weltlichen Geschichtschreiber aber, die Reisenden, und insonderheit die Dichter, erzählen uns erstaunliche Dinge von ihnen. Gleichwohl, wenn man alle diese Zeugnisse näher untersuchet; wenn man die Worte der heil. Schrift, derer sie sich in dieser Sache bedienet, in ihrer natürlichsten Bedeutung nimmt; wenn man die poetischen Vergrößerungen auf einen vernünftigen Verstand bringt; wenn man die Geschichtschreiber und Reisenden bey demjenigen hält, was sie selbst wirklich gesehen, oder doch von glaubwürdigen Zeugen gehört haben; ja wenn man endlich der weisen Analogie der Natur nachgeht; die in demjenigen, was sie hervorbringt, fast immer einförmig bleibt: so sieht man wohl, daß die Sache so gar leicht nicht zu entscheiden ist, als man es anfangs geglaubt hatte.

Der Herr Abt **Tillade**t hat der Akademie im 1704 Jahre seine Betrachtungen hierüber mitgetheilet. Die Schriftsteller, welche vor ihm davon geschrieben, haben verschiedene Meynungen ergriffen. Einige, die gar zu leichtgläubig gewesen, haben sich von den meisten Träumereyen der Dichter und Rabbinen verführen lassen; und wenn sie gleich nicht geglaubt haben, daß die Riesen den Berg **Ossa** auf den **Pelion** getragen, um den Himmel zu erklettern:

so haben sie doch zum mindesten geglaubt, es habe Menschen gegeben, die so ungeheuer groß gewesen, daß ihre Länge, anderer Leute ihre, etliche mal übertroffen.

Einige klügere und behutsamere Schriftsteller, die nicht gänzlich leugnen konnten, daß es Leute gegeben, die viel größer gewesen, als diejenigen sind, mit denen wir anjetzt leben, haben sich bemühet, die Bücher, welche davon handeln, mit critischen Augen zu betrachten. Sie haben hierinnen auch der ansehnlichsten, z. E. der heil. Schrift selbst, nicht verschonet, und da sie das Maaß der Riesen, deren dieselbe Erwähnung thut, z. E. Ogs, des Königes zu Basan, Goliaths, und einiger andern, auf das genaueste genommen; so haben sie gefunden, daß diese ungeheuren Menschen, gleichwohl nicht über zwölf bis funfzehn Schuhe lang gewesen. Das Bette des erstern, wovon die Rabbinen so viel ausschweifendes Zeug erzählen, hat selbst nach den eigentlichen Worten der heil. Schrift nur neun Ellen, das heißt, zwölf oder dreyzehn Schuhe in der Länge gehabt. Sie haben auch gar wohl gesehen, daß die Wörter Nephilim und Gibborim, welche von den siebenzig Dollmetschern durch Riesen übersetzt worden, eigentlich nur Leute bedeuten, die in abscheuliche Laster verfallen, und durch ihre Unbändigkeit noch viel abscheulicher sind, als durch ihre Länge. So haben Theodoret, der H. Chrysostomus, und nach ihnen, unsere gelehrtesten Neuern, diese Wörter übersetzt. Man sieht übrigens wohl, daß der Grund, weswegen Josephus und einige andere Kirchenväter nach ihm, geglaubet haben, es hätte Riesen gegeben, offenbar falsch ist: weil sie voraussetzen, dieselben wären aus dem Umgange der Engel mit den Töchtern der Menschen entsprungen; welches Mährchen sich auf ein Exemplar der siebenzig Dollmetscher, und auf das Buch Enochs bezieht, als welche anstatt der Kinder Gottes, das heißt, der Nachkommen Seths, die sich mit Cains Töchtern verheirathet, das hebräische Wort durch Engel übersetzt.

Es ist nicht schwer gewesen, alles, was die übrigen Schriftsteller von den Riesen berichten, auf einen eben so vernünftigen Sinn zu bringen: da die meisten von ihren Zeugnissen, sich nur auf falsche Nachrichten, oder auf ungetreue Erzählungen stützen.

Wenn der Abt Tilladet indessen hierbey keine andere Absicht gehabt hätte, so würde seine Abhandlung vieleicht eben nichts neues in sich enthalten; allein er denket von dieser Sache auf eine andere Art, die ihm ganz eigen ist. Er glaubt nicht nur, daß es wirklich Riesen gegeben, sondern daß es so gar ganze Riesenvölker und Riesenstädte gegeben; daß unsere ersten Aeltern dergleichen gewesen; insonderheit aber die hauptsächlichen Anführer der ersten Völkerzüge. Nach diesem Lehrgebäude muß **Adam** ein wahrhafter Riese gewesen seyn; und dieses ist ein Vorrecht, welches man ihm um so viel lieber einräumet, da man sich bestrebet, aus physikalischen Ursachen zu beweisen, daß der Vater und die Mutter der Riesen, selbst Riesen seyn müssen. Man könnte aus den Rabbinen sehr seltsame Ursachen von dieser Materie entlehnen: allein man ist so verständig gewesen, daß man diese Wahrheit vorausgesetzt hat, ohne fernern Beweis davon zu geben, als die Unmöglichkeit, daß eine Mutter, die selbst nur 5 oder 6 Schuh hoch ist, ein Kind bey sich tragen soll, welches, da es zu einem Riesen bestimmt ist, wahrscheinlicher Weise bereits wenige Tage nach der Empfängniß, zum mindesten schon 5 bis 6 Schuh haben muß.

Wofern nun **Adam** ein wirklicher Riese gewesen; so haben die Patriarchen gewiß eben dasselbe Vorrecht gehabt: und man sieht nicht, wie z. E. **Noah**, die **Arche** anders hätte bauen können, worinnen das ganze menschliche Geschlecht von der Sündfluth errettet worden; und welche nicht einmal fähig gewesen wäre, alle Thiere zu fassen, die er hinein nahm, wofern man die **Ellen**, deren die heil. Schrift erwähnet, nicht für **Riesenellen** annimmt. Man sieht auch nicht, wie die Baumeister des babylonischen

Thurns,

Thurns, dieses Werk hätten unternehmen können, wenn sie nicht wahre Riesen gewesen wären. Endlich hat man die Annehmung dieser Meynung noch nöthig, um das lange Leben der Patriarchen zu erklären, und man bedient sich dieses Grundes, daß, da das Leben in der **ursprünglichen Feuchtigkeit** (humido radicali) und der Tod, in der Verschwindung derselben besteht, dasselbe auch bey einem Riesen länger dauren müsse, als bey einem andern Menschen. Man könnte zwar wohl einwenden, daß, da die Verzehrung dieser ursprünglichen Feuchtigkeit bey einem Riesen größer ist, als bey einem Zwerge, derselbe auch nichts länger leben dörfe: so wie es gewiß ist, daß, wenn die Dochte eine gewisse Verhältniß haben, ein Wachsstock eben so lange brennen muß, als eine dicke Kerze. Allein, man muß dem Urheber einer neuen Meynung, der vieleicht nicht alles sogleich voraus gesehen haben mag, nicht sogar scharf zusetzen. Herr Tilladet wickelt sich aus dem Einwurfe, den er sich selbst, wegen der so merklichen Abnahme der Menschen macht, so heraus, daß er, um dieser Schwierigkeit zu entkommen, seine Zuflucht zu der Güte der damaligen Lebensmittel, und zu der Fruchtbarkeit der damals noch ganz neuen Natur nimmt.

Von den Patriarchen, kömmt Herr **Tilladet** auf die Stifter der Monarchien, und auf die Anführer der ersten Colonien. Er vergißt hierbey den **Nimrod** so wenig, als diejenigen, welche die Stadt **Hebron** erbauet, die man die **Riesenstadt** nennet. Dieses waren sonder Zweifel Leute, die ihrer Länge nach sehr ungeheuer waren: indem ihre Nachkommen, **Achiman**, **Sisai** und **Tholmai**, gegen welche **Caleb**, der das Land auskundschaften sollte, streiten mußte, wirkliche Riesen waren. Kurz, das ganze Land, welches von den **Enackskindern** bewohnet ward, gegen welche die Israeliter sich wie Heuschrecken hielten, war ein Riesenland (Terra Gigantum). Die Colonie, welche das Königreich **Basan** stiftete, war ebenmäßig ein Riesengeschlecht. **Og**, der letzte König desselben, war wie schon gesagt, ungeheuer von

Gestalt.

Gestalt. Man kann, setzt Herr Tilladet hinzu, von den Ammoniten, und von verschiedenen andern Völkern eben das sagen, und seiner Meynung nach, müssen wohl diejenigen, welche das Land Virginien, die magellanischen Inseln, und einige andere Länder bevölkert haben, allwo die Menschen noch jetzo groß sind, selbst wirkliche Riesen gewesen seyn. Denn, nach seiner Meynung können die Menschen wohl immer kleiner werden, und werden es auch wirklich noch immer: allein um ein ansehnliches zunehmen, das können sie nicht.

Der Verfasser hätte seine Muthmaßungen noch weiter treiben können. Er hätte leicht noch mehrere Heerführer von der begehrten Gestalt gefunden. Antheus, der sich in Lybien gesetzt, war 60 Ellen hoch, wenn man nach demjenigen geht, was man von seinem Körper erzählt, den man dem Sertorius gezeiget hat. Pallas, Evanders Sohn, der aus Arkadien nach Italien gekommen, war länger von Leibe, als die Mauren zu Rom. Herkules, der nach den gemäßigsten Schriftstellern, zum mindesten sieben Schuh lang war, und auf eine Mahlzeit einen ganzen Ochsen verzehrte, könnte ja wohl für einen Riesen gelten. Und was hindert uns vom Cekrops, dem Stifter der Stadt Athen, eben das zu glauben? Der Zuname διφυὴς, den man ihm gab, und das Land Phönicien, daraus er entsprossen war, das nach dem Bochart diesen Namen vom Enack, dem Vater der Riesen, angenommen hatte, würde diese Muthmaßung so wahrscheinlich machen, als es nöthig ist, um den andern Beweisen gleich zu kommen.

* *

XV.

Herrn von Valois Erklärung einer Stelle des ersten Buchs Mose.

In dem 36 Capitel des ersten Buchs **Mose** zeiget sich eine ziemliche Schwierigkeit, indem daselbst von gewissen Königen geredet wird, die in **Edom** regieret haben, bevor die Kinder **Israel** noch irgend einen König gehabt.

Die Frage kömmt darauf an, ob diese Könige in **Edom**, vor, oder nach dem **Esau** regieret haben; und wenn sie nach ihm regieret haben, ob sie von seinem Geschlechte gewesen sind oder nicht?

Herr von **Valois**, der im 1705 Jahre diese Schwierigkeit untersuchet hatte, setzet fest, daß **Moses** im Sinne gehabt, in diesem Capitel hauptsächlich dreyerley Sachen zu bemerken.

Die erste ist, die genealogische Geschichte des Hauses **Esau**. Die andere, seine Wohnung und das Land, welches der Herr ihm zum Theil angewiesen. Die dritte endlich, die Namen derer Fürsten, die dieses Land regieret haben.

Was den ersten Punct betrifft, nämlich die genealogische Geschichte des Hauses **Esau**, so ist es gut, wenn man bemerket, daß **Moses**, in der Erzählung von den Nachkommen **Esaus**, nur bis ins dritte Glied geht, und nicht weiter. Nun scheint es zwar schwer zu seyn, von dieser Auslassung der heil. Schrift einen Grund anzugeben; es müßte denn seyn, daß sie darum nicht für nöthig gehalten, eine genaue und umständliche Beschreibung aller Nachkommen **Esaus** von Vater auf Sohn zu machen, weil **Esau** war verworfen worden, und die Nachkommen seines Geschlechtes, dereinst, entweder ganz ausgerottet werden sollten, wie die **Amalekiter**, oder doch dem Volke **Israel** unterwor-

terworfen werden sollten; dieß geschah zur Zeit Davids, und noch lange Zeit hernach unter der Regierung Hircans, der die Edomiter unters Joch brachte, und dieselben zwang sich der Beschneidung und Beobachtung der jüdischen Ceremonien zu unterwerfen; wie Josephus solches berichtet.

Was nun den andern Punct betrifft, nämlich Esaus Aufenthalt, so lehret uns Moses, daß dieser Patriarch, nachdem er seinem Bruder Jacob das Land Canaan abgetreten, welches für sie beyde nicht groß genug war, indem sie eine so große Menge Vieh hatten, seine Wohnung auf dem Gebirge Seir aufschlug und dieser ganzen Landschaft seinen Zunamen Edom, gab.

Was aber endlich den letzten Punct anbetrifft, nämlich die Erwähnung der verschiedenen Namen derer Prinzen, die nach und nach das Land Edom beherrschet haben, so berichtet Moses, daß, nachdem Edom vom Esau erobert worden, erstlich von Anführern oder Prinzen, Ducibus, beherrschet und in drey Fürstenthümer abgetheilet worden. Das erste davon hieß Eliphaz, nach dem ältesten Sohne Esaus; das andere Rahuel, nach seinem zweyten Sohne; und das dritte endlich Oolibama, nach dem Namen der dritten Frauen des Esau, von welcher dieser Erzvater drey Kinder hatte, die alle drey in diesem Lande, ein jeder in seinem Sprengel regierten.

Allhier nun muß man einerley bemerken; daß nämlich Moses dem Eliphaz, so wenig als dem Rahuel, sondern nur ihren Kindern, den Namen eines Anführers oder Prinzen giebt; indem die Väter sich allem Ansehen nach damit begnüget, daß sie nur ein jeder ihren Provinzen seinen Namen gegeben.

Was nun die jüngern Brüder des Eliphaz und Rahuels betrifft, so gaben sie, da ihr Theil, wie leicht zu erachten, das kleinste gewesen, ihrer Provinz den Namen ihrer Mutter, Oolibama, und nahmen den Titel Prinzen an, indem ihre Kinder zum Regimente noch zu jung waren. Hierauf läßt sich Moses in eine Beschreibung der genealogischen

gischen Geschichte der Kinder des Seir ein, welche Herren dieses Landes gewesen, bevor sich Esau desselben bemächtigte. Nun haben zwo Ursachen diesen heil. Schriftsteller bewogen, dieses Geschlechtregister vom Hause Seir zu machen. Erstlich weil Seir ein Herr jenes Landes gewesen. Zum andern, weil Oolibama, die dritte Frau des Esau, von dem Seir abgestammet war. Man könnte auch noch hinzusetzen, daß Thamna das Kebsweib des Eliphaz, eine Tochter des Seir war. Diese Betrachtungen sind es unfehlbar, die den Moses bewogen, in erwähntes Capitel, das Geschlechtregister Seirs des Horiten abzufassen und die Namen derer Prinzen zu nennen, die vorhin ehe Esau seine Wohnung in diesem Lande aufgeschlagen, dasselbe beherrscht hatten.

Nach dieser Ausschweifung von den Horiten, kehret Moses wieder zu seiner Geschichte von den Edomitern, und bemerket, daß sie nach der Zeit von Königen, und nicht mehr von Anführern oder Prinzen, beherrschet worden, und er setzt hinzu, daß diese Könige in dem Lande Edom eher geherrschet, als die Kinder Israel einen König gehabt. Hieraus folget, in der natürlichen Ordnung der Geschichte, daß diese Könige in Edom seit Esaus Zeiten regieret haben, und daß sie Abkömmlinge dieses Patriarchen gewesen sind. Der Beweis, daß es im Lande Edom Könige gegeben, ehe es noch welche unter den Kindern Israel gab, erhellet unter andern, aus dem 2c Cap. des vierten B. Mose, darinnen Moses saget, er habe dem Könige zu Edom Bothen gesandt, um den Durchzug durch sein Land anzuhalten. Was kann man aber daraus anders schließen, als daß dieser König zu Edom ein Nachkömmling vom Esau gewesen, welcher, wie man weis, den Namen Edom geführet und ihn diesem Lande ertheilet, sobald er es eingenommen.

Uebrigens sind die Schriftsteller, welche über das erste Buch Mose geschrieben, in diesem Puncte alle eins, daß die Könige von Edom, deren in diesem Capitel erwähnet

wird,

wird, Esaus Nachkommen gewesen. Dieser Meynung ist der heil. Augustin in seinen Fragen über das 1 B. Mose. Eben das glaubt auch der heil. Hieronymus, in seinen Tradit. Hebr. in Paralip., und in seinen Quaest. Hebr. in Gen. sagt er, es hätten viele Schriftsteller geglaubt, daß Jobab, welcher in diesem Capitel vom Moses in die Zahl der edomitischen Könige gesetzt wird, Hiob sey, der, wie bekannt, nach Esaus Zeiten gelebet hat. Dieß ist auch die Meynung des heil. Epiphanius, in seinem ersten Buche wider die Ketzerey; und Theodorets seine in seinem 39 Capitel der Quaest. in Genes. Dieß stimmet auch sehr wohl mit dem Buche Hiobs nach der Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher überein, in welcher ausdrücklich bemerket wird, daß dieser heilige Mann ehedem Jobab ein Sohn des Zara genennet worden, der Esaus Enkel und König von Edom gewesen.

Nach diesem allen nun scheint es nicht erlaubt zu seyn, daß man noch zweifele, daß diese Könige von Edom, deren Moses im 36 Capitel seines ersten Buchs gedenket, in diesem Lande seit Esaus Tode regiert haben, und daß sie Abkömmlinge dieses Patriarchen gewesen.

* *

XVI.

Herrn Boivins
Abhandlung über eine Stelle aus dem X Buche der Odyssee.

81. Ἑβδομάτῃ δ' ἱκόμεσθα Λάμου αἰπὺ πτολίεθρον
Τηλέπυλον Λαιστρυγονίην, ὅθι ποιμένα ποιμὴν
Ἠπύει εἰσελάων, ὁ δὲ τ' ἐξελάων ὑπακούει.
Ἐνθά κ' ἄϋπνος ἀνὴρ δοιοὺς ἐξήρατο μισθούς.
85. Τὸν μὲν βουκολέων, τὸν δ' ἄργυφα μῆλα νομεύων.
Ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματός εἰσι κέλευθοι.

Diese an sich selbst schon schwere Stelle, ist durch die lateinischen Dollmetscher ziemlich vernachlässiget worden, deren Uebersetzung noch dunkler ist als der Text selbst, und die Ausleger hätten wiederum eines Auslegers nöthig um verständlich zu werden. Diese Ursachen hatten den jüngern Herrn **Boivin** bewogen, im 1708 Jahre dieselbe in einer Abhandlung zu erklären, in welcher er sich bemühet, **Homers** wahren Sinn festzusetzen, indem er den Text und die Auslegungen selbst erkläret. Weil die Frau **Dacier**, welche seit der Zeit **Homers Odyssee** französisch herausgegeben, fast in allen Stücken, sowohl was ihre Uebersetzung, als was ihre Noten betrifft, die sie hinzugefüget hat, mit dem Herrn **Boivin** übereinkömmt, so verweiset man die Leser auf ihre Arbeit, und setzt hier nur diejenige Uebersetzung her, die Herr **Boivin** von obiger Stelle und zwar etwas weitläuftig gemacht hat, damit sie desto deutlicher werde. „Wir reiseten, sagt **Ulysses**, sechs „ganzer Tage, und kamen den siebenden Tag in der hohen „Stadt **Lamus**, zu **Telepylus** dem Sitze der **Lästrigoni**„er an, allwo die Schäfer einander ablösen, und wechsels„weise verschiedene Heerden weiden, und wo in einem Au„genblicke einer hineinkömmt, der andre hinausgeht. Der„jenige der hineingeht, rufet den der in der Schäferey ge„blieben ist, und dieser geht sogleich hinaus und gehorchet „der Stimme, die ihn ruft. Allhier würde ein Mensch, „der sich des Schlafes enthalten könnte, einen doppelten Lohn „gewinnen können; einmal, daß er des Nachts Ochsen hü„tete, und dann, daß er des Tages Schafe weidete; denn „er hätte eben keinen weiten Weg zu diesen zwo Reisen, die „eine des Nachts und die andere des Tages.

Die Hauptschwierigkeit kömmt auf den letzten Vers an:

Ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματός εἰσι κέλευθοι.
Denn die Wege des Tages und der Nacht sind nahe.

Wenn

Wenn man die Wege des Tages durch die Weide erkläret, darauf man im Tage eine gewisse Art von Vieh trieb, und durch die Wege der Nacht, eine andere Weide, dahin man des Nachts andere Heerden trieb, so begreift man gar leicht, warum diese zwo Arten von Weiden nahe an einander gelegen, daß ein Mensch, der sich des Schlafes enthalten könnte, eben nicht weit haben würde, um die Reisen des Tages und der Nacht zu thun, und daß es ihm folglich was leichtes seyn würde, einen doppelten Lohn zu gewinnen.

Außer dieser Erklärung schlägt Herr **Boivin** noch einen andern Sinn dieses letzten Verses vor, der ihm sehr gut zu seyn scheint, ungeachtet er sich auf das Ansehen keines Scholiasten stützet. Nämlich daß ein Mensch einen doppelten Lohn gewinnen könnte, wofern er sich nur des Schlafes enthielte, weil die zwo Reisen, die er zu thun hätte, die Reise des Tages und des Nachts, gar zu nahe auf einander folgten, um ihm Zeit zum Schlafen zu lassen.

Herr **Baudelot** macht hingegen ein ganz ander Lehrgebäude wegen dieser Stelle und der Wohnung der **Lästrygonier**, die **Homer** darinnen beschreibt:

Er will erstlich, daß die Stadt der **Lästrygonier**, Λάμου αἰπὺ πτολίεθρον, nichts anders gewesen, als eine lange Reihe aneinanderhängender Hölen; welche die eine in die andere gebrochen waren, und worinnen die **Lästrygonier** mit ihrem Vieh zugleich herbergten. Daß die Schäfer, die von den Weiden zurück kamen, die andern Schäfer riefen, die nach ihnen hingehen sollten, und daß diese gar leichtlich den Ruf gehöret, indem eine Höle mit der andern zusammen hieng. Diese seine Meynung stützet er auf die Verse, welche im **Homer** auf diese Erzählung des **Ulysses** folgen:

Ἔ'ϛην δὲ σκοπιὴν ἐς πεπαλόεσσαν ἀνελθών.
Ἔ'νθα μὲν οὔτε βοῶν οὔτ' ἀνδρῶν φαίνετο ἔργα.
Καπνὸν δ' οἶον ὁρῶμεν ἀπὸ χθονὸς αἰἰσσοντα.

„Ich stieg, fährt **Ulysses** fort, auf eine Höhe, von „dar ich gar keine Arbeit mit Ochsen oder von Ackerleuten „gewahr ward; ich sah nur Rauch, der aus der Erden „kam,„ das heißt, der aus den unterirdischen Wohnungen der **Lästrygonier** aufstieg. Und dieser Rauch allein hatte den **Ulysses** auf die Gedanken gebracht, daß diese Berge bewohnet wären: denn er sah kein Haus, sondern nur Berge.

2. Setzet Herr **Baudelot** diese Reihe von Hölen längst der Küste, so, daß es zwischen dem Meere und den Bergen nur ein enges Thal gegeben, darinnen die Viehweiden der **Lästrygonier** gewesen, und hierbey führet er eine Stelle aus dem **Silius Italicus** an, welcher saget, daß die Wohnung des **Antiphatus** von dem Meere sehr eingeschlossen gewesen:

——————————domusque
Antiphatae compressa freto.

Endlich glaubt Herr **Baudelot**, daß man durch die **Wege der Nacht**, den Ocean verstehen müsse, in welchem die Sonne die Nacht über zur Ruhe geht, wie die Dichter meynen; und durch die **Wege des Tages**, die Erde, welche im Tage von den Sonnenstralen erleuchtet wird, und um derentwillen die Sonne den Ocean verläßt und wieder zum Himmel steigt, wie **Homer** in diesen Versen des 3 Buchs der **Odyssee** zu verstehen giebt:

Ἠέλιος δ' ἀνόρουσε λιπὼν περικαλλέα λίμνην,
Οὐρανὸν ἐς πολύχαλκον, ἵν' ἀθανάτοισι φαείνῃ,
Καὶ θνητοῖσι βροτοῖσιν ἐπὶ ζείδωρον ἄρουραν.

„Die Sonne verläßt den Schoß des Oceans und „steigt zum Himmel, um die Götter und Menschen zu er„leuchten, und ihr Licht über die Erde auszubreiten.„

Wenn also **Homer** sagt, daß in dem Lande der **Lästrygonier**, die Wege des Tages und der Nacht sehr nahe beysammen sind, so will er nur bloß sagen, daß das Land

und

und die See einander nahe sind, und um noch deutlicher zu reden, daß die Erde daselbst von dem Meere eingeschlossen wird, und daß folglich ihre Viehwelden nicht groß genug sind, daß die Hirten sich weit verlaufen könnten. So daß ein Mensch, der den Schlaf entbehren könnte, und doppelten Lohn verdienen wollte, nicht weit zu gehen hätte, um eine Heerde in die Schäferey heimzuführen, und sogleich mit einer andern wieder auf die Weide zurück zu kehren: welches einigermaßen mit der ersten Meynung übereinstimmet, die Herr **Boivin** angegeben.

Indem nun die Akademie mit der Prüfung dieser verschiedenen Erklärungen beschäfftiget war, so schlug der Abt **Fraguier** gleich zur Stelle eine neue Erklärung des letzten Verses

Ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματόν εἰσι κέλευθοι.

vor, die er durch folgende lateinische Worte übersetzte, pares diebus noctes sunt, oder noch genauer, prope, proxime accedunt noctes et dies. Es giebt, sagt er, so viel Tage als Nächte in einem Jahre; und obgleich zu einer Zeit die Nächte länger sind als der Tag, und zu einer andern, die Tage länger als die Nacht, so steht doch zu Ende des Jahres alles in gleicher Verhältniß. Es kann daher **Homers** Sinn wohl dieser seyn, daß, in einem an Viehweiden so fruchtbaren Lande, als das Land der **Lästrygonier** gewesen ist, welches dem Viehe Tag und Nacht Futter genug darbiethen konnte, ein Hirte der sich des Schlafes enthalten könnte, und den Tag über einerley Art von Vieh, des Nachts aber eine andere auf die Weide führete, am Ende des Jahres doppelten Lohn verdienen würde, weil, wenn man es recht bedenkt, die Zeit der Nächte und Tage einander gleich ist.

* * * * * * * * * * * * * * *

XVII.

Herrn Boivins Erklärung der Stelle im Horaz:

Qui Musas amat impares,
Ternos ter cyathos attonitus petet, etc.
Carm. Lib. III. Od. 19.

Es kömmt darauf an, ob derjenige, der ternos ter cyathos getrunken, neunmal oder einmal getrunken hat? Da nun diese Frage in der Akademie aufgeworfen worden, so übergab der jüngere Herr **Boivin**, um seine Meynung zu beweisen, der die allermeisten zugethan waren, im 1708 Jahre, eine Abhandlung, deren Inhalt folgender ist:

Cyathus war keine Schale, sondern ein sehr kleines Becherchen, womit man den Wein oder das Wasser maß, welches in die Schalen gegossen ward.

Der **Sextarius** war ein Maaß, welches zwölf Cyathos enthielt, und gerade so viel war, als ein mäßiger Mensch ordentlicher Weise bey Tische an Weine zu sich nahm. Sextarius, sexta pars Congii. Congius, octaua pars Amphorae.

Augustus trank nur zween Cyathos Wein auf einmal, und sein größtes Maaß auf eine ganze Mahlzeit, war der Sextarius. Man sagt aber nicht, wie viel Wasser er darunter gemischet hat.

Der **Cyathus** war in Absicht auf den **Sextarius**, was die **Unze** im Absehen auf das **As**, oder ein **Pfund** war. Daher gab man auch den Theilen des **Sextarius** eben die Namen, welche man den Theilen des **Assis** gab. So war z. E.

Der zwölfte Theil des **Sextarius** ein **Cyathus** oder Vncia.

Zween Zwölftheile, duo Cyathi, oder Sextans.
Das Viertheil, tres Cyathi, oder Quadrans.
Das Drittheil, quatuor Cyathi, oder Triens.
Fünf Zwölftheile, quinque Cyathi, oder Quincunx.
Die Hälfte, sex Cyathi, oder Semis.
Sieben Zwölftheile, septem Cyathi, oder Septunx.
Zween Drittheile, octo Cyathi, oder Dodrans.
Zehn Zwölftheile, decem Cyathi, oder Dextans.
Eilf Zwölftheile, vndecim Cyathi, oder Deunx.

Wenn Horaz allein aß, so hatte er gemeiniglich auf seinem Tische, oder vielmehr auf seinem Schenktische, zwo Schalen und einen Cyathum:

——————Et lapis* albus
Pocula cum Cyatho duo sustinet.

Der Cyathus dienete dazu, daß man damit den Wein oder das Wasser in eine von beyden Schalen goß.

Torrentius merket, nach dem Turnebus, über diese Stelle folgendes an: *Delphicam* mensam plurimis poculis onerari solere, sed numero semper pari. Vnde et *Cicero*, SCYPHORVM PARIA COMPLVRA. At *Horatio*, qui solus accumberet, par vnum satis erat, vna cum *Cyatho*, quo certa mensura vinum et aquam à vasis haurirent, et defunderent in pocula, quod κυαθίζειν *Graeci* appellabant: quique id faciebant, ad *Cyathos* stare dicebantur.

Der Gebrauch des kleinen Bechers Cyathus genannt, hatte indessen auch seine Unbequemlichkeit: denn derjenige, welcher zu trinken einschenkte, mußte, um eine einzige Schale zu füllen, vielemale und fast neun bis zehnmal in den Crater, welches ein großes Gefäß voll Wein war, schöpfen. Hierbey ward nun den Durstigen die Zeit lang. Ja selbst der Wein, welcher aus dem Crater in den Cya-

* i. e. Abacus, der Schenktisch, welcher gemeiniglich von Marmor war. *Hor. Sat. IV. Lib. I.*

thus und wieder aus dem **Cyathus** in die Schale gegossen ward, konnte indessen verrauchen und seine Stärke verlieren.

Um also diesen kleinen Beschwerlichkeiten vorzubeugen, so erfand man den Gebrauch der **ungleichen Schalen.** Man ließ deren, **kleine, mittlere und große machen.**

Die kleinen waren:

Der Sextans,	enthielt	2	Cyathos,
Der Quadrans,	——	3	——
Der Triens,	——	4	——

Die mittlern waren:

Der Quincunx,	enthielt	5	Cyathos,
Der Semis, oder Hemina,	——	6	——
Der Septunx,	——	7	——
Der Bes,	——	8	——

Die großen waren:

Der Dodrans,	enthielt	9	Cyathos,
Der Dextans,	——	10	——
Der Deunx,	——	11	——

Torrentius, der oben angeführet worden, bringt bey dem horazianischen Verse pocula cum Cyatho etc. eine Stelle aus dem **Athenäus** bey, aus welcher erhellet, daß die Griechen sowohl als die Römer, die Cyathos und ungleichen Schalen gebraucht haben. **Athenäus** führt nämlich einen Menschen ein, welcher sich zehn Cyathos Wein in eine einzige Schale gießen ließ, und denselben läßt er so reden: *παῖ τὴν μεγάλην δός, ὑποχέας φιλίας κυάθους. τῶν παρόντων τέτταρας. τοὺς τρεῖς δ' ἔρωτος. προσαποδώσεις ὕστερον καὶ Ἀντιγόνῳ τῷ Βασιλέως νίκης καλῶς. καὶ τῷ νεανίσκῳ κύαθον Δημητρίου. Φέρε τὸν δέκατον φίλης Ἀφροδίτης.* **Du Mundschenk! bringe eine große Schale. Schenke die** Cyathos **hinein, die man auf des Geliebten Gesundheit zu trinken pflegt. Viere für diejenigen, die hier bey Tische sind, und drey für**

die

die Liebe. Geuß auch noch einen *Cyathum* für den König Antigonus hinein. Hola! noch einen für den jungen Demetrius (*). Nunmehro geuß den zehnten zu Ehren der liebenswürdigen Venus ein. Das sind nun zehn Cyathi in eine einzige Schale gegossen, um auf einmal ausgetrunken zu werden.

Wenn man zu Martials Zeiten bey den Römern die Gesundheit eines Freundes, oder einer Freundinn trinken wollte, so forderte man so viele Cyathos als Buchstaben die Person im Namen hatte, welcher zu Ehren man trinken wollte. Dieß ist der Sinn folgendes Sinngedichts aus dem Martial:

Naeuia sex Cyathis, septem *Iustina* bibatur,
Quinque *Lycas*, *Lyde* quattuor, *Ida* tribus etc.

Dieß ist auch der Sinn folgender zwo Zeilen aus eben dem Martial:

Quincunces, et sex Cyathos, bessemque bibamus,
Caîus vt fiat, *Iulius* et *Proculus*.

Aus allem was bisher angemerkt worden, erhellet also, daß, wenn Horaz gesagt hat:

Qui Musas amat impares
Ternos ter Cyathos attonitus petet
Vates. Tres prohibet supra
Rixarum metuens tangere Gratia;

er so viel sagen wollen: ein guter Trinker, der ein Freund der Musen ist, muß zu Ehren dieser neun Göttinnen, auf einmal neun Cyathos trinken; die Huldgöttinnen aber erlauben nicht, daß man mehr als drey Cyathos auf einmal trinke.

Nun ist es ein großer Unterschied, ob man neun Cyathos oder ob man neunmal trinkt. Neun Cyathos trinken, das heißt nur eine Schale trinken; neunmal aber trinken, das hieße neun Schalen trinken.

(*) Der Sohn des Königes Antigonus.

* *

XVIII.

Herrn von Valois

Erklärung des 77ten Verses aus Juvenals 4tem Strafgedichte.

Pegasus *attonitae* positus modo Villicus *vrbi.*

Peter Petav, Lubinus, Brittannicus, Grangäus, Autumnus und Nicolas Rigaltius, sind allesamt in einer Sache eins, die auch gewiß ist; nämlich daß der **Pegasus**, von welchem **Juvenal** hier redet, der berühmte Rechtsgelehrte sey, welcher zu **Alba** gebohren war, von dem ein gewisses Senatus consultum den Namen führet, und dessen **Pomponius** im letzten Absatze Tit. 2 der Dig. de Origine Iuris gedenket. Er war vom Kaiser **Vespasian** zum Praefecto Villarum gemacht worden, welches unsern Dichter veranlasset zu sagen:

Positus modo Villicus vrbi.

Einige seiner Ausleger erklären das Wort Villicus durch Custos, welches eben so viel als Praefectus, oder **Verweser** heißt. Andere wollen, daß **Juvenal** sich hier des Wortes Villicus in satirischem Verstande bedienet habe, um anzuzeigen, daß **Domitians** Grausamkeit und Tyranney die Stadt **Rom** so entvölkert und durch die Hinrichtung unzähliger Standespersonen, dermaßen verwüstet habe, daß man sie damals vielmehr für einen Meyerhof, oder für ein Lusthaus dieses Prinzen, als für die Hauptstadt der Welt hätte halten sollen. Es scheint auch, daß diese letztern den Sinn des Dichters besser getroffen.

Die ganze Frage kömmt darauf an, **was die Wörter** Vrbi attonitae **an diesem Orte bedeuten?** Nun erklären alle Ausleger, sonder Ausnahme, dieselben, durch die

die Niedergeschlagenheit und allgemeine Bestürzung der Stadt **Rom**, welche aus der tyrannischen Regierung dieses Kaisers entstanden. Allein, ungeachtet diese Erklärung bald anfangs natürlich genug zu seyn scheint, so kömmt sie dennoch dem Herrn **Valois** gar zu unbestimmt und allgemein vor, indem sie sich eben so gut auf **Tibers**, des **Caligula** und **Nerons** Zeiten schicket, die alle gewiß nichts besser waren, als **Domitian**. Er hat also im 1706ten Jahre in der Geschichte eine besondere Ursache gesuchet, weswegen **Juvenal** allhier der Stadt **Rom** den Beynamen attonita giebt, und er glaubet dieselbe gefunden zu haben.

Juvenal, sagt er, will zu verstehen geben, daß, da der verwundernswürdige **Plateis**, dessen er zu Anfange seines Strafgedichtes gedacht, im adriatischen Meere gefangen, und dem **Domitian** gebracht worden, **Pegasus**, der Statthalter zu Rom, welcher als ein solcher, einer der ersten Beysitzer des Raths war, sich eiligst auf das Schloß begab, um daselbst mit dem Kaiser und den Großen, die Art zu überlegen, wie dieser sehr große Fisch gesotten und auf die Tafel des Kaisers gebracht werden sollte. Er giebt der Stadt **Rom** den Beynamen attonita, einer abgemattteten, um auf eine feine Art Domitians Weichlichkeit anzuzeigen, der die Zeit mit Berathschlagung über dergleichen Ausschweifungen, und zwar in einer solchen Zeit verschleuderte, da die ganze Stadt über der traurigen Nachricht erschrocken war, daß man den Aufstand des **Lucius Antonius** in Deutschland erfahren. Eine Sache die nichts minders vermuthen ließ, als daß man von dort aus einen schweren Krieg würde auszustehen haben. Dieses ist nun nach Herrn **Valois** Meynung, der eigentliche Verstand dieses Verses und der einzige den man ihm beylegen muß; weil er zu allem Glücke mit der Geschichte so gut übereinstimmet. Die ganze Entdeckung aber hat er dem **Plutarch** zu danken: denn nachdem derselbe in **Paul Aemils** Leben, vieler Siege gedacht hat, davon die Nachrichten

gleich-

gleichsam als durch ein Wunderwerk eingelaufen waren, so setzet er unter deren Zahl, auch die Empörung des **Lucius Antonius**, ungefähr in folgenden Worten: „Eine Sa„che die zu unserer Zeit geschehen ist, kann alle diese Wun„derdinge glaubwürdig machen. Als **Lucius Antonius** „sich wider den Kaiser **Domitian** auflehnete, so war die „Stadt Rom darüber sehr erschrocken, weil man von „Deutschland her einen schweren Krieg zu gewarten hatte. „In dieser Verwirrung und allgemeinen Bestürzung indes„sen, breitete sich plötzlich unter dem Volke ein Gerücht „aus, daß **Lucius Antonius** geschlagen und sein ganzes „Heer in Stücke zerhauen sey.„ Diese Nachricht ward für so wichtig und gewiß gehalten, daß auch viele Mitglieder des römischen Senats, die demselben Glauben beymaßen, den Göttern Opfer brachten, um für diesen Sieg zu danken. Da man indessen untersuchte, wer dieß Geschrey zuerst ausgebracht hätte, so wollte sich keiner melden: einer schob es auf den andern; so daß sich solches unter der Menge des Volkes, als in einem tiefen Meere, verlor. So verschwand denn diese Zeitung aus **Rom** wieder eben so geschwinde, und mit eben solcher Ungewißheit, als sie hinein gedrungen war. **Domitian** indessen, der sich mit seinen Legionen auf den Weg begeben, um dem **Antonius** entgegen zu ziehen, fand unterwegens Briefe und Schnellbothen, die ihm ganz gewisse Nachricht von dem Siege brachten, und es fand sich, daß selbiger an eben dem Tage war erfochten worden, da sich das Geschrey davon in **Rom** ausgebreitet hatte, ungeachtet diese Stadt hundert und funfzig Meilen davon entfernet war. So muß man die Worte, *δισμύριους σταδίους* auf dieser Stelle im **Plutarch** übersetzen; denn es ist hier ein ganz sichtbarer Fehler: weil, wenn man sie dem Buchstaben nach übersetzt, **Plutarch** gesagt haben würde, daß von Rom bis Deutschland zwölfhundert und funfzig Meilen wären, welches ganz abgeschmackt ist.

XIX. Herrn

* *

XIX.

Herrn Morins Muthmaßungen über einer Stelle im Josephus.

Diese Stelle ist ganz bekannt, sie steht im vierten Capitel des andern Buchs wider den **Appion** und lautet nach des **Dandilly** Uebersetzung so:

„**Appio** hat sich unterstanden, auf das Wort des **Po-**
„**sidonius** und **Apollonius Molo**, zu sagen, daß die
„Juden in ihrem heiligen Schatze einen Eselskopf hätten,
„der von Golde und sehr viel werth wäre; diesen betheten
„sie an, und **Antiochus** habe ihn gefunden, als er den Tem-
„pel zu **Jerusalem** geplündert ꝛc. ꝛc.„

Es kömmt hier nicht darauf an, daß man diese Lästerung widerlege. Der jüdische Schriftsteller hat solches selbst auf eine ziemlich starke Art gethan, und viele andere nach ihm ebenfalls, indem sie gezeigt, daß das jüdische Volk, weit gefehlt, daß sie dieses Thier verehren sollten, es vielmehr zu den unreinen Thieren zählten; und daß es auch außerdem durch das Gesetz verbothen war, irgend ein Bild zu machen oder anzubethen. Es kömmt hier nur darauf an, daß man den Ursprung und den Grund dieser Fabel untersuche. Denn man traue nun denen Schriftstellern, die den Juden solches nachgesagt haben, so viele Bosheit zu als man wolle, so ist es doch nicht zu vermuthen, daß sie eine solche Sache ohne allen Vorwand sollten erdichtet haben. Und eben dieses hat Herr **Morin** sich vorgenommen in einer Abhandlung zu untersuchen, die er im 1706ten Jahre in der Akademie vorgelesen hat.

Plutarch, sagt Herr **Morin**, giebt davon eine ziemlich gute Ursache an; wenn sie nur wahr wäre. Er sagt, daß die Juden, da sie in der Wüsten herumgeirret, und kein Wasser gehabt, wodurch sie in der größten Noth gewe-

gewesen, durch eine Heerde wilder Esel daraus gerissen worden, welche, da sie zu der Zeit wenn diese Thiere gewohnt sind zu saufen, vor der Spitze des Lagers vorbey gezogen, sich auf einen Fels begeben, der mit Bäumen und Gebüschen umgeben war. Moses als Anführer der Juden, habe bald geschlossen, daß die Esel dieß nicht sonder Ursache thäten, er sey ihnen also gefolget und habe allda einen frischen Wasserquell gefunden, der ihrer dringenden Noth ein Ende gemacht; um nun in der folgenden Zeit das Andenken dieses Zufalls zu erhalten, so hätten sie in ihrem Tempel einen goldenen Eselskopf aufbewahret. Cornelius Tacitus erzählet eben dieselbe Fabel, allein er vernichtet sie auch selbst, ohne daran zu denken, an zween Orten, indem er nämlich im 3 Buche bekennet, daß sie durchaus weder eine Bildseule noch ein Bild, in ihrem Tempel, in ihren Städten, ja nicht einmal in ihren Häusern geduldet: und im 8 Buche, wenn er von des Pompejus Feldzuge redet, der die Juden unter die Herrschaft der Römer gebracht hatte, setzt er hinzu, daß dieser Feldherr aus Neugierde in ihren Tempel gegangen und kein Bild darinnen gefunden: *Nulla* intus Deum *effigie*, vacuam sedem et inania arcana. Es ist jedoch wahr, daß Antiochus schon lange Zeit vor ihm da gewesen war, und daß freylich Pompejus dasjenige nicht mehr darinnen finden können, was jener daraus weggenommen hatte.

Der gelehrte Bochart giebt hierüber zwo Muthmaßungen an die Hand, die aus der heiligen und aus der ägyptischen Sprache genommen sind. Die erstere gründet sich auf den Ausdruck ברר, eine der göttlichen Eigenschaften, die seine Einigkeit anzeiget, und auf das Wort בורר welches aus eben der Wurzel herrühret und einen wilden Esel, ein ziemlich einsames Thier bedeutet. Er will, daß die Gleichförmigkeit dieser zwey Wörter, den Unwissenden oder boshaften Spöttern Gelegenheit gegeben haben könne, zwo so entfernte Bedeutungen mit einander zu vermengen, um nur das jüdische Volk, wiewohl mit

Un-

Unrecht, lächerlich zu machen. Allein, ohne sich lange bey dieser Erklärung aufzuhalten, so schreitet er zur andern, welche auch dem Urheber der Lästerung, der ein Aegyptier war, anständiger ist, und welcher im Sinne hatte, die Juden den Einwohnern zu **Alexandria** verhaßt und verächtlich zu machen, allwo sie mit allen Vorrechten der andern Bürger geduldet wurden. Er merket also nach dem **Pater Kircher** an, daß in der ägyptischen Sprache ΠΙΦΩ einen Esel bedeutet habe; und da dieses Wort viel Verhältniß mit dem פי יהוה Pi-iao, das heißt der Mund des Herrn hätte, welches Wort die heilige Schrift zuweilen gebraucht um Gott selbst anzudeuten, so hätten die Feinde dieses Volks daher Gelegenheit genommen, ihm eine so abgeschmackte und höchst verächtliche Andacht zuzuschreiben.

Ein anderer Schriftsteller, der mit dem Herrn **Bochart** einerley Profeßion hat, und fast eine ähnliche Litteratur besitzt, dessen Meynung wie es scheint, Herr **Morin** weder tadeln noch loben darf, indem es Herr **Stephan Morin**, sein eigner Vater ist, glaubt, er treffe es besser, wenn er den Grund dieses Irrthums in der Gelte des Manna suchet, die gewiß von Gold gewesen, und im Heiligthume sorgfältig aufbewahret wurde. Dieses Gefäß hieß auf Ebräisch חמר, und benanntes Thier חמור, zwey Wörter, deren Aehnlichkeit augenscheinlich ist. Nach diesem schließt er, daß die ganze Figur dieses Gefäßes mit den zwoen Handhaben, von weitem, eine Aehnlichkeit mit dem Kopfe und den Ohren eines Esels gehabt haben mag.

Heinsius, der in einem kleinen Werke, welches unter dem Titel Laus Asini bekannt ist, voraussetzt, daß die Griechen die ersten Urheber dieser Lästerung gewesen, hat geglaubt, daß einige unter ihnen, nachdem sie in den Nachrichten von Judäa gelesen, daß dieses Volk nichts anders verehre als τὸν θεον, das heißt, nach ihren alten Verkürzungen τὸν ὐρανον, den Himmel, den Gott des Himmels,

mels, sie, entweder aus Unachtsamkeit, oder aus Schalkheit, dieses abgekürzte Wort in ὄνον verwandelt, welches einen Esel bedeutet.

Herr le Fevre, hat sowohl als Heinsius, den Ursprung dieses gemeinen Irrthums bey den Griechen gesucht, allein bey den ägyptischen Griechen, und hat eine sehr sinnreiche Benennung davon an dem Tempel des Onias gefunden, den dieser schismatische Opferpriester nahe bey Memphis, auf Erlaubniß des Ptolomäus Philometor und der Königinn Cleopatra, nach dem Muster des Tempels zu Jerusalem bauen ließ. Dieser Tempel hieß im Griechischen Ὄνιος ἱερον, und oftmals Ὀνιεῖον; das umherliegende Land, welches durch offene Befehle den Juden eingeräumet ward, und Ὄνιος χώρα hieß, und die Hauptstadt selbst, welche ehedem unter dem Namen Heliopolis bekannt war, vertauschte diesen Namen mit Ὄνιος μητρόπολις, alle diese Benennungen aber hatten eine Verwandtschaft mit dem Thiere davon die Rede ist. Mehr brauchte es nun nicht bey einem solchen Volke als das alexandrinische war, dem die Satire natürlich war, und welches einen alten Groll auf die Juden hatte, um den Gegenstand ihres Gottesdienstes lächerlich zu machen und in der Welt auszubreiten, daß sie um keiner andern Ursache willen εἰς τὸν Ὀνιεῖον giengen, als um allda τὸν ὄνον, zu verehren. In der That, wenn diese Muthmaßung nicht wahr ist, so kann man doch nicht leugnen, daß sie sehr wohl ersonnen ist.

Der berühmte Herr Huet, ehemaliger Bischof von Avranche, beuth noch eine andere Entdeckung dar, die sich auf eine Stelle aus dem Aelian gründet; allwo er, nachdem er angemerket, daß die Anhänger des Gottes Serapis, die Esel verabscheuet haben, ja daß sie nicht einmal den Schall der Trompeten vertragen können, weil sie in demselben einige Aehnlichkeit mit der Eselsstimme fanden. (*de Anim. Lib. X. c. 28.*) Er setzt hinzu, daß ein persischer König, Namens Ochus, der auf die Aegyptier erzürnt gewesen, sich ihres Landes bemächtiget, und nachdem

dem er mit eigener Hand den Ochsen **Apis** getödtet, dieselben gezwungen, einen Esel an dessen Stelle zu setzen und ihm eben dieselbe Ehre zu erweisen. Wenn man diese historische Wahrheit voraussetzt, so ist es leicht zu begreifen, wie die Griechen und Römer, welche oftmals die Juden mit den **Aegyptiern** vermengten, den erstern eine Abgötterey beymessen können, die nur den letztern zukommen konnte.

Allein warum sucht man denn die Juden so sehr zu schonen, sagt Herr **Morin**, ihre Irrthümer sind ja zur Gnüge bekannt. Man weis, daß trotz aller Behutsamkeit des **Moses**, trotz allen Flüchen des Gesetzes wider die Abgötter, sie gleichwohl in tausend Fällen ausgewichen, man weis, daß sie den wahren Gott verlassen, um ein goldenes Kalb, den **Baal**, den **Moloch**, **Astaroth**, **Beelzebub**, und **Baalpeor**, anzubethen. Man weis auch, daß dieser letzte Götze, nichts anders gewesen, als der ehrlose Götze, welcher seitdem unter dem Namen **Priapus** so berühmt gewesen, und an dessen Seiten man gemeiniglich, den Esel als sein Leibthier, vorzustellen pflegte.

Wenn man nun nach allem diesen, die Träume der Rabbinen noch nach der Schärfe untersuchen wollte, so würde es was leichtes seyn Hirngespinste darinnen zu finden, welche zu dieser Beschuldigung mögen Anlaß gegeben haben. Haben sie z. E. nicht gesagt, daß eins von den zehn privilegirten Geschöpfen, welche dem Schöpfer gefallen zu Ende des sechsten Tages zu erschaffen, **Bileams** Esel gewesen? Daß der Patriarch **Abraham** sich eben dieses Thieres bedienet, um das zu **Isaacs** Opfer bestimmte Holz zu tragen? Daß lange Zeit hernach **Moses** sich desselben bedienet, um seine Frau und seinen Sohn in der Wüsten zu tragen? Daß dieses Wunderthier noch jetzund, wer weis in was für einem eingebildeten Raume lebe, allwo es sorgfältig ernähret und bis zur Zukunft des **Messias** aufbewahret wird, der darauf reiten soll, um sich

die ganze Welt unterwürfig zu machen? Sind alle solche Vorzüge nicht hinreichend dieses Thier zu vergöttern?

Allein was noch stärker und viel erstaunlicher zu seyn scheint, ist, daß die **Gnosticker**, judänzende Christen, in den ersten Jahrhunderten der Kirche ihren Gott **Jebaoth** in der That unter der Gestalt eines Esels abbildeten (*St. Epiphan. de Haeresibus*) und vorgaben, daß der **Zacharias**, von welchem in den Evangelien des St. **Matthäus** und **Lucas** geredet wird, der zwischen dem Tempel und dem Altare gestorben ist, nur deswegen vom Volke auf der Stelle ermordet worden, weil er in das Allerheiligste gehen wollen, um nach Gewohnheit, den Weihrauch zu opfern, und der Gott Jebaoth sich ihm offenbar unter seiner wahren Gestalt dieses Thieres gezeiget, und daß der über diesem seltenen Gesichte erstaunte Priester, sich gewissenswegen verbunden gehalten, dem Volke dieses zu berichten, um ihm einen Abscheu davor zu erwecken, und ihm zu sagen, daß das was sie anbetheten, nicht anbethenswerth wäre; die Opferpriester aber, aus Eifer und Verdruß, daß er ihre Geheimnisse entdeckte, hätten ihn zu den Füßen des Altars umgebracht.

Gewiß, wenn es unselige Leute gäbe, die närrisch genug wären, solche alberne Sachen zu lehren, so muß man sich nicht sehr wundern, wenn die Heiden, die nicht eben verbunden waren deren Ungrund zu untersuchen, sowohl den Juden als Christen, die sie gemeiniglich mit einander vermengten, dergleichen Ausschweifungen schuld gegeben.

* *

XX.

Herrn Boivins Erklärung einer Stelle im Sueton.

Sueton redet in Nerons Leben von einem Comödianten, welcher, da er zur Zeit dieses Kaisers ein Possenspiel vorstellen helfen, darinnen die Worte vorkamen: **lebe wohl mein Vater, lebe wohl meine Mutter**, durch seine Geberden eine Person nachgeahmet, die da trinkt, und eine andere die da schwimmet; womit er auf den **Tod des Claudius** und der **Agrippina** zielete; als er aber an die Worte kam: Orcus vobis ducit pedes, so kehrete er sich gegen die Senatoren, als ob er ihnen zu verstehen geben wollte, daß **Nero** auch sie bald würde tödten lassen.

Diese Worte, Orcus vobis ducit pedes, sind in einer französischen Uebersetzung, die im 16ilten Jahre zu Paris herausgekommen ist, so gegeben worden: **Pluto begleitet eure Schritte**; als nun einer von den Mitgliedern der Akademie glaubte, er könne sich eben dieser Worte bedienen, so fanden viele von den andern, daß dieselben weder nachdrücklich, noch treu genug übersetzet wären. Dieser Meynung wurden sie bald allerseits, und Herr **Boivin** unterstützte dieselbe mit grammatikalischen Anmerkungen, welche festsetzen, daß man, um die ganze Stärke des Lateins, Orcus vobis ducit pedes, auszudrücken, so übersetzen müsse: **Pluto zieht euch bey den Füßen: Pluto dehnet euch die Füße aus.**

Orcus vobis ducit pedes, ist ein Spaß, eine sprüchwörtermäßige Art zu reden, welche von einem Schauspieler bey der Vorstellung eines Possenspiels gebraucht worden, dergleichen die Spiele waren, die man Atellanisch nannte. Was ist es doch wohl für ein Spaß, wenn man sagt:

Pluto begleitet eure Schritte? Würde wohl ein Comödiant, ein Mensch der scherzen wollte, so reden? Uebrigens sagt man zwar in recht gutem Lateine: pedes me ducunt; meine Füße führen mich. Allein, würde man auch wohl sagen: aliquis mihi pedes ducit, und zwar in dem Sinne, daß jemand meine Schritte begleitet?

Das Wort ducere ist in der Bedeutung von verlängern, sehr zierlich: ducere collum sagt man von denen, die sich selbst erhenken und durch diese grausame That sich den Hals ausrecken:

—— Potes hac ab orno
Pendulum zona bene te secuta
Ducere collum.

sagt Europa in der Ode des Horaz. So sagt man auch funem ducere, stamina ducere, etc.

Pluto ist ein unterirdischer Gott, der unter den Füßen der Lebendigen wohnet. Der Urheber des Sprüchworts, oder des so ausgelegten Spaßes, welcher den Senatoren zu verstehen geben wollte, daß Nero in kurzem sie alle würde umbringen lassen, und daß sie schon mit einem Fuße im Grabe stünden, sagt also, Pluto sey unter ihren Füßen, er ziehe sie ihnen, er verlängere sie, um sie in sein Reich zu ziehen. Dieses Bild ist scherzhaft, und die lateinischen Worte, Orcus vobis ducit pedes, drücken solches sehr wohl aus.

Dieser Ausdruck ist auch um so viel richtiger, da es gewiß ist, daß die Füße der Sterbenden sich ausdehnen und verlängern. Dieß weis alle Welt, sowohl als Persius es auf eine sehr bündige Art ausdrückt, wenn er, da er von einem todten Menschen redet, saget:

—— Tandemque beatulus alto
Compositus lecto, crassisque lutatus amomis,
In portam rigidos *calces extendit.*

Man könnte zwar einwenden, daß ducere ein in den Begräbnißaufschriften veraltetes Wort sey, und daß, so wie man in gutem Lateine sagt, ducere funus, wenn man sagen will, die Leiche begleiten, oder vor den Leichenbegleitern hergehen; so könne man auch von demjenigen, der gleich vor der Baare gieng, sagen, daß er ducebat pedes, die Füße der Leiche begleitete: weil man in der That die Leichen mit den Füßen voran trug: Per pedes enim mortui efferebantur.

Allein man sieht nicht, warum hier der Schauspieler voraussetzen sollte, daß Pluto gewohnt sey gleich vor der Baare zu gehen, und die Füße der Leichen zu begleiten. Uebrigens, wenn man auch voraussetzt, daß das Wort ducere, allhier den Leichenzug bedeute, und daß man gewohnt gewesen, dem Pluto den Platz anzuweisen, welchen man ihm in dergleichen Fällen einräumen würde; so scheint es doch, daß man, um dem lateinischen Ausdrucke im Französischen einen lustigen und scharfsinnigen Schwung zu geben, solchen dennoch durch, Pluto zieht euch bey den Füßen; oder Pluto hält euch bey den Füßen, übersetzen müßte, nicht aber durch die ungewissen und traurigen Worte, Pluto begleitet eure Schritte.

* *

XXI.

Des Abts Pinart Abhandlung von dem Namen Byrsa, den man dem von der Dido erbaueten Schlosse der Stadt Karthago beygeleget.

Der Herr Abt Pinart hat in einer Abhandlung, die er im 1708ten Jahre der Akademie vorgelesen, untersuchet, welches doch wohl eigentlich der Grund einer alten Fabel seyn könnte, die fast von allen Geschichtschreibern angenommen wird, und welcher zu folge man will, daß Dido, nachdem sie nach dem Tode ihres ersten Mannes nach Afrika geflüchtet, daselbst von den Einwohnern des Landes, ein Stück Feld so groß es eine Kuhhaut umgeben könnte, gekauft oder sonst erhalten, und nachdem sie diese Haut in sehr dünne Riemen zerschneiden lassen, damit den Umfang des ganzen Raumes der großen und berühmten Stadt Karthago gezogen, der man, wegen dieses Kunstgriffs, den Namen Byrsa, welches Wort im Griechischen Leder bedeutet, gegeben haben soll. Virgil drückt sich so aus:

> Mercatique solum, facti de nomine BYRSAM;
> Taurino quantum possent circumdare tergo.
>
> *Aeneid. I.*

Wenn dieser Ausdruck sich nur in einem Dichter und bey dessen Auslegern finden ließe, so wäre solches allerdings nicht genug, die Wahrheit zu befestigen; allein Livius führet diese Sache eben sowohl an als Virgil, und man findet sie so gar im Appian, Justin, Herodian und vielen andern Schriftstellern.

Gleichwohl sagt **Polybius**, der viel älter und vielleicht auch viel richtiger war, **Polybius**, der eine Beschreibung von **Karthago** macht, und sich nebst dem **Scipio** bey der Belagerung dieser berühmten Stadt und ihrer Citadelle befunden, nicht ein Wort von dieser Ledergeschichte. **Diodor** aus **Sicilien**, **Pomponius Mela**, **Strabo** und **Pausanias**, ahmen dem **Polybius** in diesem Stillschweigen nach, ungeachtet sie sehr vieles von **Karthago** und von den **Karthaginensern** sagen.

Donatus hat eine neue Meynung von dem Worte Byrsa auf die Bahn gebracht. Nach ihm, ist dieser Name der Citadelle von **Karthago** darum gegeben worden, weil **Dido** das Geld dafür in lederner Münze bezahlet; allein er führet keinen Beweis seiner Meynung an. Er beweiset nicht einmal, daß die lederne Münze zu Zeiten der **Dido** im Gebrauche gewesen, noch viel weniger daß diese Prinzeßinn sich damit sollte beladen haben, sie, die bey ihrer schnellen Flucht, Mühe genug hatte das Gold und Silber einzuschiffen, welches **Pygmalions** Begierde erregte:

——— Naues, quae forte paratae,
Corripiunt, onerantque auro. Portantur auari
Pygmalionis opes pelago ———

Aeneid. I.

ein Umstand, der zugleich die Meynung derer zernichtet, welche glauben, daß der Boden von **Karthago** und der Citadelle, gegen eine gewisse Anzahl Ochsen vertauschet seyn könnte, die man von **Tyrus** mitgebracht hatte.

Der gelehrte **Bochart**, welcher gewohnt ist durch Beyhülfe der morgenländischen Sprachen die mehresten etymologischen Schwierigkeiten zu entscheiden, hat gefunden, daß der Name Byrsa aus der **phönicischen** Sprache herkäme, oder doch von den **Hebräern** ihren Nachbarn, und daß die **Griechen** Βύρσα für בצרה Bosra, gebraucht, welches schlechtweg **Befestigung** andeutet, von dem

Worte בצר munire, befestigen. Dieß bringt die Art und natürliche Gelindigkeit der griechischen Sprache mit sich, die nicht leidet, daß vor dem P das Σ hergehe, und also BΥΡΣΑ, anstatt BΥΣΡΑ, ausgesprochen hat. Allein, da Herr **Bochart** sich keine Mühe gegeben, seine Muthmaßung anders als mit analogischen Gleichheiten zu befestigen, so ertheilet Herr **Pinart** demselben durch seine Betrachtungen eine neue Kraft.

Er bemerket also zuvörderst, daß, weder die **Phönicier**, welche zuerst die Citadelle von **Karthago** gebauet, noch die **Afrikaner**, auf deren Grund und Boden sie angeleget worden, derselben einen griechischen Namen geben können, sie, die die Griechen und deren Sprache erst einige Jahrhunderte nach Erbauung der Stadt **Karthago** haben kennen lernen. Es sey also viel natürlicher, daß die nachmaligen Griechen, einen **phönicischen** Namen auf ihre Art verstümmelt und so zu sagen griechisch gemacht haben, den sie ganz eingeführet fanden und dessen Veränderung nicht in ihrer Macht stund.

Er bemerkt ferner, daß, wenn man das **Capitol** ausnimmt, welches also genannt worden seyn soll, weil man in dessen Grunde einen Menschenkopf gefunden, und welches seinen Namen auch wohl, wie das Acropolum, bloß von dem einzigen Vorrechte der Höhe herhaben mag, man in den Schriftstellern fast gar nicht findet, daß die Festungen eigene Namen gehabt hätten. Sie werden, sonder Unterschied, Festung, Schloß und Citadell genannt, nachdem sie groß waren und nachdem ihre Einrichtung war.

Endlich setzt er noch hinzu, daß die **Hebräer** überhaupt alle Schlösser und feste Städte Bosra genannt; und wenn man hier nur bloß die heilige Schrift anführen will, so nennet sie zwo der vornehmsten Städte in **Edom** so, eine in **Arabien**, die andern in **Judäa** und in dem Lande der **Moabiter**: **Die Strafe ist über das ebene Land gangen, über Kirioth, Bozra, und über alle Städte im Lande Moab.** Jerem. 48 Cap. 24 v.

* * * \

Strabo versichert im 1 Buche, daß auch die Rhodier den asphalischen Neptun verehret, und er leitet den Ursprung dieses Dienstes auf einen Zufall zurück, der sich vor kurzem wieder zugetragen, und zwar bey der plötzlichen Entstehung einer Insel von zwölf Stadien groß im ägäischen Meere, zwischen den Inseln Thera und Therasia. Nachdem das Meer, sagt Strabo, vier Tage lang mit lauter Flammen bedeckt gewesen, die es gewaltsam bewegten; so kamen mitten aus den Flammen, und durch die unermeßliche Tiefe des Wassers, eine Menge brennender Felsen hervor, die als so viel Theile eines Körpers, sich neben einander stellten, und die Gestalt einer Insel annahmen. Die Rhodier, welche damals zur See sehr mächtig waren, kamen auf das Lärmen, welches diese Insel machte, indem sie hervor kam, hinzugelaufen; sie stiegen auf derselben aus, und baueten sogleich darauf dem Neptun, unter dem Namen Asphalion einen Tempel, Ποσειδῶνος Ἀσφαλίϛ ἱερόν. Herr Galland brachte im 1710 Jahre, in der Akademie einen neuen Beweis von diesem Zunamen des Neptunus vor, und dieser Beweis war noch auf gewisse Weise dem Zeugnisse der Geschichtschreiber nöthig.

Dieß ist ein metallener Schaupfennig, der von den Rhodiern unter dem Antoninus Pius geschlagen worden. Auf einer Seite sieht man darauf den Kopf dieses Prinzen mit der gewöhnlichen Umschrift: ΑΥΤ. ΚΑΙC. ΑΝΤΩΝΕΙΝΟC ΕΥC. CEB. Auf der Gegenseite steht Neptun neben einem Altare, und hält mit der rechten Hand einen Delphin, und mit der Linken seinen Dreyzack. Neben dem Dreyzack ist noch ein andrer Delphin mit dem Kopfe nach unten, und den übrigen Leib vorlängst dem Dreyzack hinauf gestreckt. Um dieses Bild aber herum, liest man: ΡΟΔΙΟΝ ΠΟCΙΔΩΝ ΑΣΦΑΛΕΙΟC.

Dieser Schaupfennig schien desto merkwürdiger zu seyn, da man sehr wenige findet, die die Rhodier unter den Kaisern hätten schlagen lassen, und da dieß das einzige Denkmaal

maal dieser Art ist, auf welchem Neptun den Zunamen Asphalios, wie bey den Schriftstellern hat. Man schließt daraus mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß sich die Rhodier nicht damit begnügt ihm einen Tempel dieses Namens auf der neuen Insel Hiera oder Automata, gebauet zu haben, sondern daß sie es auch in ihrer Stadt gethan, allwo der Dienst des **Neptunus**, mit der großen Seemacht der Völker übereinstimmen sollte: Ασφαλειος ist auf dem Schaupfennige mit EI geschrieben, zum Unterschiede von den Schriftstellern, in denen dieser Name fast allezeit mit dem schlechten I steht.

Pausanias sagt (*in Achaic.*) daß der **asphalische Neptunus** neben dem Hafen **Patras** auch einen Tempel gehabt, und zwar nicht unter dem Namen Ασφαλῖος, sondern Ασφαλιαῖος, welches eben so viel bedeutet, und denselben Ursprung hat. Ασφαλῖος ist aus dem Adjectivo Ασφάλης, und Ασφαλιαῖος von dem Nennworte Ασφαλία, gemacht worden.

Wenn endlich **Makrobius** von diesem Beynamen des **Neptunus** redet, so schreibt er ihn Ασφαλίων (*Saturn. Lib. 1*) und bemerket bey dieser Gelegenheit, daß die Götter oftmals wegen einer und derselben Sache, die von ihrer Gewalt abhieng, entgegengesetzte Titel gehabt; wie z. E. **Neptun**, den man Ασφαλίων genannt, wegen seiner Macht die Erde zu befestigen; und den man auch zu gleicher Zeit Ενοσίχθων nannte, weil er sie erschüttern konnte. Vt Neptunum quem alias Ενοσίχθονα, id est, terram *mouentem*, alias Ασφαλίονα, id est *stabilientem* vocant.

* *

XXIII.

Herrn Boindins Abhandlung, von den Namen der Römer.

Man weis, daß die Römer dreyerley Namen gehabt, deren einer den Ursprung des Geschlechts, und die beyden andern die Zweige und verschiedenen Personen, derselben angezeiget. Der Gebrauch dieser Namen ist so bekannt, daß, wenn man sie alle drey in der natürlichen Ordnung und sonder Abkürzung findet, es keinem eine Schwierigkeit machen wird sie zu erkennen. Allein da es bey den Römern oft geschehen, daß sie entweder abgebrochen, oder versetzet worden, oder daß man auch verschiedene andere Benennungen hinzugesetzt, um ihre Häuser und die Personen desto besser zu unterscheiden, so haben diese verschiedenen Gebräuche allerley Schwierigkeiten verursachet, die Herr **Boindin** sich im 1709 Jahre zu untersuchen vornahm.

Die erste Schwierigkeit betrifft die Abkürzung der unbekanntesten Vornamen. Z. E. die Vornamen Decimus und Numerius, waren nicht leicht anderwärts als in dem Geschlechte Iunia und Fabia gebräuchlich, und wurden beyde mit einem einzelnen Buchstaben D. und N. geschrieben. Der gemeinste Fehler, den man in Ansehung des ersten begeht, ist, daß man Decius anstatt Decimus liest, und dem ganzen Zweige **Junius Brutus Scäva** einen Familiennamen statt eines Vornamens giebt. Bey der Abkürzung des Namens Numerius betriegt man sich eben sowohl. Einige lesen Nonus, ungeachtet **Nonus** niemals ein Vorname gewesen ist. Einige lesen Cnaeus, und gründen sich auf eine Stelle im **Valerius**, welcher uns lehret, daß das Fürwort anfangs mit einem G geschrieben worden, und daß man nachmals

mals das G weggelassen, um die Aussprache zu mildern. Allein es giebt gar keinen Beweis, daß man diesen Vornamen mit einem einzigen N geschrieben, und man beweiset mit einer Stelle aus dem **Festus**, daß Numerius nicht anders abgekürzet worden. Numeri praenomen litera N notatum est etc. Eben so hat man sich mit der Abkürzung des Vornamens Manius betrogen, den man mit einem M und einem Häkchen dran M' abkürzte, um ihn von dem Vornamen Marcus M. zu unterscheiden. Da nun dieses Abkürzungshäkchen in den Quadratbuchstaben, eine kleine gerade Linie war, die ein wenig auf den folgenden Buchstaben hinabsank, z. E. M*I*, so hat man dieselbe für ein halbes V angesehen, dessen andere Hälfte verloschen wäre, und hat Mutius gelesen, welches doch niemals ein Vornamen geworden ist; zu geschweigen, daß die Geschichte und Denkmäler in Ansehung des Namens Manius, übereinstimmen.

Der andere Irrthum wegen der drey Namen, kömmt von ihrer verschiedenen Stellung her. Ungeachtet es gewöhnlich war, erst den Vornamen, dann den Namen, und zuletzt den Zunamen zu setzen, so hat man doch auch zuweilen den Namen vor den Vornamen, und manchmal auch den Zunamen vor die zween andern geschrieben. Um sich nun bey diesen Versetzungen nicht zu irren, muß man bemerken:

1. Daß alle Familiennamen sich auf ius endigten. Man könnte hiervon zwar **Pompeus** und **Peducäus** ausnehmen, allein es ist sehr wahrscheinlich, daß auch diese zween Namen anfänglich mit einem **i** geschrieben worden, und man **Pompeius** ausgesprochen.

2. Giebt es zwar Vornamen, die sich mit ius endigen, allein ihre Anzahl ist so klein, daß man sie gar leicht erkennen kann. Die Römer hatten, wie **Varro** sagt, nur 30 Vornamen, und von diesen 30 giebt es nur 8, die sich wie die Geschlechtsnamen endigen, nämlich, **Appius**, **Cajus**, **Lucius**, **Manius**, **Numerius**, **Publius**, **Servius**, **Tiberius** und **Metius**. Alle Namen also, die nicht von dieser

ser Zahl sind, und sich nicht auf ein ius endigen, sind gewiß Zunamen.

3. Gab es auch Zunamen, die sich mit ius endigten, und was noch mehr ist, so übertrifft ihre Zahl die Zahl der Geschlechtsnamen. Man hat kein gewisses Merkmaal, woran man sie erkennen kann, und wenn sie versetzt sind; so kann man sie, ohne eine große Kenntniß der römischen Geschlechter, schwerlich erkennen.

Die dritte Schwierigkeit rühret daher, daß die Römer zuweilen zween Geschlechtsnamen, oder zum mindesten den Namen eines Geschlechts und den erblichen Zunamen eines andern hatten. Dieser Gebrauch galt in dreyerley Fällen. 1. Wenn ein Bürger aus einem Geschlechte durch Aufnehmung an Kindesstatt, in ein anderes trat. 2. Wenn ein Sklave von seinem Herrn frey gelassen ward; und 3. wenn ein Fremder durch den Beystand irgend eines Bürgers das römische Bürgerrecht erhielt.

Im ersten Falle, nahm derjenige, der als Kind aufgenommen worden war, den Namen, ja auch wohl den Vornamen und Zunamen derjenigen Familie an, in die er trat; aber, um doch auch etwas von seinem Ursprunge zu behalten, so fügte er den Namen desjenigen Geschlechts, welches ihn aufgenommen hatte, den Namen des Geschlechts bey, aus welchem er entsprossen war, oder doch einen von den Zunamen, die zur Unterscheidung der abstammenden Zweige dieneten: denn es war bald so, bald anders gebräuchlich. Einige begnügten sich damit, daß sie ihrem neuen Namen, den Namen ihres ersten Geschlechts beyfügten und ihm das Ansehen eines Zunamens gaben. Augustus z. E. der vor seiner Aufnahme an Kindesstatt C. Octavius hieß, ließ sich C. Julius Cäsar Octavianus nennen. Andere wollten den Namen ihres Geschlechts ohne alle Veränderung beybehalten. Z. E. C. Cäcilius, welchen Plinius Secundus an Kindesstatt aufnahm, nannte sich seitdem C. Plinius Cäcilius Secundus und nicht C. Plinius Secundus Cäcilianus. Andere endlich behielten von ihrem ersten Geschlechte

schlechte nur den Zunamen des Astes, aus welchem sie abstammten. Wie z. E. P. Cornelius Scipio, den Q. Cäcilius Metellus Pius an Kindesstatt aufgenommen hatte, sich Q. Metellus Scipio nannte.

In dem Falle der Freylassung, hatten die Sklaven, welche, außer ihrer allgemeinen Benennung, die aus den Namen ihrer Herren gezogen war, z. E. Lucipores, Marcipores, Quintipores, noch eine Art von Zunamen, die dazu diente, daß sie sich von einander unterschieden; diesen Zunamen nun behielten sie bey, und setzten ihn zu dem Namen und Vornamen ihrer Herren. So ward Andronicus der Dichter, welchen M. Livius Salinator freygelassen hatte, M. Livius Andronicus genannt. Waren sie aber auf jemandes Fürbitte losgelassen, so setzten sie zuweilen dem Geschlechtsnamen ihrer Herren, noch den Vornamen desjenigen bey, der ihnen die Freyheit erbethen hatte. So machte es M. Pomponius Dionysius, ein Freygelassener des Atticus, von welchem in Ciceros Briefen an den Atticus geredet wird (*Lib. 4 epist. 6*).

Wenn endlich ein Fremdling römischer Bürger ward, so hielt er es für seine Pflicht, den Vornamen und den Namen desjenigen anzunehmen, der ihm diese Wohlthat zuwege gebracht hatte. So nahm Demetrius Megas, von welchem Cicero redet, den Namen und Zunamen des Dolabella an und nennte sich P. Cornelius.

Man muß bemerken, daß im ersten Falle, diejenigen, die an Kindesstatt aufgenommen waren, den Stand desjenigen erhielten, der sie aufnahm, und daß sie also Patricier wurden, wenn sie in ein patricisches Geschlecht aufgenommen wurden; in den zween andern Fällen aber, blieben die Freygelassenen, oder die als Bürger aufgenommen wurden, allezeit Plebeier.

Dieß ist nun das merkwürdigste bey dem verschiedenen Gebrauche, den die Römer von diesen dreyerley Namen hatten. Sie hatten aber auch noch verschiedene andere Benennun-

nennungen, um ihre Geschlechter und Personen noch deutlicher anzumerken.

1. Fügten sie ihren Namen, den Namen ihres Vaters, Großvaters, ja wohl auch ihres Aeltervaters bey, und zuweilen setzten sie den Zunamen des Vaters, anstatt des eigenen Namens, insonderheit wenn dieser Zuname rühmlich war, z. E. Quintus Fabius Maximi F. T. Quinctius Capitolini.

2. Die Römer bezeichneten sich durch ihre Aemter, Würden und andere Titel, wodurch sie sich unterscheiden konnten. Wenn nun diese Namen der Würden ganz ausgeschrieben sind, so hat es gar keine Schwierigkeit; allein wenn man sie abgekürzet findet, so kann man nur aus der Uebung draus klug werden.

3. Bezeichneten sich auch die Römer mit den Namen ihrer Zünfte. Diese Namen waren nun alle weibliches Geschlechts, und die Römer setzten sie oftmals zwischen ihren eigenen Namen und den Zunamen; wie z. E. *Serg. Sulpicius* Lemonia *Rufus*. Weil man sie aber für Weibernamen, oder wenn sie abgekürzet waren, für Zunamen hätte halten können, so unterschieden die Römer sie entweder durch die verschiedene Größe der Buchstaben, oder durch deren verschiedene Gestalt. Doch haben sie diese Regel nicht allezeit in acht genommen, und heute zu Tage vernachlässigen die Buchhändler solches im Drucke auch sehr. Das beste also was man thun kann, damit man sich nicht betriege, ist, daß man ein Verzeichniß, dieser Zünfte hersetze.

Livius lehret uns, daß von denen drey Zünften, die **Romulus** eingeführet hatte, und die man **Ramnenses, Tatienses** und **Luceres** nannte, **Servius Tullius** vier gemachet, denen er die Namen der 4 Hauptquartiere in Rom gegeben; nämlich **Suburana, Esquilina, Collatina** und **Palatina**. **Dionysius von Halikarnaß** schreibt demselben **Servius Tullius** die Einrichtung der ersten Landzünfte zu. Das sind ohne Zweifel die acht Zünfte,

welche

welche **Romilia**, **Crustumina**, **Lemonia**, **Pupinia**, **Veientina**, **Galeria**, **Pollia** und **Voltinia**, hießen: denn die neun andern, welche die Zahl 21 voll machen, und nach dem **Livius** im 259 Jahre Roms voll gemacht wurden, führen den Namen derer Consuln oder Decemvire, die dieselben aufrichteten: **Claudia**, **Aemilia**, **Cornelia**, **Fabia**, **Horatia**, **Menenia**, **Papiria**, **Sergia** und **Veturia**. Nach diesem führte man noch vier andere für die neuen Bürger, und zwar im 337 Jahre ein; **Stellatina**, **Tromentina**, **Sabatina**, und **Arniensis**. Im 397 Jahre noch zwo andere, **Promptina** und **Poblitia**. Zwo im 423 Jahre, **Mäcia** und **Scaptia**. Zwo im 436 Jahre, **Ufentina** und **Falerina**. Zwo im 453 Jahre, **Aniensis** und **Terentina**. Und endlich im 510 Jahre die zwo letzten, **Velina** und **Quirina**.

In dem ersten Bande der **Nachrichten** wird man eine besondere Abhandlung von den römischen Zünften finden.

* *

XXIV.

Herrn Vaillants Abhandlung von den Wörtern Plebs und Patricius.

Die Erklärung des Wortes Plebs, welche **Aulus Gellius** nach dem **Capito** anführet, hat den Gelehrten schon viel zu schaffen gemacht. **Justus Lipsius** ist einer von denen gewesen, die selbige als falsch, oder doch als sehr dunkel verworfen haben. Die Erklärung lautet so: *Plebs* vero dicitur in qua Gentes ciuium *Patriciae* non insunt, und folget, schreibt **Lipsius** davon an einen seiner Freunde: Obscurum mihi, imo Falsum. Omnesne

in *Plebe*, qui non ſunt *Patricii!* Vniuerſi ergo Equites et plerique e ſenatu *Plebs* ſunt.

Herr Vaillant will in einer Abhandlung, die er im 1704 Jahre in der Akademie vorgeleſen, behaupten, daß des Capito Erklärung wahr und ſehr richtig ſey, und daß ſich folglich Juſtus Lipſius in ſeinem Urtheile, was er davon fället, betrogen. Die Erklärung dieſer Frage kömmt auf die Kenntniß der Eintheilungen an, welche man unter dem römiſchen Volke machte. Selbiges nun ward vom Romulus in 3 Claſſen getheilet, in Senatoren, Ritter und in das römiſche Volk. Romulus ſelbſt erwählte den Senat, und die Ritter, und ſonderte das Volk von ihnen ab. Alle Einwohner der Stadt, die nicht in dem Orden der Senatoren, oder Ritter begriffen waren, die nannte man Plebs. Des Capito Erklärung nun, kann dieſer erſten Eintheilung des römiſchen Volks nicht zukommen, nach welcher dasjenige, was Plebs genennt wird, weder Rath noch Ritterſchaft iſt; ſondern ſie kömmt dem Unterſchiede zu, welchen man nach der Zeit, zwiſchen den patriciſchen und plebeiſchen Römern machte.

Diejenigen nannte man Patricier, welche von den hundert Vätern oder Senatoren abſtammeten, aus denen Romulus den Senat machte, oder auch noch von denen, welche die Könige, ſeine Nachfolger noch hinzugeſetzt hatten. Plebeier hieß man alle die, welche von dieſen erſten Senatoren nicht abſtammeten. Ein Plebeier konnte zwar durch die Wahl der Cenſoren, auch Senator werden; allein er hörte darum nicht auf ein Plebeier zu ſeyn; weil er nicht von jenen alten Rathsherren abſtammete. So konnte auch ein Patricier, wenn er nicht Geld genug hatte, daß er Rathsherr werden konnte, von den Cenſoren wohl in die Claſſe der Ritterſchaft aufgenommen werden, und hörte deswegen doch nicht auf ein Patricier zu ſeyn, weil er aus einem patriciſchen Geſchlechte abſtammete. Endlich war ein Patricier, der weder ein Ritter noch ein Rathsherr war, nothwen-

nothwendig in der Classe des Volks, ohne dennoch ein Plebeius zu seyn; so daß ein römischer Einwohner, zu gleicher Zeit Patricius und unter dem Volke, Patricius und Senator, oder auch alles zugleich Patricius, Senator und Ritter, oder Plebeius und im Volke u. s. w. seyn konnte.

Wenn also Capito sagt: Plebs vero dicitur in qua Gentes ciuium Patriciae non insunt, so hat er sagen wollen, daß diejenigen, die keine Patricier sind, nothwendig Plebeier sind, weil es in Rom keinen Bürger gegeben, der nicht entweder ein Patricier oder Plebeier gewesen. Wenn nun Lipsius vorgiebt, es folge aus Capitons Erklärung, daß alle römische Ritter Plebs gewesen, so giebt er nicht acht, daß es viele römische Ritter gegeben, die Patricier gewesen, weil es viele Patricier gegeben, die nicht 800000 Sesterzen im Vermögen hatten, welches sie nothwendig haben mußten, um in den Orden der Senatoren zu kommen; und es ist keinesweges ungereimt, wenn man saget, daß es verschiedene Senatoren gegeben, welche Plebeier gewesen.

Ursprünglich bestand der römische Adel ganz allein aus den Patriciern; allein in der folgenden Zeit wurden die Plebeier, welche man zu den großen Bedienungen der Republick erwählete, zu gleicher Zeit adlich und hatten das Recht, die Bilder und Bildseulen ihrer Vorältern zu haben. Diese großen Bedienungen nun waren, das Consulat, die Prätur, das Bauherrnamt, und die andern, welche ihnen das Recht ertheileten auf Räderstühlen zu sitzen. Diejenigen, welche eine von diesen großen Würden besessen hatten, erhielten das Bildseulenrecht, ius imaginum, und dieselben nannte man nouos, das heißt, neue Edelleute; dahingegen diejenigen, welche die Bilder ihrer Ahnen hatten, Nobiles hießen. Diejenigen endlich, welche weder von ihren Ahnen noch von sich selbst welche hatten, das waren gemeine Leute, oder was wir anjetzt unter dem Pöbel verstehen.

* *

XXV.

Herrn Moreau von Mautours Untersuchung des Worts Sportula.

Herr **Moreau de Mautour** hat im 1708 Jahre den Ursprung und die verschiedenen Bedeutungen, des Wortes Sportula untersuchet.

Dieß Wort ist sonder Zweifel die Verkleinerung des Wortes Sporta, allein es würde schwer seyn, dessen wahre Wortableitung auszufinden. Einige leiten es von asportare ab. Andere von spartum, welches eine Art eines gemeinen Gesträuches ist, und insonderheit in Spanien, allwo man es Espuerta nennet. Andere wollen, daß man von dem griechischen Worte σπυρὶς, σπυρίδα, Sporta, quasi Sporida, gemacht, indem man das δ in ein t verwandelt, so wie man aus ἔνδον, intus gemacht hat. Andere endlich leiten das Wort Sportula im Griechischen σπυρίδιον von πυρὸς her, triticum, um ein gewisses Maaß von Korn anzudeuten. Dem sey wie ihm wolle, so haben Sporta und Sportula ursprünglich in der lateinischen Sprache einen **Korb** bedeutet, der von Binsen, Rohr oder Weidenzweigen geflochten und gewunden gewesen. **Plautus, Varro, Salustius** u. a. m. biethen viele Beyspiele dieser Bedeutung dar.

Hernach hat man es so weit erstreckt, daß es alle Gefäße oder Maaße bedeutet hat, die geschickt waren Brod, Fleisch und die andern Eßwaaren zu fassen, die man in gewissen Gelegenheiten austheilete. Da es nun bey den Großen in Rom gebräuchlich ward, ihren Clienten und denen,

die

ie sich um ihre Gunst bewarben, gewisse Portiones zur Nahrung reichen zu lassen, so wurden diese Portiones, die man in Körbe that, durch eine Metonymie Sportulae genannt.

Hernach brauchte man dieß Wort auch eine Art eines öffentlichen Gastmahls anzudeuten, welches von denen unterschieden war, die man coenas rectas nennte, welches Mahlzeiten waren, die auf Befehl gegeben wurden, und wozu nur auserlesene Leute gelassen wurden. Dergleichen waren die Mahlzeiten, welche **Augustus** gegeben, wie **Sueton** beschreibt: Conuiuabatur et assidue, nec vnquam nisi recta, non sine magno ordinum hominumque delectu. **Casaubonus** erkläret dieses Wort recta durch ἐντελὲς δεῖπνον, und setzet ihm die Mahlzeit entgegen, die man Sportula oder δεῖπνον ἀπὸ σπυρίδος nannte, wozu man alles Volk sonder Unterschied einlud, und wo ein jeder sein bestimmtes Theil in einem Korbe empfieng.

Die Austheilungen, welche von Privatleuten ihren Clienten gereichet wurden, bestanden bald in Gelde, bald in Fleische, und hießen allemal Sportulae. Endlich hat man das Wort Sportula ohne Unterschied zu allen Arten von Geschenken und Austheilungen gebraucht, sie mochten beschaffen seyn wie sie wollten.

* *

XXVI.

Des Abts Vertot

Abhandlung, von der Bedeutung des Wortes Regnum, bey einigen Geschichtschreibern des verfallenden römischen Reichs, insonderheit bey denen, die von dem französischen Reiche geschrieben haben.

Es ist gewiß, daß einige Geschichtschreiber des verfallenden Reiches, insonderheit diejenigen, die von Frankreich geschrieben haben, durch das Wort Regnum oft nichts anders sagen wollen, als eine **Krone**. Allein es kömmt darauf an, daß man entscheide, ob nur bloß von diesem Zierrathe, als von einem Kleinode die Rede sey; oder ob der Begriff und die Wirklichkeit einer Oberherrschaft damit verknüpfet ist, und ob derjenige, der diese Krone schicket, durch dieß Geschenk stillschweigend die Unabhänglichkeit desjenigen zuzugeben scheint, dem er es schickt; und endlich, ob eine Krone schicken, eine Huldigung und ein Unterpfand eines Untersassen an den Landesherrn sey, oder ob es ein Geschenk eines unumschränkten Herrn an einen andern, ist.

Eine Stelle im **Fredegarius**, eine andere im Bücheraufseher **Anastasius**, und noch eine dritte im **Hincmar**, Erzbischofe zu **Reims**, haben diesen Zweifel veranlasset, über welchen der Abt **Vertot** die Akademie im 1709 Jahre zu Rathe gezogen.

Wenn Fredegar von dem bürgerlichen Kriege redet, welchen Reinfried und Carl Martel in Frankreich wegen

es Amtes eines Schloßmeisters (Maire du Palais) erreget atten, so sagt er, nachdem Reinfried, welcher Chilperich den II. gefangen hatte, eine Schlacht verloren, so hätten dieser Staatsbediente und der Prinz, den er als das einzige Unterpfand seines Glücks in Verwahrung behielt, ihre Zuflucht zum Eudes Herzoge von Aquitanien genommen, und um denselben auf ihre Seite zu ziehen und ihn zu verbinden, daß er sich wider den Carl Martel erklären möchte, so hätten sie ihm Geschenke und eine Krone geschickt: *Chilpericus* itaque et *Ragaufredus* Legationem ad *Eudonem* Ducem dirigunt, auxilium postulantes, rogant, Regnum et munera tradunt.

Soll dieses Regnum, oder diese Krone hier nur als ein sehr kostbarer Zierrath angesehen werden? oder war es ein stillschweigendes Geständniß von des Eudes Oberherrschaft? ja vieleicht gar ein Zeichen von Chilperichs Huldigung, die er, als der seiner Staaten beraubet war, leistete, um seinen Schutz zu erlangen?

Der Pater le Cointe will in seinen *Annalib. Ecclesiasticis*, daß dieses Regnum, welches Chilperich dem Eudes zugeschickt, nur ein kostbares Geschenk und eine nackte Krone gewesen, wenn man so reden darf, und keinesweges eine Zurechnung irgend einer Oberherrschaft.

Er gründet sich hierbey darauf, daß die meisten unserer Geschichtschreiber, dem Eudes, vor und nach dieser Begebenheit, nur den bloßen Titel eines Herzogs von Aquitanien geben, und daß sie nur von den köstlichen Geschenken des Chilperichs reden, ohne dieser Krone zu gedenken.

Der Annalist von Metz erkläret sich von dieser Sache so: *Chilpericus* et *Ragenfredus* Legationem ad *Eudonem* Ducem *Aquitaniae* dirigunt, eiusque auxilium postulant; et vt *Carolo* cum eis resisteret, magnis muneribus inuitabant.

Die alte Chronick unserer Könige, sagt: *Childericus* et *Ragaufredus* contra *Carolum*, *Eudonem* Ducem *Aquitanum* expetunt in auxilium.

Veimar von Chabannes schreibt: *Chilpericus* itaque et *Ragenfredus Eudonem* Ducem *Aquitaniae* expetunt in auxilium, et munera multa ei tribuunt.

Der Verfasser der Thaten der Könige von Frankreich, schreibt: *Chilpericus* et *Ragenfredus Eudonem* Ducem expetunt in auxilium.

Ueberdieß so nennen alle französische und spanische Geschichtschreiber, den Eudes nicht anders als Herzog. Von diesem Regno, oder von der Krone, haben ihrer wenige geredet, und noch wenigere haben sie für ein Sinnbild der Oberherrschaft gehalten. Diesem muß man noch hinzufügen, daß dergleichen Kronen unter den ersten französischen Königen, wenig im Gebrauche gewesen, als die sich nur eines bloßen Gewebes in Gestalt eines Stirnbandes bedient haben, und man weis, daß Pipin der erste gewesen, welcher sich vom heil. Bonifaz, dem päbstlichen Legaten, krönen lassen.

Herr Valesius hingegen behauptet, daß die Zugestehung der Oberherrschaft mit dieser Krone verknüpft gewesen, und daß Reinfried den Eudes nicht anders als durch einen so großen Bewegungsgrund auf Chilperichs Seite ziehen wollen. Inuenio, sagt er, (*Rerum Francicar. Lib. 23. l. 3 p. 434*) in Appendice Chronici *Fredegarii* a *Chilperico* et *Ragenfredo* per Legatos Regnum cum muneribus *Eudoni* Aquitanorum Duci traditum esse; quo nomine indicari puto Coronam *Eudoni* missam atque delatam, aut potius, (nam ne Regibus quidem nostris tum in vsu Corona erat) permissum esse ei, vt suo summoque iure ac Regia potestate in Aquitania dominaretur, Prouincia Regiae Ditioni exempta.

Ferner muß man bedenken, daß es in diesem bürgerlichen Kriege, nicht allein darauf ankam, wer das Amt eines Maire des Schlosses, als wer die Krone des Königreichs

nigreichs **Neustrien** haben sollte. **Carl Martel**, dem die unverbrüchliche Ergebenheit der alten Franzosen gegen das Blut des **Clodovåus** bekannt war, und wohl sahe, daß sein Mitwerber **Reinfried**, sich der Person **Chilperichs** des II. bemächtiget hatte, setzte seinerseits einen jungen Prinzen auf den Thron, den einige zu einem Sohne **Thierry** des III. und andere **Clodovåi** des II. machen, und bediente sich seines Namens um die Franzosen auf seine Seite zu lenken, und **Chilperichs** Partey zu Schanden zu machen. Es ist also kein Wunder, daß dieser Prinz, der in **Cambresis** eine groſse Schlacht verloren hatte und gar nicht im Stande war, einem so mächtigen und furchtbaren Feinde als **Carl Martel** war, zu widerstehen, sich erbothen hätte, den **Eudes** für einen unumschränkten Oberherrn zu erkennen; damit er nur Lust bekäme, sich mit ihm gegen einen jungen, tapfern, glücklichen und kühnen Helden zu vereinigen, der ganz **Austrasien** in seiner Gewalt hatte, der vor kurzer Zeit **Neustrien** verheeret, und selbst **Aquitanien** bedrohete, wofern man sich seinen siegreichen Waffen nicht bey Zeiten widersetzte.

Die Chronick des **h. Maxentius** bringt mit sich, daß dieser **Eudes**, Herzog oder Statthalter von **Aquitanien**, sich aus eigener Macht zum unumschränkten Beherrscher aufgeworfen hätte: Eodem anno 731. *Carolus* perrexit *Wasconiam* contra *Eudonem* Principem, qui Tyrannidem assumpserat.

Rheginо, bemerket in seiner Geschichte unter dem 735sten Jahre, wenn er von dem Kriege redet, den **Carl Martel** mit dem **Eudes** geführet, daß er ihm das Königreich und das Leben genommen: *Carolus* autem anno Vigesimo Regni sui iterum cum valida manu *Vasconiam* ingressus est, et *Eudonem* Regno simul et Vita priuauit.

Da ist nun das Reich des **Eudes** fest gegründet: Regno et Vita priuauit. Allein zu allem Unglücke legt der Verfasser dem **Carl** eben denselben königl. Titel bey: Anno Vigesimo *Regni sui*, und gleichwohl ist es ausgemacht,

daß Carl die königliche Würde nicht angenommen, und daß er Frankreich nicht anders als Fürst der Franken, Maior Domus, und Verweser des Königreichs, regieret hat; allezeit aber im Namen und unter dem scheinbaren Titel irgend eines Prinzen aus dem merovingischen Stamme, dessen er sich als eines Schattens der königl. Würde bedienete.

Catel führet in seinem Buche, welches den Titel hat, Nachrichten von der languedockischen Geschichte, eine Aufschrift an, die den Eudes König nennt, und die er in der Chronick der Päbste und in Niclas des III. Leben gefunden haben will, welches der Bruder Bernhard Guido aufgesetzt hat, der ausdrücklich sagt, er habe einen Befehl oder eine Nachricht gesehen und gelesen, welche man zu St. Maximin in dem Grabe der h. Magdalene gefunden, und deren Inhalt dieser ist: Anno natiuitatis Domini Septingentesimo decimo, sexto die mensis Decembris, in nocte secretissime, Regnante *Odoiino* piissimo Rege Francorum, tempore vastationis Gentis perfidae Sarracenorum, translatum fuit corpus hoc Beatissimae ac Venerandae Beatae *Mariae Magdalenae* de Sepulcro Alabastri in hoc Marmoreo, timore dictae Gentis perfidae.

Aus diesen Zeugnissen und insonderheit aus des Herrn Valesius seinem, welches in unserer Geschichte ein so grosses Gewicht hat, scheint nun zu erhellen, daß das Wort Regnum mit dem Namen der Krone auch die Zugestehung der Oberherrschaft verknüpfe. Allein, wenn diese Meynung den Vorzug haben soll, wie wird man denn Fredegars Stelle, mit demjenigen zusammen reimen können, was Anastasius der Bücheraufseher und Hincmar nach ihm, von einem gleichen Regno oder einer Krone berichten, die Clodovåus, wie diese Geschichtschreiber melden, dem Pabste Horsmid, nach der Niederlage der Westgothen und der Eroberung von Languedoc geschickt haben soll?

Eodem tempore, sagt Anastasius, venit Regnum cum gemmis pretiosis a Rege Francorum *Clodouaeo* Christiano

stiano donum Beato Petro Apostolo; und Hincmar im Leben des H. Remigius: *Clodowichus* Rex glorioſus Coronam auream cum Gemmis, quae Regnum appellari ſolet, Beato Petro, Sancto *Remigio* ſuggerente, direxit.

Ganz gewiß hatte St. Peter, oder die Päbſte ſeine Statthalter, damals keine Herrſchaft die ihnen ein Recht gab, zeitliche Kronen zu tragen, und man kann nicht ſagen, geſetzt auch daß Clodovåus dieſe Krone wirklich dem Pabſte zugeſchickt, daß er durch dieſes Geſchenk die ſeinige und ſeine Siege von ihm zu Lehne genommen, welche unſere Könige allezeit nur Gott und ihrem Schwerte verdanket.

Soll denn das Wort Regnum, oder Krone, in Fredegars Stelle den Begriff der Oberherrſchaft mit ſich führen, und ſoll hergegen im Anaſtaſius und Hincmar eben daſſelbe Regnum nur für ein Kleinod und für ein freundſchaftliches Geſchenk gelten?

Es giebt gleichwohl verſchiedene Schriftſteller, die Herr dû Cange anführet, welche von der Sache ernſtlicher reden, und wollen, daß dieſe Krone ein Zeichen der kaiſerlichen Würde geweſen ſey, und daß ſich die Päbſte derſelben und ihres Biſchofshuts, bedienet haben, um beyderley Gewalt anzuzeigen. Einige treiben es gar bis auf eine völlige Herrſchaft über den ganzen Occident, die ſich auf Conſtantins Schenkung beziehen ſoll, die er dem Pabſte Silveſter gethan, welchem er, indem er Rom verlaſſen, wie dieſe Schriftſteller vorgeben, alle Königreiche von Europa, die das römiſche Reich erkannten, geſchenkt haben ſoll: Romanus Pontifex, ſagt Durand, in ſignum Imperii vtitur Regno, id eſt, Corona Imperiali; et in ſignum Pontificii vtitur Mitra; ſed Mitra vtitur ſemper et vbique, Regno vero non ſemper; nam eo non vtitur, niſi certis diebus et locis, nunquam intra Eccleſiam, ſed extra. *Lib. 3. ration. c. 13. n.* 8.

Das

Das römiſche Ceremoniel im 1 Buche: Tiaram quod Regnum appellant, et triplici Corona ornatam Pontifices capiti imponunt. Eſt praeterea Tiara triplici Corona ornata, quod Regnum appellatur, per quam ſignificatur Sacerdotalis et Imperialis ſumma dignitas atque poteſtas. Hac Tiara vtitur Pontifex in maximis ſolemnitatibus, eundo ad Eccleſiam et redeundo; ſed nunquam illa vtitur in Diuinis. *Lib. 3.*

Es iſt hier nicht nöthig **Conſtantins** Schenkung zu unterſuchen, noch zu zeigen, daß der im 511ten Jahre verſtorbene **Clodovåus** dieſes Regnum dem Pabſte **Horsmid** nicht ſchicken können, der nicht eher auf den päbſtlichen Stuhl gekommen als gegen das 515te Jahr. Es kömmt hier nur darauf an, daß man die Bedeutung des Worts Regnum in dieſen und einigen ähnlichen Stellen, bemerke.

Die Meynungen ſind hierinnen nicht getheilet geweſen. Es iſt offenbar, daß in einigen Geſchichtſchreibern das Wort Regnum noch ſeine alte Bedeutung, **Reich, Unabhänglichkeit, Oberherrſchaft**, behält. Und daß in andern, dieſes Wort, in einer beſondern Abſicht, nur ein ſehr koſtbares Geſchenk, bedeute, welches Perſonen von einem gewiſſen Stande einander ſchickten und gemeiniglich in reichen Kronen beſtand.

Wer nun dergleichen Zeugniſſe anführen will, der muß die ſeinem Schriftſteller gewöhnliche Art zu reden fleißig unterſuchen, ſowohl was die Zeit betrifft, in welcher er geſchrieben, als die Sache von der er handelt. Er muß das vorhergehende und nachfolgende erforſchen, um hernach, im Abſehen auf andere hiſtoriſche bekannte Wahrheiten, den natürlichen Verſtand gewiſſer Wörter entſcheiden zu können, die von der Unwiſſenheit oder dem Misbrauche, ſehr weit von ihrer alten und wahren Bedeutung abgeführet worden ſind.

XXVII.

Des Abts Fraguier Erklärung des platonischen Urtheils von der Dichtkunst.

Einige Zeit darauf als der Abt **Massieu** seine **Vertheidigung der Dichtkunst** abgelesen hatte, welche in dem 2 **Bande der Nachrichten** dieser **Akademie** zu finden ist, und in welcher er anzugeben scheint, **Plato** habe aus seiner Republick durchaus alle Poesie verbannen wollen; so unternahm der Abt **Fraguier** (von welchem in eben dem 2 **Bande** eine Abhandlung steht, wozu **Plato** die Dichter brauchet) **Platons** wahre Meynung von dieser Sache genauer zu untersuchen. Er behauptet, daß dieser Weltweise nicht, wie man gemeiniglich glaubt, ein Feind der ganzen Dichtkunst überhaupt gewesen; sondern daß er nur den rechten Gebrauch dieser Art der Nachahmung festsetzen wollen; so wie er diejenige Art von Nachahmung bestimmet hat, die aus der Tonkunst und dem Tanzen entsteht. **Plato** hat auf nichts gedacht, als wie er die Menschen vollkommener machen möchte, und hat kein Mittel verworfen, was dazu dienlich seyn kann. Da nun die Nachahmung des Guten, welches diese Vollkommenheit vermehret, eins der besten Mittel ist: so war **Plato** gar nicht gesonnen, das Gute zu verwerfen, welches aus der Dichtkunst entsteht. Wenn man daher glaubt, er habe sie ganz und gar verworfen, so behauptet man, nach des Herrn **Fraguier** Meynung, daß man eine so schöne Geschicklichkeit nicht anders, als auf eine verderbliche Weise gebrauchen könne; daran aber hat **Plato** niemals gedacht. Er kennet zwar etwas das noch viel besser ist, als die Dichtkunst, sich allein an die Nachahmung zu halten:

nämlich

nämlich wenn man selbst etwas thut, das nachahmenswürdig ist: allein er schließt auch nichts von der Nachahmung aus, als das, was ihm böse vorkömmt. Insonderheit hat er sich bemüht den Misbrauch der Dichtkunst und Redekunst zu zeigen; weil diejenigen, welche entweder Dichter oder Redner waren, ihre Gaben insgemein sehr übel anwendeten und sich gleichwohl einbildeten, sie wären über alles erhaben; da sie doch nicht bedachten, daß dasjenige, welches die Menschen wirklich über alles erhebt, nichts anders seyn kann, als die Tugend, deren Anführung der größten natürlichen Geschicklichkeit erst den rechten Werth ertheilet; welche Geschicklichkeit an und für sich selbst, weder Lob noch Tadel verdienet, und dennoch eines oder des andern würdig wird, nachdem man sie gut oder schlecht anwendet.

Man kann hieraus urtheilen, daß der Herr **Fraguier**, diese neue Abhandlung sowohl in der Absicht unternommen, **Platons** Unwillen gegen die Dichtkunst, zu vertheidigen, als auch ihn mit den Dichtern auszusöhnen. Um nun zu beweisen, daß **Plato** wirklich die Dichtkunst erlaube, so setzet er folgendes fest.

1. Habe **Plato** gewollt, daß man sich zum Unterrichte der Menschen, der **Fabel** bedienen solle; ja da er selbst sich ihrer an so vielen Stellen seiner Werke bedienet, so behalte er ja dasjenige bey, was eigentlich den Grund der Dichtkunst ausmacht und das rechte Wesen davon ist.

2. Da er den Gebrauch der **Gesänge** und **Lieder** zu Ehren der Götter und Menschen vorgeschrieben: so behalte er auch das erhabenste bey, welches der wahren Schönheiten und der Begeisterung einer Seele, die voller schönen Empfindungen ist, am fähigsten ist.

3. Erlaubt er den Dichtern, von den Lastern zu reden, um deren Häßlichkeit zu zeigen, und die Guten durch das Beyspiel der Bösen, in der Tugend zu bestärken.

4. Will er nur, daß ein poetisches Werk, es sey neu oder alt, der obrigkeitlichen Untersuchung unterworfen seyn soll;

soll; damit in seinem Staate dasjenige vermieden werde, was sich täglich bey uns eräuget: daß die Gesetze von der Gottesgelahrtheit und Sittenlehre, eine Sprache reden von welcher die Sprache des Dichters gerade das Widerspiel ist.

Freylich würden, nach dieser vorgeschriebenen Prüfung, gar wenige von denen Dichtern beybehalten werden, die vor dem **Plato** gelebet haben: allein, eine gute Verfassung des Staats, könnte doch wohl den Sinn der Dichter auf die Grundsätze der Weltweisheit lenken, und machen, daß der Inhalt ihrer Arbeiten eben so nützlich wäre, als deren äußere Gestalt bewundernswerth ist.

Hierauf läßt sich Herr **Fraguier** in eine ziemlich weitläuftige Beschreibung derer Ursachen ein, die den **Plato** bewogen, die theatralische Dichtkunst ganz und gar auszuschließen. Er sagt,

1. Wenn man die Leidenschaften so erreget, als das Trauerspiel thut, so heiße das nach Platons Meynung, dieselben nur verstärken. Dieser Weltweise habe sich nicht einbilden können, daß man die Leidenschaften besänftigte, indem man sie errege. Diese Meynung wäre für den **Aristoteles** aufgehoben gewesen, dessen Erklärung dieses Puncts, so wie vieler andern, bey seinen Auslegern nicht allemal gleich ist: und nichts sey demjenigen mehr entgegen, was **Plato** im **Phädon** und im 9 und 10 Buche seiner **Republick** saget.

2. Daß die komische Nachahmung, deren Ergetzung **Plato** in dem **Philebus** verwirft, ihm, als einem freygebohrnen Menschen, unanständig vorgekommen, und sich nur für niederträchtige Sklaven zu schicken geschienen. Herr **Fraguier** bestärket alle diese Sätze mit **Platons** eigenen Worten, die er mehrentheils aus den Büchern von der **Republick** und von den **Gesetzen**, hergenommen. *Plato de Rep. Libr.* 2. 3. 5. p. 468 und 10. *de Legib.* 7. p. 800. C. 801. 802. B. 816. E. 829. E. 834. E. 835. etc. de

Legib.

Legib. 11. p. 937. D. 12. p. 947. B. *in Phileb.* p. 48. 49. etc. etc.

Hierauf berühret der Herr Abt auch noch, was die Beredsamkeit betrifft; weil Herr **Massieu** auch davon geredet hatte, und beschließt: daß **Plato** so wenig die ganze Poesie und Beredsamkeit aus seiner Republick verbannet habe, als ein Prinz darum alles Gold und Silber aus seinen Staaten verbannen würde; weil er etwa nur lauter sehr reines Silber und Gold eingeführet wissen wollte.

Hiernächst warf der Abt **Couture** die Frage auf, **welches denn nun eigentlich Platons wahre Meynung von der Dichtkunst gewesen?** Seine Absicht hierbey gieng auf eine Untersuchung, ob der Abt **Fraguier**, oder der Abt **Massieu Platons** Sinn am besten getroffen? Es kam unter ihnen auf die Frage an, ob **Plato** die ganze **Poesie** aus seiner Republick verbannet habe? und Herr **Couture** glaubt, daß er es allerdings gethan. Er gründet sich hierinn auf folgende Ursachen.

Plato schließt alle diejenigen aus, welche, weil sie von einer poetischen Begeisterung eingenommen werden, nicht mehr Meister ihrer Einbildungskraft sind, deren Feuer sie in sehr lebhafte Schilderenen und zu Nachahmungen alles dessen verleitet, was sie beschreiben sollen; in zwar bekannte, aber doch seltsame Ausdrücke von den Göttern, und in eine Sittenlehre, die eben so ungemäßigt ist, als ihre Gottesgelahrtheit unrichtig ist.

Nun steht es mit einem jeden wahren Dichter nicht anders! Diese Schlußrede, deren Theile Herr **Couture** sehr gelehrt beweiset, giebt unzählige Sachen von **Platons** Absicht, von dem Wesen eines Dichters, von der poetischen Begeisterung, u. s. w. an die Hand.

Herr **Fraguier** gab den ersten Satz zu; allein er erklärte einen gewissen Gebrauch der Begeisterung, (welcher

nichts

nichts anders ist als die Einbildungskraft, die von einem schönen Feuer regieret wird) deren Stärke bey einem Dichter, der voller tiefsinnigen und praktischen Wahrheiten ist, nichts anders hervorbringt, als die Nachahmung edler Sachen, wahre und richtige Begriffe von der Gottheit, und Sätze, die aus einer sehr weisen Sittenlehre fließen. Dergleichen nun sind z. E. die Chöre in der **Esther** und **Athalia**: der Lobgesänge in der heiligen Schrift und der Psalmen, zu geschweigen; welche noch von einer erhabneren und ganz göttlichen Art sind.

* * * * * * * * * * * * * *

XXVIII.

Des Abts Fraguier Betrachtungen über Virgils Aeneis.

Man muß sich billig wundern, daß **Homer**, in einer so großen Anzahl von Versen, nicht die mindeste Spur, von seinem Ursprunge, oder von der Geschichte seiner Zeit hinterlassen hat. Denn ungeachtet man glauben kann, daß er den ältesten Zeiten die Sitten beygeleget, an die er gewohnt war, und die Gebräuche, die er vor Augen hatte; so würde es dennoch schwer werden, da man keine Gewißheit davon hat, in dieser Sache einen Ausspruch zu thun. Er bleibt ganz und gar bey der Erzählung einer Sache stehen, die fast vierhundert Jahre vor seiner Zeit geschehen ist. Die **Ilias** enthält nur wenige Tage; die **Odyssee** fast eben so viele: und in diesen zwey Gedichten, aus denen man einen Theil desjenigen erfähret, was vor **Troja** vorgefallen ist, und einen Theil dessen, was sich seit der Einnahme dieser Stadt, bis zu des **Ulysses** Wiederkunft auf der Insel **Ithaka** begeben, findet man ferner nichts, was sich bis auf die Zeit zugetra-

gen, in welcher Homer gelebet hat. Dieser Dichter ist lediglich bey seiner Materie stehen geblieben und hat niemals in seinem eigenen Namen geredet: er hat auch gar keine vorzügliche Neigung zu irgend einem Theile von Griechenland blicken lassen, woraus man schließen könnte, er nähme mehr Theil an einer Gegend, als an der andern. Diese Unabhänglichkeit ist eine Folge derjenigen Freyheit, deren zu seiner Zeit die meisten Staaten, es sey in klein Asien, (allwo er schrieb) oder auch in Griechenland, genossen. Denn man muß sich nicht einbilden, daß er nur, um denen Prinzen zu gefallen, die in Thessalien regierten, und folglich einige Verwandtschaft mit dem Achilles haben konnten, eben diesen Achill, und keinen andern, zu seinem Helden erwählet habe.

Mit dem Virgil hergegen ist es ganz anders beschaffen, der in seiner Aeneis sich selbst ehren wollen, indem er Italien Ehre erwies, und sich die Gnade des Augustus zuzuziehen trachtete, indem er dessen Ehrgeize schmäuchelte. Aus dieser Ursache hat er sonder Zweifel in seine Aeneis alles eingeschaltet, was er nur in der italiänischen Geschichte von den ältesten Zeiten an, bis auf die Zeit, da Aeneas daselbst angekommen, schönes und merkwürdiges finden können; und die Kunst ausgefunden, auf eine sehr sinnreiche Weise alles hinein zu bringen, was man in der römischen Geschichte von des Aeneas Ankunft in Italien, bis auf die Schlacht bey Actium, die den August in den Besitz des römischen Kaiserthums setzte, merkwürdiges lesen kann.

An Homers Ehre nahm ganz Griechenland Theil; und viele Städte stritten sich um den Vorzug diesen großen Geist hervorgebracht zu haben. Virgil hat die Neigung der Menschen an mehr als einem Orte zu rühren gewußt. Das an großen Männern so fruchtbare Italien, hat ihn, für den größten Dichter angesehen, den es hervorgebracht hat; allein, außer dieser Ursache die es hat stolz zu seyn, hat es auch die Aeneis mit eben den Augen angesehen, damit es

so viele Helden ansah, die in seinem Schooße gebohren waren; und hat dieses treffliche Gedicht eben so lieben müssen, als lieb ihm seine eigene Ehre war. Vieleicht ist es eben dieß, was dem **Properz**, in Absicht auf die **Ilias**, zu folgendem Verse Anlaß gegeben:

Nescio quid maius nascitur *Iliade.*

Da es nun erlaubt ist, von einem so großen Dichter als **Virgil** war, oft zu reden, so hat der Herr **Fraguier**, welcher die Akademie schon öfters von ihm, insonderheit von der Art wie er den **Homer** nachgeahmet, unterhalten, auch geglaubt, es würde ihr nicht zuwider seyn, wenn er sie einer andern Abhandlung erinnerte, davon wir hier Nachricht geben wollen. Sie handelt von demjenigen, was **Virgil** von der alten Geschichte seit den ersten Zeiten, von denen man eine Kenntniß hat, bis auf den **Aeneas** beybehalten; und was er von dem **Aeneas** an, bis auf die Schlacht bey **Actium**, hauptsächliches hinein gerücket hat. Hier liegt unfehlbar der große Schatz seines Gedichts verborgen; und wenn er in der Art diese verschiedenen Sachen herbey zu holen, oder zu erzählen, zwar den **Homer** nicht aus dem Gesichte verloren: so hat er doch den Grund dieser Sachen, und den Anschlag, der ihm so schön gelungen ist, nämlich, seinem Vaterlande und seinem Fürsten Ehre zu machen, bloß sich selber zu danken. Auf dieser Seite ist er dem **Homer** nichts schuldig, indem ihm **Homer** hiervon kein Beyspiel gelassen. Von allem was Herr **Fraguier** deswegen anführet, wollen wir nur folgendes erwähnen, welches auch sonder Zweifel das merkwürdigste ist.

In dem 8 Buche der **Aeneis**, erzählet **Virgil**, es habe **Aeneas**, da er die **Tyber** aufgefahren, um **Evanders** Beystand zu begehren, diesen alten König und sein Hausgesinde, mit einem feyerlichen Opfer, zu Ehren des **Herkules**, beschäfftiget gefunden, als dessen Tapferkeit, das Land von den Streifereyen eines berühmten Verwüsters

sters befreyet hatte. Dieser so glücklich gewählte Augenblick, den **Aeneas** und **Evander** einzuführen, und der uns eine so edele und prächtige Sache vor Augen stellet, ist offenbar aus dem **Homer** genommen; allein was der Kenntniß der römischen Alterthümer durch diese Zusammenkunft zuwächst, das ist lediglich vom **Virgil.**

Evander wohnte nämlich gerade an demselben Orte, wo nach der Zeit **Rom** gebauet ward. Dieser Anfang von **Rom** aber war, wie der Anfang aller großen Städte, von demjenigen Prachte und Reichthume sehr weit entfernet, in welchem sich **Rom** zu **Virgils** Zeiten befand. Dieser Dichter, welcher gar wohl wußte, daß das Widerspiel einem Gedichte nicht minder Anmuth ertheilet, als einer Schilderey, sah wohl ein, daß er gewiß gefallen würde, wenn er in seinem Gedichte den Römern zeigte, aus was für einer Niedrigkeit ihre Vorväter die Stadt **Rom** zu demjenigen Grade der Herrlichkeit erhoben hätten, darinnen es damals stand. Eine solche Vergleichung beschäfftiget auch in der That sowohl die Weisen, als diejenigen, welche sich bloß durch die Pracht blenden lassen. Denn vernünftige Leute, betrachten die Armuth und Einfalt ihrer Vorältern, als die wahren Quellen der bürgerlichen und kriegerischen Tugenden, die die Hoheit eines Staates zuwege gebracht haben: die andern aber, da sie glauben, sie hätten ihre Erhöhung lediglich sich selbst zu danken, halten sich für desto größer und wichtiger, als ihre Ahnen, weil sie reicher und wollüstiger sind. Dieses hat unfehlbar den **Virgil** bewogen, in seine **Aeneis** die Beschreibung der Stadt **Rom** so anzubringen, wie sie zu **Evanders** Zeiten gewesen.

Virgil erzählt also, daß den Morgen, nach dem dem **Herkules** zu Ehren angestellten Opfer, **Aeneas** von selbsten Gelegenheit gefunden, **Evandern** auf das Gespräch von den Inwohnern und Gebräuchen des Landes zu bringen, wo er sich aufhielt. Dieser König nun, der so hoch anfängt als er nur kann, erzählet ihm die alte Geschichte des römischen

Ge-

Gebiethes, und den Zustand darinnen diese Gegend gewesen, seitdem er aus **Arkadien** gekommen, um die Ländereyen längst dem Ufer der **Tyber** zu bewohnen. Diese Wälder, sagt er, waren ehemals von **Nymphen** und **Faunen** bewohnet, die ihren Ursprung keinem andern Lande zu danken hatten; die Menschen waren plump und grob, wie die Bäume der Wälder daraus sie entsprungen waren. Sie waren von allen artigen Sitten so weit entfernet, daß sie auch nicht einmal die Ochsen vor einen Pflug zu spannen, noch von demjenigen zu leben wußten, was sie doch hätten einerndten können. **Saturnus**, den sein Vater aus dem Himmel gejaget hatte, flüchtete nach **Italien**, und das war ein Glück für dieses Volk. Er versammelte die Menschen, welche zuvor auf den Bergen zerstreuet umher irreten, und gründete, durch Beyhülfe der Gesetze, die er ihnen gab, diejenige glückselige Zeit, welche von den Dichtern das **goldene Weltalter** genennet wird. So regierte nun **Saturnus** die Menschen in der Ruhe und in einem vollkommenen Frieden. Seine Flucht und seine Rettung dahin, gaben diesem Lande den Namen **Latium**: allein die Wuth des Krieges und der Geiz, änderten endlich eine so glückselige Verfassung. Das Volk aus **Ausonien** und die Einwohner von **Sicilien**, bemächtigten sich einiger Oerter des Landes, und verursachten, daß selbiges seinen Namen mehr als einmal veränderte. Das Volk ward endlich Königen unterworfen, unter welchen derjenige, den man **Tybris** nennet, seinen Namen dem Flusse gab, der ehedem **Albula** genannt ward. Hierauf erzählet **Evander**, wie das Verhängniß ihn nach Italien geführet, und welches diejenigen Denkmäler wären, an welchen die ganze Nachkommenschaft sich seiner Ankunft daselbst erinnern würde.

Nachdem er nun dem **Aeneas** einige besondere Oerter gezeiget, so führte er ihn, sagt **Virgil**, auf den Ort, wo anjetzt das **Capitol** steht, und welcher damals noch voller Wurzeln und Sträucher war. Ein gottsfürchtiges

Schrecken, sagt er, nahm sogleich diese Männer bey dem Anblicke dieses Ortes ein; der Fels selbst und das Holz mit welchem er bewachsen war, erweckte ein heiliges Schaudern. Dieser Wald, sagte **Evander**, und dieser Hügel auf welchem die Bäume einen so dichten Schatten machen, die werden von einem Gotte bewohnet. Man weis nicht was für ein Gott es sey: die **Arkadier** glauben, daß sie oftmals den **Jupiter** selbst da gesehen, wenn er mit der Rechten den Donnerkeil bewegt, und in den Lüften ein Donnerwetter erregt. Bemerke nur, sagt **Evander** zum **Aeneas**, die Trümmern von zwey alten Schlössern, deren eines, welches **Janus** gebauet, **Janiculum**, das andere, welches **Saturnus** bauen lassen, **Saturnia** genennet worden.

In diesem Gespräche, sagt **Virgil**, wären **Evander** und **Aeneas** zu **Evanders** Hause gekommen, und hätten das Brüllen der Ochsen gehöret, welche an demselben Orte geweidet, wo nachdem der berühmte römische Markt geworden. Indem nun **Evander** nach Hause kam, sagte er zum **Aeneas**: **Herkules** der Ueberwinder so vieler Feinde, hat dennoch dieses Haus nicht verschmähet und keinen andern Pallast bezogen; verachte daher auch du, erlauchter Fremdling, den Glanz der Herrlichkeit, und bequeme dich den Sitten desjenigen Gottes, den wir an diesem Orte angenommen: gieb uns so wenig als er es gethan, die Armuth unserer Hütten zu bemerken.

Unter den verschiedenen Betrachtungen, die diese Stelle zu veranlassen scheint, bleibt Herr **Fraguier** bloß bey derjenigen stehen, wo **Virgil** sich so bemühet hat, das **Capitol** zu beschreiben: gleich als wenn **Jupiter**, der nach diesem **Jupiter Capitolinus** genennet worden, schon von den ältesten Zeiten her sich diesen Ort vor allen andern erwählet hätte, um sich daselbst als ein furchtbarer Gott, welcher die ganze Welt mit Ehrfurcht erfüllen könnte, sehen zu lassen. Dieß **Capitol** war nach des Volks Meynung die Stütze und der Grundstein des ganzen römischen Reiches. Von daraus entsprang diese unumschränkte Gewalt,

vor

vor welcher alle Völker erzitterten. Juno selbst drücket in der Rede, welche Horaz sie an die Götter thun läßt, die römische Größe nicht anders aus, als mit diesen Worten: Stet *Capitolium* fulgens; und gleich als ob von des Capitols Dauer des ganzen Reiches Glück abhienge, so setzet sie noch hinzu: Triumphatisque possit Roma ferox dare iura Medis; und um die ewige Dauer des römischen Reichs zu bemerken, so redet Horaz von des Capitols Dauer so:

Dum *Capitolium* scandet cum tacita virgine Pontifex.

und Virgil:

Dum domus Aeneae *Capitoli* immobile saxum
Accolet, Imperiumque Pater Romanus habebit.

Horaz aber, anstatt zu sagen, das römische Reich, sagt schlechtweg, das Capitol: Dum *Capitolio* Regina demensas ruinas, funus et Imperio parabat. Virgils Ausdruck allhier, ist einer von denen, die ihm eigen sind, und die, da sie mit keiner Stelle im Homer etwas gemein haben, ihm alle Ehre lassen, die einem großen Geiste gebühret; ohne daß man ihr etwas durch den Vorwurf, daß sie ein Diebstahl oder eine Nachahmung sey, rauben könne.

* *

XXIX.

Herrn Boivins Abhandlung, von dem Streite über Homers und Virgils Anhängern.

Der jüngere Herr **Boivin**, verfertigte im 1706ten Jahre eine Geschichte von dem Streite, der sich in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts unter den **Platonikern** und **Aristotels** Anhängern entsponnen; und diese Geschichte steht im 2 Bande der **Nachrichten** dieser Akademie gedruckt.

Die Aehnlichkeit der Materien veranlasseten eben diesen Herrn **Boivin** im 1707ten Jahre, eine Geschichte von derjenigen Art eines andern bürgerlichen Krieges zu verfertigen, der sich vielleicht nicht so bald endigen wird, nämlich der Streit, zwischen **Homers** und **Virgils** Anhängern. Dieses zweyte Stück hätte eben sowohl können gedruckt werden, als das erste, wenn nicht der Verfasser selbst gefürchtet hätte, daß dasjenige, was damals neu und merkwürdig zu seyn schien, anjetzund altväterisch und gemein zu seyn scheinen möchte; nachdem seit drey oder vier Jahren, bey Gelegenheit der neuen **Ilias**, schon so viel davon gesagt und geschrieben worden.

Es wird hier also genug seyn, wenn man nur anmerkt, daß des Herrn **Boivins** Werk, eine Sammlung und critische Untersuchung der Zeugnisse solcher Schriftsteller sey, welche einem oder dem andern von diesen zween Fürsten der Dichter, günstig gewesen. Diese Zeugnisse nun sind in zwey Hauptstücke eingetheilet, davon das erste, das Urtheil der Dichter, und das andere, das Urtheil der prosaischen Schriftsteller enthält.

Die Zeugnisse der Dichter sind einem jeden bekannt, wenn man einige dunkele Poeten ausnimmt, deren Beyfall nicht mit gerechnet zu werden verdienet. Uebrigens sind auch die poetischen Urtheile weder gründlich noch zuverläßig. Sie mögen loben oder tadeln, so treiben sie die Sachen zu hoch, und bekümmern sich wenig darum, das was sie sagen, auch zu beweisen. Die Zeugnisse der prosaischen Schriftsteller scheinen also sicherer zu seyn.

Indessen muß man unter denselben abermal die Alten von den Neuern unterscheiden. Die alten Schriftsteller vom **Vellejus Paterculus** anzurechnen, welcher unter dem **Tiber** lebte, und welchen **Virgil** noch haben mag, bis auf die Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, sind alle für den **Homer**; oder es scheint doch, daß sie dem **Virgil** ungemein haben schmäucheln wollen, wenn sie ihn mit diesem griechischen Dichter in eine Reihe gesetzt.

Nach diesem hat man fast tausend Jahre lang, sie gar nicht mehr mit einander verglichen, bis **Floridus Sabinus** seine Vertheidigung der lateinischen Schriftsteller ans Licht gab. Er ist damit nicht zufrieden, daß er den **Virgil** von denen Vorwürfen rechtfertiget, die **Laskaris** und **Makrobius** ihm gemacht haben; sondern er schimpfet auch den **Homer** über die Maaßen, als wenn **Virgils** Ehrenrettung dadurch etwas gewönne. Vergleicht er ihn ja mit dem **Virgil**: so ertheilet er doch alles Lob bloß diesem lateinischen Dichter, und der Schimpf fällt ganz allein auf den griechischen: Virgilius, saget er, artem ab eo rudem acceptam lectioris naturae studiis atque iudicio ad summum extulit fastigium perfectionis, quodque perpaucis datum est, multa detrahendo fecit auctiorem. Fudit Homerus, hic collegit; ille sparsit, hic composuit. Quantum a Plebeia muliercula Matrona distat, tantum summus ille Vir a Diuino nostro superatur. Quae sunt magnifica in Homero, non aequant magnitudinem Virgilii. Virgilius Magister est, Homerus Discipulus. Facit Diuina ex humilibus Homeri, Homerus humilia et humiliter;

Virgilius grandiora et magnifice. Opprimit et obruit Homerum; relinquit eum post se. Narratio alterius aurea, alterius plumbea. Hic verus Poëta, ille foraneus Narrator. Homerus moles quidem est, sed rudis et indigesta: Virgilius autem Deus est, et melior natura.

Der Geschichtschreiber dieses Streites, den ein ihm so unbillig scheinender Vorzug verdreußt, kann sich nicht enthalten, sich selbst ein wenig mit ins Spiel zu mischen, und wiederum eine Abbildung vom **Scaliger** zu machen, die mit dem hohen Begriffe gar nicht übereinstimmt, den viele Leute von seiner Critick haben. Scaligers Namen hintergeht uns, sagt Herr **Boivin**. Er ist ein sehr witziger Kopf, der fertig Latein schreibt, ein überaus belesener Gelehrter: aber er ist ein Starrkopf, und aus Liebe zu seinen Lateinern, dermaßen wider die Griechen eingenommen; daß er bey den erstern nur lauter Gutes, und bey jenen nur lauter Schlimmes sieht, oder vielmehr zu sehen glaubt. Auf seine Critick kann man sich sehr schlecht verlassen: und wer wollte auch wohl auf eines Mannes Urtheil bauen, der das Gedicht von **Leander** und **Hero**, dem alten **Musäus** zuschreibt? Welch ein entsetzlicher Schnitzer! da dieses kleine Gedicht von einem Sprachlehrer des sechsten Jahrhunderts gemacht worden, auch nach einem ganz neuen Geschmacke geschrieben ist, und den guten und unverfälschten Arbeiten der Alten gar nicht ähnlich sieht.

Der Pater **Rapin** ist der letzte Schriftsteller, dessen Zeugniß vom **Homer** und **Virgil** Herr **Boivin** untersuchet. Da nun derselbe, nachdem er dem griechischen Dichter überhaupt ein sehr großes Lob ertheilet, selbigen hernach auf eine vieleicht noch boshaftere Weise tadelt, als Scaliger selbst gethan: so rückt ihm unser Geschichtschreiber alle Vorwürfe auf, die sein Ansehen vermindern können.

„Wenn der P. Rapin, sagt er, die Ilias so fleißig durch-
„blättert hätte, als er es mit der Aeneis gemacht, so würde
„er nicht gesagt haben, daß die Ilias, welche nur eine Zeit
„von funfzig Tagen enthält, acht oder neun Monate ent-
„hielte:

„hielte: und wenn er den Quintilian recht gelesen hätte; „so würde er nicht vorgeben, daß dieser Kunstrichter dem „Virgil mehr Lob ertheilet, als dem Homer.„

Der Verfasser beschließt seine Untersuchung mit folgender Betrachtung. Die Ilias und Odyssee sind zwo große Schildereyen, deren Auszug die Aeneis ist. Diese muß man also genauer betrachten. Alles muß darinnen vollkommen seyn. Die großen Gemälde sieht man von weitem an; es ist also nicht nöthig, daß alle Züge darinnen eben so gar ausgearbeitet und fleißig seyn müssen. Ja bey einer großen Schilderey ist solches vielmehr ein Fehler, wenn sie gar zu mühsam ausgearbeitet ist. Oftmals hält man dasjenige für eine wahre Schönheit, was doch nur ein Putzwerk und ein fremder Zierrath ist. In des größten Künstlers schönsten Schilderey giebt es keine Stelle, der man nicht noch irgend eine Schönheit beyfügen könnte. Man lasse sie aber lieber wie sie ist; sie wird doch allemal ein vortrefflich Stück seyn. Bessert man daran; so wird es vielleicht wohl gezierter, aber mit allem dem minder schön werden, als es vorhin war.

Virgil hat denen Zügen, die sein Vorbild ihm dargebothen, einige neue hinzugefügt. Diese Zusätze aber sind noch nicht zureichend, daß das Original der Copie weichen müsse; denn das Original brauchte ihrer nicht, und sie haben in selbigem gar vieleicht nicht angebracht werden müssen. Die wahre Schönheit besteht nicht darinn, daß man eben alles saget, sondern daß man dasjenige, was man sagt, gut sage. Sie besteht nicht sowohl darinnen, daß man große Wahrheiten sage; als daß man geringe Sachen vortrage, ohne kriechend zu schreiben. Es scheint, daß an vielen Stellen im Virgil, mehrere Kunst und Pracht zu finden sey, als im Homer. Allein, alle diese Kunst und Pracht können es noch einer wahren Erhabenheit nicht zuvor thun, die mit einer so glänzenden Einfalt verbunden ist, welche auch in ihrer Nachläßigkeit gefällt.

* * * * * * * * * * * * * * *

XXX.

Des ältern Herrn Boivins Abhandlung von der julischen Zeitrechnung.

Die Chronologie ist eine nützliche und nothwendige Wissenschaft; daher muß man in selbiger zuweilen einen schwierigen und widerlichen Zeitpunct ausstreichen; zumal wenn er darinnen unnütze ist. In solchen Fällen, in welchen man sich nicht einmal auf die Kirchenväter berufen darf, gilt die Meynung großer Männer vollends gar nichts. Uebrigens kann man vortrefflichen Schriftstellern kein aufrichtigeres Merkmaal seiner Hochachtung geben, als daß man ihre Werke verbessert: denn hierinnen thut man, was sie selbst wünschen, und was sie selbst würden gethan haben, wenn sie gekonnt hätten. Dieß ist ein Grundsatz, den man sich um so viel mehr in Absicht auf unsere geschicktesten Zeitrechner, Scaliger und den Pater Petav, zu Nutze machen muß, da diese zween Gelehrte selbst ihre Meynung sehr oft geändert, und sich sogar bis in ihren Registern widersprochen haben.

Herr **Boivin** der ältere, hat sich aller dieser Freyheit bedient, und der Akademie im 1703 Jahre eine Abhandlung vorgelesen, deren Endzweck dahin geht zu beweisen, daß das Lehrgebäude der julischen Zeitrechnung, unnütz, verdrießlich und voller Fehler sey. Er hat nicht geglaubt, man könne ihm einwenden, daß die julische Zeitrechnung allenthalben angenommen worden; denn es haben sie nicht nur verschiedene Chronologisten nicht angenommen, und die meisten unter ihnen sind selbst in ihrer Art sich derselben zu bedienen, uneins; sondern die allgemeine Meynung ist auch sehr oft ein allgemeiner Irrthum. Es erfordert eben nicht eines je-

den Menschen Schuldigkeit, zu wissen, was die julische Zeitrechnung ist; und es wird also gut seyn mit einem klaren und deutlichen Begriffe davon, den Anfang zu machen.

Zuerst muß man sich erinnern, daß es zwo Arten der Zeitrechnung giebt, eine historische und lehrende, und eine künstliche, die nur auf die Art und Weise geht, wie man diese Wissenschaft erlernen kann. Die julische Zeitrechnung ist von dieser letzten Art. Es ist eine neue Art zu datiren, die **Joseph Scaliger** im 1582 Jahre erfunden. Er nennet sie Periodum, weil es ein großer Kreis von Jahren ist, der von 7980 Jahren bis wieder zu 7980 Jahre fortläuft. Er giebt ihr den Zunamen Iulianum, weil sie genau aus 365 Tagen und sechs Stunden besteht, so wie es **Julius Cäsar** bey der Verbesserung des römischen Calenders festsetzte: denn **Scaliger** wollte mit Fleiß, wie fast alle Reformirte thun, die Verbesserung nicht annehmen, welche der **Pabst Gregorius** der XIII, gemacht hat.

Uebrigens hätte dieser gelehrte Mann seine Zeitrechnung noch, die **scaligerische** benennen sollen, um aller Zweydeutigkeit vorzubeugen; indem es noch viel mehrere julische Zeitrechnungen giebt, das heißt solche, die nach julischen Jahren, alter Art, bestehen. Scaligers julische Zeitrechnung, ist also ein Lehrgebäude von 7980 julischen Jahren; und so erkläret er sie selbst. Das erste Jahr dieses Lehrgebäudes ist das 4713 vor der gemeinen Zeitrechnung unsers Heilandes. Also ist das erste Jahr unserer gemeinen Zeitrechnung das 4714 Jahr derjenigen, welche **Scaliger** aus zwo Ursachen erfunden hat. Erstlich um einen mathematischen gewissen Zeitpunct zu haben, welcher statt des Zeitpuncts der Schöpfung dienen, das heißt, ein Zeitpunct aller Zeitpuncte seyn könnte. Ein jeder weis, daß die Zeitrechner, über dem Zeitpuncte der Schöpfung nicht eins werden wollen. Einige setzen denselben nur viertausend Jahre, andere fünf bis sechs, oder wohl gar siebentausend und noch mehr, vor **Christi** Geburt hinaus. Die andere Ursache

die

die den Scaliger bewogen diesen Zeitpunct zu erfinden, war diese, daß er jedes Jahr so genau bezeichnen wollte, daß man in den ganzen 7980 Jahren, eins niemals mit dem andern verwechseln könnte.

Um nun dieses zu verstehen, so ist es nöthig, daß man die Art wisse die Scaliger beobachtet hat, um das Lehrgebäude diesergroßen Zeitrechnung zu machen. Ein jedes julisches Jahr ist ein Cirkel von 365 Tagen und 6 Stunden, ohne daß man sich in die Minutenbrüche einläßt. Die Indiction ist ein Cirkel von 15 julischen Jahren. Die güldne Zahl, oder der Mondcirkel ist ein Cirkel von 19 Jahren. Der Sonnencirkel oder die Sonntagsbuchstaben Bissextilis, ist ein Cirkel von 28 Jahren. Die Osterrechnung, oder der beweglichen Feste, ist ein Cirkel von 532 Jahren, und entsteht, wenn man den Cirkel von 19 Jahren in den von 28 Jahren multipliciret. **Anianus**, ein gelehrter Mönch zu **Alexandrien**, der im 407 Jahre U. H. schrieb, erfand dieß Lehrgebäude, dessen sich die Kirche seitdem jederzeit bedient hat, bis auf **Gregors** des XIII, Verbesserung des Calenders.

Scaligers julische Zeitrechnung nun, von 7980 Jahren, ist ein großer Cirkel, aus 15 solchen Osterrechnungen von 532 Jahren, eine jede zusammengesetzt. Es ist eine Multiplication von 15 oder dem Indictionscirkel, und von 532 oder der Osterrechnung, eine durch die andere. Kurz, 7980 Jahre sind 15 Zeitpuncte von 532 Jahren, und dieses ist das ganze Geheimniß von Scaligers julischer Zeitrechnung. Nunmehro muß man nur noch wissen, wie Scaliger einen Zeitlauf und Characterismos daraus gemachet hat.

Der Hof zu **Rom** hat, um denen Falschheiten vorzubeugen, die sich in den Anwartsbriefen auf die Pfründen einschleichen könnten, wenn man in selbigen das Datum änderte, das Mittel ausgefunden, den Datum darinnen zu vermehren, und den großen und gewöhnlichen noch kleinere hinzuzufügen, denselben Datum aber fünf oder sechsmal auf verschiedene Weise zu wiederholen. Das große Datum ist das jedesmal laufende Jahr J. C. und des regierenden

Pabsts.

Pabsts. Die kleinen Data sind die laufenden Jahre der drey kleinen Cirkel, von denen wir geredet haben, das heißt, der Indiction, der güldnen Zahl und des Sonnencirkels: und diese Behutsamkeit ist vortrefflich. Denn wenn der Verfälscher nur einen Theil dieser Zahlen ändert; so wird er durch alle andere widerlegt, die ihm widersprechen; ändert er sie aber alle, so wird es unmöglich seyn, daß man solches nicht merken sollte, wenn man es genau ansieht.

Aus eben der Ursache hat Scaliger geglaubt, daß diese drey kleinen Data sehr geschickt seyn würden, jedes chronologische Jahr zu bezeichnen, und daß dieses drey Characterе der Zeit seyn würden, die einem jeden Jahre eigen wären und desto eher verhindern würden, daß solches nie mit einem andern verwechselt würde. In dieser Absicht nun hat er untersucht, welches denn eigentlich die drey laufenden Zeichen des Jahres wären, in welchem er schrieb, und hat eine chronologische Leiter gemacht, indem er von derselben durch die jährlichen Veränderungen dieser drey Zeichen, bis auf das erste Jahr unserer gemeinen Jahrrechnung zurück gegangen ist. Durch dieses demonstrative Hinaufsteigen hat er gefunden, daß dieses erste Jahr zehn Sonnencirkel, 2 Mondencirkel und 4 Indictionscirkel, hätte; und hat dieselben diesem ersten Jahre zu Zeichen gegeben, welches das einzige Jahr ist, das in einer Zeit von 7980 Jahren die drey selbigen Characterе hat. Ferner ist Scaliger noch weiter hinauf gestiegen, bis er ein Jahr von einem Sonnencirkel, eins von einer güldnen Zahl und eins von einer Indiction gefunden. Dieser seltene Umstand, da drey Einheiten zusammen treffen, hat ihm würdig geschienen einen Zeitpunct daraus zu machen, von welchem alle Welt sich selbst überzeugen könnte: und dieß ist eben was man den Zeitpunct der julischen Zeitrechnung nennet.

Die julische Zeitrechnung verspricht nur zweyerley. Erstlich, einen Zeitpunct anzugeben, der aller Zeitpuncte Zeitpunct ist, indem man unterwärts in natürlicher Folge fortrechnet, und den alle Chronologisten zugeben müßten.

Zum

Zum andern, jedes Jahr so eigentlich zu bezeichnen, daß man niemals eins für das andere nehmen könnte.

Herr Boivin hergegen will, erstlich, daß die julische Zeitrechnung keine von diesen zwo Wirkungen habe. Zum andern, daß die Jahre unsers Heilandes, beydes vollkommen bewerkstelligen; und diese Beweise theilet er in vier Artickel ein.

Der erste enthält, daß der Zeitpunct der julischen Zeitrechnung nicht weit genug hinaus gehe, und 4713 Jahre nicht zureichen, alle verschiedene Meynungen von dem Zeitpuncte der Schöpfung in sich zu fassen.

Der andere, daß die Kennzeichen dieses Zeitpuncts nicht über 4713 Jahre hinauf gehen, und folglich zu einer Verwirrung, in Absicht auf einen andern Zeitpunct, Anlaß geben.

Der dritte, daß die Jahre unsers Heilandes, da sie mit aller mathematischen Gewißheit so hoch gehen als man nur will, allenthalben wo man will, einen Zeitpunct aller Zeitpuncte bestimmen können, welchen alle Zeitrechner werden zugeben müssen, und auf welchen man sich leicht wird fußen können, wenn man in natürlicher Ordnung, eben wie bey der julischen Zeitrechnung, wieder hinunter fährt.

Der vierte, daß die gewöhnliche Jahrzahl jedes Jahres, ein numerischer Unterschied ist, und folglich dasselbe so genau bezeichnet, daß in einer ganzen Ewigkeit nicht zwey Jahre gefunden werden können, die einerley Zahl hätten.

Dieß ist in wenig Worten der Inhalt des boivinischen Lehrgebäudes. Nunmehro wollen wir seine Gründe stückweise betrachten.

Der erste Fehler, den Herr Boivin in der julischen Zeitrechnung findet, ist, daß sie nicht hoch genug aufsteigt, um alle fabelhafte Geschichte und alle Zeitpuncte in sich zu fassen, die wir von der Schöpfung, nach den verschiedenen Meynungen der ältesten und berühmtesten Zeitrechner, haben. Ein jeder gesteht zu, daß das erste Jahr der gemeinen christlichen Zeitrechnung das 4714 Jahr jener Zeitrechnung

ist,

ist, ein Jahr, welches zehn Jahre des Sonnencirkels, zwey des Mondencirkels und vier der Indiction hatte. Scaliger läßt freylich die Welt, nach seiner besondern Zeitrechnung, J. C. im 3959 Jahre der Welt gebohren werden, das heißt, 755 Jahre später, als der Zeitpunct seiner Zeitrechnung ist. Viele Neuern zählen sogar noch weniger Jahre als er gethan, zwischen der Schöpfung und der Geburt J. C. Allein dieß ist ganz gewiß, daß alle Alten, vor dem ehrwürdigen Beda, mehr als 4713 Jahre darzu gerechnet haben. Beda saget selbst, er sey der Ketzerey verdächtig geworden, weil er J. C. nicht im sechsten Tausende der Welt gebohren werden lassen. Alle Gläubigen zur Zeit der Apostel rechneten volle 6000 Jahre der Welt, vor der Geburt des Messias. Joseph rechnet nach seiner Beschreibung mehr als 6000 Jahre. Julius Africanus 5500. Eusebius und der H. Hieronymus 5200. Andere zählen zum mindesten 5000 Jahre; des fabelhaften oder wahren Alterthums nicht zu gedenken, welches die Chaldäer, Aegyptier, Phönicier, und viel andere Völker sich beylegen; weit gefehlet, daß sie sich auf die 4713 Jahre dieser neuen Zeitrechnung einschränken sollten.

Man sage nicht, daß man die julische Zeitrechnung nur wiederholen dörfe, und zwar so oft, daß man zum höchsten Zeitpuncte kömmt, den man der Schöpfung der Welt, oder dem Ursprunge der Fabeln setzen will: dieser Umlauf von Perioden, ist in der Chronologie, ein unerträgliches Ungeheuer. Und überdieß brauchte man hierzu auch keiner julischen Zeitrechnung. Es giebt keine Zahl, sie sey welche sie wolle, die nicht durch oftmaliges Wiederholen, zum höchsten Gipfel steigt, den man nur begehren kann; und könnte man sie ins Unendliche vermehren, so würde sie einen bis zur Ewigkeit führen.

Der andere Fehler, welchen Herr Boivin an der julischen Zeitrechnung bemerket, und wodurch deren Gebrauch so beschwerlich als unnütz wird, ist die Zahl von verschiedenen Characteren, deren man sich zu gleicher Zeit bedienen muß, um eines und dasselbe Jahr zu bezeichnen. In

der That unterscheidet sie nichts so gut von einander, als ihr numerischer Unterschied. Das 1702 Jahr seit Christi Geburt, kann nicht für das 1703, von eben diesem Termin an gerechnet, genommen werden; und man braucht hierzu nicht, daß man sie mit dem Sonnencirkel, der güldnen Zahl, der Indiction, ja wenn man noch will, mit dem Sonntagsbuchstaben und allen andern Merkmaalen, bezeichne, die man noch von neuem erfinden könnte. Diese Zeichen richten lauter Verwirrung an, wo sonst keine seyn würde. Es ist ein widerlicher Ueberfluß, der unnütz ist, und folglich verworfen werden muß.

Mit eben so schlechtem Grunde würde man hier einwenden, daß dieser Gebrauch, die Jahre durch so viele verschiedene Merkmaale zu bezeichnen, in der römischen Art zu datiren, genau beobachtet wird. Denn da ist es nur eine weise Vorsicht gegen die Verfälscher, welche das Datum der Briefe verändern wollten, die der päbstliche Stuhl ausfertiget; weil es zu nützlicher Bedienung eines solchen Betruges, nicht genug wäre, ein einzig Datum zu verändern, sondern auch alle andere, die eine so genaue Verhältniß damit haben, daß sie unter einander nur ein einzig Jahr ausmachen. Wenn man aber in einer einzigen Schrift so viel Veränderungen vornehmen will, so wird der Betrug viel schwieriger gemacht und die Verfälschung wird sichtbarer. Eben als wenn man bey den gerichtlichen Schriften die Stücke paragraphirt, damit sie weder ausgetauschet noch unterschlagen werden können. Allein giebt es in der Chronologie auch wohl einen einzigen Schriftsteller, der die Jahre verfälschen wollte? und was würde er auch für Nutzen davon haben?

Herr **Boivin** findet noch eine dritte Sache an der julischen Zeitrechnung auszusetzen; nämlich daß sie denen nicht dienlich seyn kann, die der **gregorianischen** Verbesserung folgen, welche anjetzt überall, als die richtigste angenommen wird. Die Antwort würde auch schlecht seyn, wenn man sagen wollte, das julische Jahr sey nur um we-

nige

nige Minuten von dem gregorianischen unterschieden, indem diese Minuten, wenn sie sich häufen, nach einiger Zeit einen so wichtigen Unterschied ausmachen, daß sie, seit dem nicäischen Concilio, welches im 325 Jahre gehalten worden, bis an des Calenders Verbesserung im 1581 Jahre, das frühjährige Aequinoctium, um zehn Tage zurück gesetzt hatten. Daraus sieht man nun, wie viel in der Zeitrechnung auch auf Minuten ankömmt.

Nachdem nun Herr **Boivin**, die Unnützlichkeit und Fehler der julischen Jahrrechnung erwiesen, so giebt er ein so leichtes als natürliches Mittel, an deren statt, an die Hand. Er ist überzeuget, daß in der Zeitrechnung nichts gewiß ist, als das laufende Jahr, welches so zu reden, fühlbar und deutlich ist. Daher will er, daß solches der Grund zu einer chronologischen Leiter werde, und daß man von demselben zu zählen anfange und immer höher zurück, bis auf J. C. Geburt gehe, welche der Mittelpunct dieser Leiter seyn soll; so, daß wenn man sagt, dieses oder jenes habe sich in dem und dem Jahre nach C. Geburt zugetragen, man selbiges viel eher erkennen wird, als durch alle Kennzeichen der julischen Zeitrechnung. So auch, wenn man den Zeitpunct derer Sachen festsetzen will, die sich vor J. C. Geburt eräuget haben, so darf man nur die Zahl desselben Jahres vor seiner Geburt setzen, in welchem es geschehen war. Dieser einzige Unterschied in Zahlen, wird kräftiger seyn, als alle Charactere zusammengenommen; und die gemeine Jahrrechnung sey nun wahr oder falsch, so kann man bis zum höchsten Gipfel hinauf kommen. Dieß wird auch nicht verhindern, daß wenn man die verschiedenen Meynungen der Zeitrechner von einer gewissen Sache bemerken will, man nicht hinzusetzen könne, dieß sey z. E. das tausendste Jahr nach diesem oder jenem Lehrgebäude und das neunzehnhundertste nach einem andern, u. s. f. Diese Art zu zählen aber ist sehr ungekünstelt. Scaliger selbst hat sie auch vorgeschlagen, ungeachtet er sich

nicht für dieselbe erkläret, weil die julische Zeitrechnung seine Erfindung war. Der Pater Petav, und die Bibel von Vitre, schlagen sie ebenfalls vor, und ein ziemlich im Schwange gehender Gebrauch, scheint solche fast von selbst eingeführet zu haben. Wenn aber der allgemeine Gebrauch von den Regeln der Critick unterstützet wird, so ist es sehr gefährlich von demselben abzuweichen.

* *

XXXI.

Des ältern Herrn Boivins Abhandlung, von den verschiedenen Arten ein und dasselbe Jahr zu datiren, nach dem Censorin.

Die chronologischen Grundsätze, welche Censorin uns hinterlassen hat, werden überall hochgeschätzet. Sein Buch enthält nur 24 kleine Capitel. Die vierzehn erstern handeln von andern Materien; die zehn letztern handeln nur von der Zeitrechnung.

Der ältere Herr Boivin, der sich besonders darauf geleget hat, glaubte, es würde nicht unnützlich seyn, der Akademie die verschiedenen Arten vor Augen zu legen, womit dieser Schriftsteller eines und dasselbe Jahr bezeichnet, um dessen Zahl festzusetzen: und dasjenige was er im 1704 Jahre von dieser Sache vorbrachte, lief auf folgendes hinaus.

Censorin schrieb in dem 238 Jahre nach C. Geburt, nämlich in dem ersten Jahre der Regierung des jungen Gordianus. Nun will er dieses Jahr recht gut bezeichnen. Tempus hodiernum - - - quam potero lucidissimis notis signabo (*Cap. 16*). Er schickt sein Buch dem

Q. Ce-

Q. Cerellius zum Geschenke, an seinem Geburtstage, und nennet es, von dem Geburtstage, de Die natali.

Tempus hodiernum, ist der Datum desselben Tages. Notae lucidissimae, sind die Merkmaale der bekanntesten Zeiten. Hieraus nun werden wir, die gebräuchlichsten Arten zu datiren ersehen. Im 238 Jahre unsers Heilandes, waren **Ulpius Crinitus** und **Proculus Pontianus** Consuls. Hic annus, cuius velut index et titulus quidam est Vlpii et Pontiani Consulatus. *Cap. 21.* Er nennet das jährliche Consulat, den Anzeiger und Titel eines jeden Jahres, indem nichts die Länge eines Jahres besser bezeichnet, als die Dauer eines gewöhnlichen Consulats. Dieß war das 2 Jahr der 254 Olympias: Nunc ducentesima quinquagesima quarta Olympias numeratur, eiusque annus hic secundus (*Cap. 18*), oder das 1014 der Olympiaden, wenn man das erste im Sommer, an denen Tagen anfängt, da man die olympischen Spiele feyerte: Ab Olympiade prima millesimus est et quartus decimus, ex diebus duntaxat aestiuis quibus Agon Olympicus celebratur (*Cap. 21*). Diese Art nach dem ersten Jahre der Olympiaden, jahrweise zu rechnen, ist viel richtiger und chronologischer, als wenn man nach Olympiaden, oder von vier zu vier Jahren rechnet. **Censorin** hat also der Sache recht nachgedacht und das Beste erwählet. Die Olympiaden fangen ungefähr um die Zeit des längsten Tages an.

Dieß war das 991 Jahr der Erbauung der Stadt Rom, von den Parilien anzufangen: a Roma autem condita 991, et quidem a Parilibus, vnde Vrbis anni numerantur. *Ibid.* Die Parilien sind der 21 April; und **Censorin** erkläret sich, daß er dem **Varro** folge. Die römischen Jahre sind darinnen beschwerlich, daß sie mit dem 21 April anfangen; allein im gemeinen Leben fängt man sie mit dem ersten Jenner an.

Dieß war das 986 Jahr von **Nabonassar**, vom ersten Tage seiner Regierung an zu zählen. Die nabonassarischen oder astronomischen Jahre, haben einen ungewissen

wissen Anfang, ohne alle Einschaltung. Bey den Aegyptiern sind dieselben gebräuchlich: Ab Aegyptiis quidam anni in litteras relati sunt, vt quos Nabonnazaru nominant, quod a primo eius anno consurgunt, quorum hic 986. Nabonassar war ein babylonischer König in Chaldäa; und seine Jahre sind die Art, deren die Sternkundigen oder Meßkünstler sich bedienen.

Dieß war das 562 Jahr von Alexanders des Großen Tod an, oder von denen Jahren, die man die philippischen nennet, das heißt, vom Philippus Aridäus, Alexanders Bruder. Oder von dem Jahre der ägyptischen Ptolomäen, welches eigentlich von Alexanders Tode anfängt. Auch diese Art zu datiren ist von den Aegyptiern genommen. „Jedes philippische Jahr fängt mit dem „Aufgange des Hundssternes in Aegypten an, welches al„lezeit der erste Tag des Monats ist, den sie Thoth nen„nen, und auch beweglich ist, wie Nabonassars Jahr. „Der Thoth dieses Jahrs war der 25 Junii. Vor 100 „Jahren war es der 21 Julius, welches Antonini Pii Con„sulat zum zweyten male und des Bruttius Präsens Consu„latsjahr war.„ Anni Philippi ab excessu Alexandri Magni numerantur et ad hunc vsque perducti annos 562 consummant. Sed horum initia semper a primo die mensis huius sumuntur, cui apud Aegyptios nomen est Thoth; quique hoc anno fuit ante diem 7 Kal. Iul. cum abhinc annos centum, Imperatore Antonino Pio II. et Bruttio Praesente Consulibus, iidem dies fuerint ante diem XII. Kal. Augusti, quo tempore solet canicula in Aegypto facere exortum (*Cap. 21*). Wenn Censorin allhier 100 Jahre zwischen sein Jahr, welches J. C. 238 ist, und Antonini Pii Consulat setzet, welches J. C. 139 Jahr ist; so betrüget er sich entweder, oder es steckt ein Irrthum in unsern römischen Calendern, nach welchen das hundertste Jahr, des Sulpicius Camerinus und des Quintus Niger Magnus Consulatsjahr ist.

„Es

„Es folget daraus, sagt Censorin, daß dieß das hun„dertste laufende Jahr von dem großen 1460ten Jahre ist, „welches, wie gesagt worden, das Sonnen- oder Hunds„tags- oder göttliche Jahr genannt wird.„ Quare scire etiam licet anni illius magni, qui, vt supra dictum est, et solaris et canicularis et Dei annus vocatur, nunc agi vertentem annum centesimum. *Cap.* 21. Dieß große Jahr hatte also unter **Antoninus Pius** und des **Bruttius Präsens** zweytem Consulate angefangen; das heißt, der Hundsstern im ersten Tage des **Thoth** aufgegangen war. Propterea quod initium illius sumitur, cum primo die eius mensis, quem vocant Aegyptii *Thoth*, Caniculae sidus exoritur (*Cap.* 18). Man muß daher das 18 und 21 Cap. in Ansehung des großen Jahres zu Hülfe nehmen. Aegyptiorum annum magnum Graece, Κυνικὸν, Latine Canicularem vocamus. Eorum annus ciuilis solos habet dies 365 sine vllo intercalari, eoque fit vt anno 1461 ad idem reuoluatur principium. *Ibid.*

Censorins Jahr ist das 283 vom ersten Tage des Jenners an zu rechnen, wie **Julius Cäsar** gethan hat. Eorum vero annorum, quibus *Iulianis* nomen est 283, sed ex die Kal. Ian. vnde Iulius Caesar anni a se constituti fecit principium. *Cap.* 21. C. Caesar Pontifex Maximus, suo III. et M. Aemilii Lepidi Consulatu, annum ciuilem ad solis cursum formauit, etiamsi non optime. *Cap.* 20.

Dieß ist das 265 Jahr von denen, die man die **augustischen** nennet, und die ebenfalls mit dem ersten Jenner anfangen, ungeachtet es der siebenzehnte Tag dieses Monats war, da auf des **Munacius Plancus** Anrathen dem Kaiser **Cäsar Augustus**, in seinem siebenden Consulate, welches **M. Vipsanius Agrippa** drittes Consulat war, der Name **Augustus** von dem Senate und Volke beygeleget ward. At eorum qui vocantur anni Augustorum 265 perinde ex Kal. Ian. quamuis ex ante diem 16 Kal. Februarii Imperator Caesar D. F. sententia L. Munacii Planci a Senatu caeterisque Ciuibus, Augustus appellatus est se VII. et M. Vipsanio Agrippa III. Coss. (*Cap.* 21). Allein nach den

den Aegyptiern war es das 267 augustische Jahr; weil sie zwey Jahre eher waren unter das Joch gebracht worden, als August diesen Namen trug. Sed Aegyptii, quod biennio ante in Potestatem ditionemque populi Romani venerunt, habent hunc Augustorum annum 267. *Ibid.* Es scheint zwar wunderbar, daß das augustische Jahr in Aegypten zwey Jahre eher angefangen, als noch dem August der Name Augustus beygelegt worden. Allein der Sinn geht dahin: daß man in Rom auf den Namen, in Aegypten aber, auf die Sache selbst gesehen. Die Augusti sind nichts anders als die römischen Kaiser, welche mit dem Tode der Cleopatra anfiengen; die Römer aber verstehen unter den augustischen Jahren, diejenigen Jahre, in welchen ihre Kaiser den Namen Augusti geführet. Die Aegyptier bedienten sich also dieses Namens nicht eher als er erfunden war; sondern sie zogen ihn nur in der Folge zwey Jahre zurück, indem sie sagten, die Augusti wären in Aegypten auf die Ptolomäer gefolget.

Dieß war das 39 Jahr der capitolinischen Spiele, welche Domitian in seinem zwölften Consulate gestiftet, da er den Servius Cornelius Dolabella zum Collegen hatte. Capitolinorum Agonum primus a Domitiano institutus fuit duodecimo eius et Ser. Cornelii Dolabellae Consulatu. Itaque hoc nunc anno qui celebratus est Agon, vndequadragesimus numeratur. *Cap. 18.*

Censorin hat sein Jahr nicht mit des jungen Gordians Regierung bezeichnet, welcher in selbigem Jahre anfieng allein Kaiser zu seyn; und dieß rühret unfehlbar daher, weil er es an dem Festtage des Q. Cerellius noch nicht gewesen. Allein er sagt auch nichts von den Kaisern Balbin und Pupian. Er nennet nicht einmal den Namen noch den Tag des Fests oder der Geburt des Q. Cerellius: Das Datum zeigt also nur das Jahr an.

* *

XXXII.

Herrn Baudelots Abhandlung, von der Nacktheit der Athleten in den griechischen Spielen.

Der Herr **Tournefort** zeigte im 1706 Jahre bey seiner Rückkunft aus der Levante, einigen Mitgliedern der Akademie, und unter andern dem Herrn **Baudelot**, die Zeichnung von einem halberhabenen marmornen alten Schnitzwerke (Bas-relief), welches er in einer von den **archipelagischen** Inseln gesehen. Selbiges stellte einen kleinen Tempel vor, dahin ein nackter Mensch anzugelangen schien, der nur bloß eine Art von Hut auf dem Kopfe hatte. Diesem Menschen folgte ein Pferd und dem Pferde eine Frauensperson mit einem Kleide in langen Falten, bekleidet. Nachdem nun Herr **Baudelot** vielerley Muthmaßungen angegeben, um die wahre Sache festzusetzen, die man auf diesem Marmor ausdrücken wollen, so hielt er sich am meisten bey folgender auf; nämlich, daß selbiger einen jungen **Athleten** vorstellete, der, in Begleitung seiner Frauen oder Mutter, erst ein Opfer thun gienge, ehe er sich zu den olympischen Spielen verfügete. Da er nun seine vornehmsten Beweise aus der Nacktheit des Menschen und aus der Art von Hute, *πέτασος* genannt hernahm, die die jungen **Athleten** besonders zu tragen pflegten, so bemühete er sich auch sonderlich den eigentlichen Zeitpunct ihrer völligen Entblößung bey den griechischen Spielen, festzusetzen.

Man giebt zu, daß **Herkules**, als er die olympischen Spiele eingesetzt, den **Athleten** das Gesetz gegeben nackend zu erscheinen. Gleichwohl verhinderte dieß Gesetz sie nicht, dasjenige, was die Schamhaftigkeit zu verdecken befiehlt,

mit einer Art von Scherfe, zu bedecken. Weil nun dieser Gürtel sich zuweilen auflösete und den Kämpfern großen Verdruß zuzog, so ward er durch eine Verordnung der Helladonicker untersagt, und man will, daß ein gewisser lacedämonischer Acanthus der erste gewesen, welcher, ganz nackend, und so wie es das neue Verboth verordnet hatte, um den Preis des Wettlaufes bey den olympischen Spielen stritte, welches Dionysius von Halikarnaß in die XV Olympias und Dio in die XXXII setzet. Allein, wie wird man nun ihrer beyder Ansehen mit dem Thucydides vergleichen? der sich von dieser Neuigkeit so ausdrückt: Ehedem, sagt er, hatten diejenigen, die in den olympischen Spielen stritten, aus Schamhaftigkeit Gürtel, διαζώματα genannt, und es sind noch nicht viele Jahre verflossen, setzet er hinzu, daß dieser Gebrauch aufgehöret hat: καὶ ἐ πολλὰ ἔτη ἐπειδὴ πέπαυται.

Thucydides redet als ein Mann, der der Sachen vollkommen kundig war; ja er redet außerdem von Sachen, die sich fast zu seiner Zeit zugetragen hatten. Nun aber schrieb Thucydides gegen die 90 Olympias, und der peloponnesische Krieg, dessen Geschichte er uns beschrieben hat, ist erst in der 87 angegangen.

Da nun im Absehen auf diesen Zeitpunct zwischen dem Thucydides und Dionysius von Halikarnaß fast drey Jahrhunderte Unterschied sind, so veranlasset solches den Herrn Baudelot zu glauben, daß man anstatt ἐπὶ πέντε καιδεκάτης Ὀλυμπιάδος, in dem Dionysius lesen müsse: ἐπὶ τῆς πέντε καὶ ἑβδομηκοστὴς, gegen die 75 Olympias; oder vielmehr, daß da sich in den Handschriften nichts so leicht verstümmelt als die Zahlen, Dionysius von Halikarnaß vielleicht ἐπὶ ΔΔΠ ὀλυμπιάδος geschrieben, und da einige Abschreiber eines von den zwey Δ ausgelassen, die 15 Olympias an die Stelle der 75 gekommen ist, welches den Dionysius von einem Fehler reiniget, den man ihm wegen seiner Richtigkeit in allen andern Stücken, auch allhier nicht zutrauen kann. Wollte man gegen den Herrn Baudelot

einwen-

einwenden, daß Eustathius und Hesychius gleichwohl die Lesart angenommen, die er hier bestreitet, so würde er unfehlbar antworten, hieraus folge nur, daß zur Zeit dieser Sprachlehrer, des Dionysius Text bereits verstümmelt gewesen und daß sie nicht recht acht darauf gegeben haben.

Daß übrigens die völlige Blöße der Athleten in der 75sten Olympias festgesetzt werden müsse, davon glaubt Herr Baudelot einen gewissen Beweis an Gelons und seines Bruders Hiero Münzen zu finden; dieselben sind einigemale in den olympischen Spielen, und zwar seit der 73sten bis zur 76sten gekrönet worden. Auf den ersten Schaupfennigen dieser Prinzen, welche man daran kennt, daß sie sich darauf noch nicht Könige nennen, und nur Lorberkronen auf haben, hat der auf der andern Seite vorgestellte Sieg, eine Scherfe um. Auf den letzten Münzen eben dieser Prinzen, die man nicht nur an dem unterschiedenen Alter, sondern auch an dem königlichen Titel kennet, der ihnen damals war beygeleget worden und an der Königsbinde die ihre Stirn umschließt, ist die Victorie ganz und gar nackend.

* *

XXXIII.

Des Herrn Pouchard Abhandlung, von den Prachtkegeln.

Nachdem sich Sesostris König von Aegypten des größten Theils von Asien und Europa bemeistert, so befliß er sich zu Ende seiner Regierung auch seine Unterthanen glücklich zu machen, und zur Zierde des Landes und dem Nutzen des Volkes öffentliche Gebäude aufzuführen. Dergleichen ließ er nun auch verschiedene machen; die merkwürdigsten aber waren Tempel, die er in allen

Städten

Städten erbauen ließ, und die er demjenigen Gott einweihete, den jeder Ort verehrete. Zu Erbauung dieser großen Gebäude wollte er nicht die Aegyptier seine alten Unterthanen brauchen, sondern er hielt die Gefangenen aus denen Völkern die er überwunden hatte, dazu an. Daher ließ er auch auf den vordern Obertheil dieser Tempel diese Aufschrift seßen: **Zu diesem Werke ist kein Aegyptier gebraucht worden.** Vor dem Vulkans-Tempel zu Memphis, ließ er sechs Bildseulen aufrichten, eine für sich, eine für die Königinn seine Gemahlinn und die übrigen für seine vier Prinzen. Die erstern zwo waren dreyßig Ellen hoch und die andern zwanzig. Eine jede war aus einem einzigen Steine. Diese nun an sich selbst schon ansehnlichen Werke, scheinen dennoch nichts besonders zu seyn, wenn man sie mit zween Prachtkegeln vergleicht, welche eben dieser König in der Stadt Heliopolis aufrichten lassen. Und bey Gelegenheit dieser zween Prachtkegel und einiger andern, die wie uns die Geschichte lehren von des Sesostris Nachfolgern aufgerichtet worden, hat Herr Pouchard im 1701ten Jahre historische Betrachtungen über diese Art von Denkmälern, die wir noch übrig haben, oder deren Andenken sich doch noch erhalten hat, aufgesetzt.

Des Sesostris zween Prachtkegel sind von einem überaus harten Steine, welcher aus den Steinbrüchen der Stadt Syena in Aegypten geholet, ganz aus einem Stück und ein jeder 120 Ellen hoch war.

Nachdem der Kaiser August Aegypten zu einer Provinz gemachet hatte und diese zween Prachtkegel nach Rom bringen lassen, so ließ er einen in den großen Circum und den andern auf das Martisfeld stellen. Auf das Fußgestell aber ließ eben dieser Kaiser folgende Schrift seßen:

CAES.

CAES. D. F. AVGVSTVS PONT. MAX.
IMP. XII. COS. XI. TRIB. POT. XV. AEGYPTO
IN POTESTATEM POPVLI ROM. REDAC.
SOLI DONVM DEDIT.

Diese ganzen Prachtkegel sind mit hieroglyphischen Figuren, oder symbolischer Schrift bedecket, welche, nach dem **Diodor** von **Sicilien** die große Macht dieses Königes, die Erzählung der Zölle die man ihm geben mußte, und die Zahl der Völker enthielt, die er überwunden hatte. Einer von diesen Prachtkegeln ist anjetzt zerbrochen und mit Erde bedeckt; der andere welchen **August** mit eben der Aufschrift in den Circum setzen lassen, ist vom Pabste **Sixto** dem V, im 1589sten Jahre an das Thor del Populo gesetzet worden.

Des **Sesostris** Nachfolger, den **Herodot Phero**, und **Plinius Nuncoreus** nennet, ließ auch gleich seinem Vater einen Prachtkegel aufrichten. Die Geschichte davon ist sonderbar.

Man sagt, daß als sich zu seiner Zeit der Nil außerordentlich ergossen, er das Land dermaßen überschwemmet, daß das Wasser achtzehn Ellen hoch gestanden. Der König schoß aus Zorn einen Pfeil in die Fluthen, gleich als ob er den Fluß strafen wollte; und sogleich ward er blind und blieb es auch zehn Jahre lang. Endlich bekam er einen Götterspruch aus der Stadt **Butis**, der ihm anzeigte, er könne wieder zu seinem Gesichte gelangen, wenn er sich die Augen mit dem Harne einer Frauensperson wüsche, die nie einen andern Mann erkannt als den ihrigen. Er machte sogleich den Versuch mit dem Harne seiner Frauen; allein das half nicht: nachmals versuchte man es noch mit vieler andern Frauen ihrem, allein mit eben so schlechtem Erfolge. Endlich da man eine gefunden die dem Könige half, so ließ er alle andern in eine Stadt treiben, dieselbe anzünden, und verbrannte sie alle. Nach dieser That

schenkte

schenkte er in alle Tempel sehr wichtige Opfer, und weihete in dem Sonnentempel zween Prachtkegel von hundert Ellen hoch und acht Ellen im Durchmesser. Es steht noch heute zu Tage einer von diesen Prachtkegeln vor der Peterskirche zu Rom, allwo der Pabst Sixtus der V, ihn aufrichten lassen. Cajus Cäsar ließ ihn aus Aegypten kommen und zwar auf einem Schiffe, das so sonderbar gebauet war, daß man nach des Plinius Berichte niemals dergleichen gesehen; und dieser Prachtkegel ist ganz glatt, sonder alle Hieroglyphen.

Rameſſes ein anderer ägyptischer König, weihete ebenfalls der Sonnen einen sehr hohen Prachtkegel. Man sagt, es haben zwanzig tausend Mann an dessen Zuhauen gearbeitet, und den Tag da man ihn aufrichten sollen, habe der König seinen Prinzen an die Spitze binden lassen, damit die Ingenieurs ihre Maschinen richtig genug einrichten mußten, um dem Prinzen das Leben zu retten und zugleich ein so mühsam verfertigtes Stück zu erhalten. Plinius, der diese Sache erzählet, setzt hinzu, daß nachdem Cambyses die Stadt Heliopolis eingenommen, und dieselbe anzünden lassen, er gleich befohlen dasselbe auszulöschen, da er gesehen, daß es bis an diesen Prachtkegel drang.

Nachdem Augustus sich Aegypten unterwürfig gemacht hatte, so wollte er sich doch an diesem Prachtkegel nicht vergreifen: es sey nun, daß es aus Andacht geschehen, oder weil er zu viel Schwierigkeit gefunden, ein so großes Stück wegzubringen. Constantin hergegen war nicht so blöde; er nahm ihn fort, um damit die neue Stadt zu zieren, die er hatte erbauen lassen. Er ließ ihn auf dem Nilstrome bis nach Alexandrien bringen, allwo er ein eigenes Werk erbauen lassen um ihn nach Constantinopel zu führen. Allein sein Tod der sich um die Zeit herum eräugete, verschob dieß Unternehmen bis in das 357ste Jahr Christi.

Damals ließ ihn Constantius auf ein Schiff bringen und längst der Tyber bis auf ein Dorf drey Meilen von

Rom

Rom bringen, von wannen man ihn mit Maschinen in die große Rennbahn brachte, allwo er mit demjenigen aufgerichtet ward, welchen **August** lange Zeit vorher daselbst aufrichten lassen. Seit des **Constantius** Zeiten also, gab es zweene Prachtkegel im Circo; und von eben denselben redet **Cassiodor**, doch auf eine ziemlich unrichtige Weise, wenn er saget, einer sey der Sonne und der andere dem Monde geweihet gewesen, und die darauf eingegrabenen Characteren wären **chaldäische** Buchstaben, wodurch die heiligen Sachen der Alten angedeutet würden. Dieß schmeckt ein wenig nach der Unwissenheit des verfallenden Reiches.

Dieser Prachtkegel endlich, welcher umgefallen war, ist von dem Pabste **Sixtus** dem V, vor der St. **Johanns**-kirche **im Lateran**, im 1588sten Jahre wieder aufgerichtet worden; nämlich 1231 Jahre, nachdem er vom **Constantius** hingebracht, und 2420 Jahre, nachdem er auf des **Ramesses** Anordnung war gehauen worden.

Hermapion hat ehedem eine griechische Dollmetschung der hieroglyphischen Figuren gemacht, die auf diesem Denkmaale stehen; woraus man sehen kann, daß man zu seiner Zeit diese Figuren noch verstanden haben muß. Diese Uebersetzung steht im **Ammian Marcellin**, der einen Theil davon aufbewahret hat, und sehr prächtige Titel zu Ehren des Königes enthält: **Ramesses ein Sohn der Sonnen, den die Sonne und alle andern Götter lieben, dem sie die Unsterblichkeit gegeben haben, der sich ganze Völker unterwürfig gemacht hat, und der der Herr der Welt ist, u. s. w.**

Pater Kircher verwirft diese **hermapionische** Uebersetzung, und fügt hinzu, daß die hieroglyphischen Figuren, gar nicht zur Erhebung des Lobes und der Siege der Könige gemacht sind; daß sie eine idealische und metaphysische Lehre enthalten und daß diese Uebersetzung vom **Hermapion** ganz und gar von der Schreibart und dem wahren Charactere der Hieroglyphen unterschieden sey. Es

wäre

wäre zu wünschen, daß Pater Kircher dieses Vorgeben mit einigen Gründen und Zeugnissen befestiget hätte; allein da er keines anführet, so ist es sicherer, sich auf den Ammian Marcellin zu verlassen, der mit den Alten übereinstimmt. Proclus sagt, in seiner Auslegung über den Timäus, daß die vergangenen Dinge bey den Aegyptiern alle gegenwärtig sind, daß deren Andenken durch die Geschichte erhalten, und die Geschichte bey ihnen auf Seulen geschrieben werde, auf welchen man sorgfältig alles aufzeichnet, was die Bewunderung der Menschen verdient, es mag nun in Thaten, oder in neuen Erfindungen die Künste betreffend, bestehen.

Germanicus reisete, wie Tacitus uns berichtet, durch Aegypten, um die Alterthümer kennen zu lernen. Er wollte die Ueberbleibsel von der alten Stadt Theben sehen; und es war noch nicht lange, daß sie zerstöret worden war: denn sie ward erst unter dem August, von dem Cornelius Gallus dem ersten Befehlshaber in Aegypten zerstöret. Tacitus sagt, daß man noch auf den Seulen gewisse Buchstaben gesehen, die Aegyptens große Schätze und Reichthümer angezeiget; und da Germanicus einem Priester des Landes gesagt, er solle ihm doch diese Hieroglyphen erklären, so habe ihm dieser Priester geantwortet, daß diese Buchstaben anzeigten, daß es ehedem in dieser Stadt siebenmal hundert tausend Menschen gegeben, die alle in dem Alter gewesen, daß sie die Waffen tragen können, und daß der König Rameses eben mit diesem Kriegsheere sich des ganzen Lybiens, Aethiopien, der Meder, Perser, Bactrier, Scythen, des Syriens, Armeniens und Cappadocierlandes bemächtiget, ja sein Reich bis an die Küsten von Bithynien und Lycien erstrecket. Man las auch auf eben diesen Seulen die Schatzungen, welche man von diesen Völkern gezogen, das Gewicht des Goldes und Silbers, die Zahl der Kriegsheere und Pferde, das Elfenbein, die wohlriechenden Rauchwerke, das Korn und alle andere Abgaben, die jedes Volk bezahlen

len mußte; welche alle, wie Tacitus schreibt, eben so herrlich und reichlich gewesen, als was die Parther oder Römer sich zu seiner Zeit geben lassen.

Aus diesen Zeugnissen nun erhellet, daß die hieroglyphischen Zeichen nicht nur dazu gedienet, daß man bloß idealische und metaphysische Sachen damit ausgedrücket, sondern daß sie auch die wahre Geschichte des Volks enthalten. Und eben aus diesen Denkmälern, hat Manethon, der so berühmte Geschichtschreiber, der zu Zeiten des Ptolomäus Philadelphus gelebet, die Materialien gezogen, aus welchen er seine Geschichte zusammengesetzt.

Herr Pouchard war überzeugt, daß wenn die Forscher des Alterthums sich annoch ernstlich auf diese Hieroglyphen legen wollten, sie vieleicht, durch Beyhülfe des Stückes Aufschrift, welches Ammian Marcellin aufbewahret, und aus einigen andern Stellen der Alten, worinnen von diesen Characteren und deren Bedeutung gehandelt wird, nach und nach zu einer ziemlich richtigen Kenntniß dieser symbolischen Schrift gelangen könnten, welche uns unvergleichliche Dienste thun würde, die alte ägyptische Geschichte, dieses so gelehrten Volks wieder herzustellen, von welchem die Griechen alles gelernet haben, was sie uns

von Künsten und Wissenschaften hinterlassen.

* *

XXXIV.

Herrn Simons Abhandlung, von den Tempeln im alten Rom.

Diese Materie ist im 1705ten Jahre von dem Herrn Simon abgehandelt worden, der sich nur vorgesetzt hat, einen allgemeinen Begriff von dem Ursprunge der römischen Tempel, von ihrer Einweihung und von ihrer Bauart zu geben.

Die alten Römer sind sehr andächtig gewesen. Es konnte ihnen selten etwas glücklich von statten gehen, daß nicht der Bau eines Tempels drauf folgte. Der Name der den Göttern geweihten Tempel, nimmt seinen Ursprung von dem **auguralischen** Tempel; das heißt von einem eingeschlossenen Raume, in welchem die **Augures** den Vogelflug beobachteten. Alle Oerter die von den **Auguren** abgesteckt wurden, waren, ob sie gleich nicht zum Gottesdienste bestimmet waren, ebenfalls Tempel genannt. Die ersten Menschen, welche in Wäldern lebeten, hatten keine andern Tempel, als die geweihten Hayne, welche insgemein auf Anhöhen gepflanzet waren; und weil man sich in denselben nur des Nachts versammelte, so wurden sie mit vielem Lichte erleuchtet, welches ihnen dann den Namen Lucos zuzog.

Nachmals fieng man an die Tempel in die Städte zu bauen. Einige Völker, als die **Perser**, **Indianer**, **Gothen** und **Dacier** indessen, blieben noch bey dem alten Gebrauche. Sie glaubten nicht, wie **Cicero** schreibt: parietibus includendos Deos, quibus omnia deberent esse patentia.

Einige schreiben die Erbauung der ersten Tempel in Italien dem **Janus** zu, bey dessen Anrufung sich alle Opfer anfiengen; andere aber dem **Faunus**, daher das Wort Fanum kömmt. Diese ersten Tempel waren allem Ansehen nach nichts, als geheiligte Wälder; indem nach **Varrons** Berichte, die Römer sich hundert und siebenzig Jahre ohne Tempel beholfen haben. Es müssen also vermuthlich des **feretrischen Jupiters** und **Jupiters Stators** Tempel nicht geweihet gewesen seyn, und des **Janus** Tempel ist nur als ein Denkmaal der Vereinigung zwischen den **Römern** und **Sabinern** anzusehen, in welchem die Bildseule dieses zweyköpfichten Gottes, nur ein Sinnbild war, so wie sie es auch vom Frieden und Kriege war.

Die zu der Erbauung eines wirklichen Tempels erforderlichen Gebräuche, waren, das Ansehen der Gesetze, die Beobachtung der Vorbedeutungen, und die Feyerlichkeiten der Einweihung.

Eine Obrigkeit die einen Tempel zu bauen angelobet hatte, zog die Republick, nicht ohne deren Einwilligung, mit dazu. Wenn die Erbauung des Tempels im Senate beschlossen war, so ward ein Gesetz oder ein Schluß des Volks zur Ausführung des Vorschlages erfordert. Unter den Kaisern aber galt ihr Wille statt aller Gesetze.

Nachmals fragte man die Vogeldeuter um Rath, die sich auf Verordnung der **Zweymänner**, das heißt, derer zu Ausführung des Werkes ernannten Bevollmächtigten, versammelten. Die Vogeldeuter, fiengen bey der Aussuchung des Grundes und Bodens an, wobey sie auf die Natur und Verrichtungen desjenigen Gottes acht hatten, dem der Tempel geweihet werden sollte. Nach des **Vitruvius** Anmerkungen, mußten **Jupiters**, der **Juno** und **Minerva** ihre Tempel auf Höhen erbauet werden, weil diese Gottheiten über alle Geschäffte des Staats die Aufsicht hatten; derer sie sich besonders annahmen. **Merkur, Isis,** und **Serapis**, als Götter des Handels, hatten ihre Tempel nahe an den Märkten. **Mars, Bellona, Vulkan**

und **Venus**, waren außer der Stadt: denn man sah sie als unruhige oder gefährliche Gottheiten an. Doch ist es auch wahr, daß man diese Umstände nicht allezeit beobachtet hat.

Nachmals nahmen die Vogeldeuter die Vorbedeutungen vor; und wenn diese günstig waren, so zogen sie den Grundriß des Tempels; und dieß nannte man effari oder fistere Templum. Der erste Stein ward noch mit mehreren Feyerlichkeiten geleget. Die **Vestalen**, welche von jungen Knaben und Mägdchen begleitet wurden, die Vater und Mutter hatten, begossen einen solchen Ort mit dreyerley Wasser; den man auch noch durch das Opfer eines weißen Stiers und einer Kuh reinigte. Der Oberpriester rief diejenigen Götter an, denen der Tempel gewidmet war. Der Stein auf welchem die Namen der Obrigkeit und des Oberpriesters eingegraben waren, ward in den Grund mit goldenen, silbernen und solchen Münzen gelegt, die von rohem Metalle so wie es aus der Erde kömmt, geschlagen waren, und dieß alles geschah unter dem Zurufe des ganzen Volks, welches sich zudrang dabey behülflich zu seyn.

Wenn nun der Tempel gebauet war, so weihete man ihn ein. In den ersten Zeiten kam dieses Amt dem obersten Magistrate zu. Nachmals nahm man, wegen der vielen Uneinigkeiten die es hierbey gab, seine Zuflucht zu der Macht des Volks. Endlich überließ man diese Veranstaltung dem Rathe, doch mit Zuziehung der **Tribunen des Volks**, welche unter den Kaisern nichts mehr damit zu thun hatten.

Der Einweihungstag eines Tempels war ein feyerliches Fest, mit außerordentlichen Freudensbezeugungen verbunden. Man opferte Thiere auf allen Altären; man sang Gesänge unter dem Klange der Flöten; der Tempel war mit Blumen und Schnüren gezieret. Die obrigkeitliche Person welche die Feyerlichkeit vollzog, legte die Hand auf die Pfosten der Thüre, und rief mit lauter Stimme dem Oberpriester um ihm bey diesem Amte behülf-

lich

lich zu seyn, indem er ihm die Einweihungsformel vorsagte, die der Oberpriester von Wort zu Worte wiederholete. Sie waren in Absicht auf die Aussprache dieser Worte so gewissenhaft, daß sie sich einbildeten, ein einziges ausgelassenes Wort oder eine Sylbe die vergessen oder undeutlich ausgesprochen würde, verderbte das ganze Geheimniß. Daher übte sich der Oberpriester **Metellus**, welcher stammelte, verschiedene Monate, damit er das Wort Opiferae recht aussprechen möchte. Die Trauer konnte mit dieser Feyerlichkeit nicht bestehen; und man legte sie ab, um in weißer Tracht dabey zu erscheinen. Unter diesem Vorwande kamen des **Horatius Pulvillus** Feinde, indem er den capitolinischen Tempel einweihete, und störten die Ceremonie, da sie ihm die falsche Nachricht von seines Sohnes Tode brachten; allein er hörte sie unbewegt an, und fuhr in dem was er angefangen, fort.

Ein Tempel konnte nicht ohne die Bildseule desjenigen Gottes eingeweihet werden, der in der Mitte gestellt werden sollte. Zu deren Füßen war ein Altar, auf welchem das erste Opfer was man brachte, in Wasser gekochte Hülsenfrüchte waren, und eine Art von Brey, den man unter die Arbeiter austheilete, die ihn aufgerichtet hatten.

Die Namen der obrigkeitlichen Personen waren oben in das Vordertheil derer Tempel gegraben die sie eingeweihet hatten. Diejenigen aber die solche dereinst wieder aufbaueten, ließen, darum daß sie neue Schriften drauf setzten, dennoch die alten Aufschriften der Stifter nicht austilgen.

Da die Tempel dem Gottesdienste geweihet waren, so sah man bey ihrer Bauart auch auf die Natur und Verrichtungen, die ihnen beygelegt wurden. Es mußten daher, nach des **Vitruvius** Berichte, des donnernden **Jupiters**, des Himmels, der Sonnen, des Mondes und des Gottes **Fidius** Tempel, ohne Dach seyn. Eben dieses beobachtete man bey den Bauordnungen. Der **Minerva**, des Got-

tes Mars und Herkuls Tempel mußten von dorischer Ordnung seyn, als deren Majestät den starken Tugenden dieser Gottheiten anständiger war. Zu den Tempeln die für die Venus, Flora, Proserpina und für die Wassernymphen bestimmet waren, nahm man die corinthische Ordnung; indem der Zierrath des Laubwerks, der Blumen und Schnüre, womit sie annehmlich gemacht wird, der zärtlichen und feinen Schönheit dieser Göttinnen gleicht. Die ionische Ordnung, welche zwischen der strengen dorischen und zärtlichen corinthischen das Mittel hält, brauchte man zu den Tempeln der Juno, Diana und des Bachus, bey denen man eine gehörige Vermischung, von Anmuth und Majestät erblickte. Die Landart (Opus rusticum) ward für die Grotten der Feldgötter aufbewahret. Alle Zierrathe der Baukunst die man in den Tempeln sah, zeigten sogleich die Gottheit an, welche ihnen vorstund.

Der Anblick berühmter Tempel war prächtig. Zuerst sah man einen großen Platz mit bedeckten Gängen nach Art der Schwibbögen, an deren äußerstem Ende man den Tempel erblickte, dessen Figur mehrentheils viereckicht war. Gemeiniglich bestand er aus vier Theilen, nämlich aus einem Seulengange oder Vorsaale, der einem andern ähnlichen Stücke der Gegenseite, zum Giebel diente, aus zween Flügeln, welche zu beyden Seiten aus verschiedenen Seulenreihen bestunden, und aus dem rechten Tempel selbst, der Cella oder Nαὸς genennet ward: die drey ersten Theile aber fand man nicht bey allen Tempeln. Die von allen Seiten mit Seulen besetzten Tempel nannte man Peripteres; hatten sie aber eine doppelte Reihe von Seulen, so hießen sie Dipteres.

Die mehresten von diesen Stücken fand man in den Basilicis, welches öffentliche Rathhäuser und Zunfthäuser waren, deren meiste man in Kirchen verwandelt hat.

Der Tempel selbst war ohne Fenster und empfieng das Licht nur durch die Thüren, oder von oben, wenn er kein Dach hatte.

Ungeachtet der Theil des Tempels, welcher Cella hieß, dem Gottesdienste gewidmet war, so handelte man doch auch nach dem Opfer, von weltlichen Sachen darinnen, indem man Vorhänge vorzog, die die Bildseulen und den Altar bedeckten. Die Tempel konnten nicht mehr als einer Gottheit auf einmal heilig seyn, es müßten denn solche seyn, die sich nicht trennen lassen, z. E. **Castor** und **Pollux**; allein viele Götter konnten ein jeder den seinigen unter einerley Dache haben, und alsdann hieß ein solcher Tempel Delubrum; wiewohl dieß der Name einer ganzen Gattung ist.

Die Bildseule des Gottes war zuweilen in einer Höle oder Tabernakel mit Namen Aedicula aufgestellet. Sie kehrte sich nach dem Abende, damit diejenigen so sie anbethen kamen, sich nach dem Morgen kehren mußten. Rund herum war das Heiligste. In den Tempeln waren gemeiniglich drey Hauptaltäre; und der wichtigste stand zu den Füßen der Bildseule. Er war sehr erhaben und aus dieser Ursache hieß er auch Altare. Auf demselben nun verbrannte man das Rauchwerk und die wohlriechenden Sachen, und verrichtete auch die Ausgießungen. Der andre Altar stand vor der Thüre des Tempels und diente zu den Opfern. Der dritte war ein beweglicher Altar, Namens Anclabris, auf welchen man die Opfer und dazu gehörigen Gefäße legte. Die Altäre der himmlischen Götter waren höher als die andern; der irdischen Götter ihre aber waren niedriger, und die Altäre der unterirdischen Götter waren sehr vertiefet. Es waren allezeit eine große Anzahl von Tischen, allerhand Arten von Geräthschaft und heiligen Gefäßen in den Tempeln. Man hieng die Gaben und Geschenke an das Gewölbe, Tholus genannt, an. An die Pfeiler hieng man die Beuten der Feinde, die gelobten Bilder, und die Waffen der abgedankten Klopffechter. Alles was dem Tempel diente, als die heiligen Bette, Puluinaria genannt, und die Geschenke so man hineingegeben, wurden in einer Art von Schatzkammer Donarium genannt, aufgehoben. Die Einwohner legten auch wohl ihr Vermögen hinein.

Die Bildseulen berühmter Leute, ihre halberhaben geschnitzte Bildnisse in Rahmen gefasset, und Clypei votiui genannt, und die Bilder, auf welchen ihre Heldenthaten und Siege vorgestellet waren, machten die Zierrathe der Tempel aus. Das Gold, und Erz, der Porphyr und Marmor, waren dermaßen darinnen verschwendet, daß man wohl sagen kann, die Pracht dieser Gebäude, sey der Größe und Herrlichkeit des alten Roms gemäß gewesen.

* *

XXXV.

Anmerkungen über einige Aufschriften, in hetrurischer, punischer und palmyrenischer Sprache.

Man hat die Akademie verschiedene male wegen gewisser hetrurischer, punischer und palmyrenischer Aufschriften zu Rathe gezogen; theils um einige Denkmäler zu erklären, die bereits in verschiedenen Schriftstellern zu finden sind; theils auch bey Gelegenheit einiger neuern Entdeckungen.

Was die hetrurischen Denkmäler betrifft, so sind sie in ziemlicher Anzahl, und die mehresten gut gestochen und erhalten. Sie bestehen in Aufschriften, die entweder auf bloßen Steinen, oder auf kupfernen Tafeln, oder auf Gräbern stehen, welche zuweilen Opfer, Kämpfe der Klopffechter, oder andere dergleichen Dinge vorstellen. Endlich giebt es noch einige, die auf dem Fußgestelle einiger erzenen Bilder und auf den Bildern selbst befindlich sind.

Wenn man diese verschiedenen Aufschriften, mit einander vergleicht, so sieht man, daß es einerley Züge sind, und daß sie viel Aehnlichkeit mit den alten ionischen Buchstaben haben, die den phönicischen, oder alten hebräischen ziemlich ähnlich waren. Man sieht auch noch aus dem

Zuge dieser Buchstaben, daß sie von der Rechten zur Linken haben müssen gelesen werden, wie die phönicischen; und sie sind einhällig für hetruriſch erkläret worden, weil man dergleichen Denkmäler nur an solchen Oertern gefunden, die unfehlbar zum Gebiethe des alten Hetruriens gehöret haben, z. E. zu Perusa, zu Sansosta, und Eugubio ꝛc.

Die Gelehrten der zwey letzten Jahrhunderte, glaubten, sie unterschieden alle Buchstaben dieser Aufschriften zur Gnüge, um ein Alphabet daraus machen zu können, welches Gruter in seine Sammlung eingerücket hat. Gleichwohl kann man sich wohl um vier oder fünf Buchstaben betrogen haben. Indessen steckte die gröſßte Schwierigkeit nicht darinnen, daß man sie unterscheiden, noch auch lesen können sollte; indem die eugubinischen Tafeln, welche Gruter ebenfalls herausgegeben hat, alle mit lateinischen Buchstaben geschrieben sind. Die Lesart ist unveränderlich; und jemehr sie es ist, jemehr ist man verbunden zu bekennen, daß diese Sprache durchaus von allen denen unterschieden sey, die wir kennen, und gar keine Verwandtschaft mit ihnen habe. Daher hat auch Scaliger, der sie alle kannte, oder sie doch fast alle zu kennen vorgab, gestehen müssen, daß das, was wir vom hetruriſchen übrig haben, unverständlich sey. Die gelehrtesten Männer in Toscana, insonderheit diejenigen, welche sich bemühet haben die Alterthümer ihres Landes zu erklären, z. E. Vincenz Borghini ein sehr vernünftiger Schriftsteller, haben eben so davon geurtheilet, und dieß mit desto mehrerem Rechte, da aus dem Zeugnisse der alten Griechen und Römer erhellet, daß die Hetrurier eine Sprache und Buchstaben von ganz besonderer Art gehabt, und dieselben keinem Fremden erkläret haben, um sich desto leichter in dem ansehnlichen und einträglichen Vorrechte zu erhalten, nach welchem sie bey ihren Nachbaren die Tempel und Ringmauern der Städte einweihen, die Wunderdinge erklären, selbige wieder aussöhnen, und fast alle Feyerlichkeiten von dieser Art verrichten mußten.

Die punische Sprache sah der phönicischen ungemein ähnlich und vieleicht war es einerley Sprache: denn es ist in beyder Zügen wenig Unterschied, die man auf einer großen Menge alter Münzen findet, welche zu Tyrus, Sidon, Syracusa, Palermo, Karthago und an verschiedenen spanischen und africanischen Orten geschlagen hat. Diese Züge sind deutlich und wohlgezogen und oftmals mit griechischen Aufschriften begleitet, welche sich vermuthlich darauf beziehen. Allein, wenn wir auch nichts mehr davon übrig hätten, als den Auftritt des Pœnulus im Plautus, dessen lateinische Uebersetzung gleich auf den punischen Text folget, so scheint es, daß man diese Sprache mit Beyhülfe der hebräischen wieder hätte aufleben können, die doch bekannt genug ist und der, wie man gesteht, die phönicische so nahe gekommen ist. Gleichwohl sind Scaliger, Bochart, Samuel Petit, Selden und alle diejenigen welche diesen berühmten Auftritt haben auslegen wollen, unter sich in der Erklärung die sie davon geben, uneins; und daraus ist leicht zu schließen, ob man so gar viel auf das Alphabet dieser Sprache bauen könne, welches der D. Ed. Bernard, Professor zu Oxford, und nach ihm Clericus und Spanheim in dem ersten Bande seines Buches, de Praestantia et vsu Numismatum, geliefert haben.

Was wir von der palmyrenischen Sprache noch übrig haben, das beläuft sich auf eine sehr kleine Zahl Aufschriften, deren nur eine oder zwo von Grutern und dem Herrn von Spon, vor der Sammlung herausgegeben worden, welche 1698, unter dem Titel Inscriptiones Graecae Palmyrenorum, zu Utrecht herausgekommen sind.

Herr Halifax und einige andere Engländer, die diese Aufschriften nach den palmyrenischen Ruinen abgeschrieben, machten gleich eine Beschreibung davon, die ungemein fähig war, die Neugierde zu erwecken; und gaben große Hoffnung zu näherer Kenntniß dieser unbekannten Sprache; allein diese vortrefflichen Verheißungen brachten auch nicht einmal ein Alphabet zu wege. Man gab nur bloß die Aufschriften,

mit einigen Muthmaßungen über die vermeynte Uebereinstimmung dieser Sprache in einigen Wörtern, mit dem Hebräischen, Syrischen, Griechischen und Arabischen heraus.

Da es indessen nur wenige Leute giebt, die fähig sind von dergleichen Betrachtungen zu urtheilen, und eine so besondere Materie schon ihrer bloßen Seltenheit wegen, denen die es wagen davon zu handeln, schon ein sehr gelehrtes Ansehen giebt: so hat sich die Akademie auch oftmals der Untersuchung dieser unnützen Arbeiten unterziehen müssen; und man kann auf das Zeugniß welches sie hiermit öffentlich giebt, sich künftig nur ganz sicher eine dergleichen Mühe ersparen: man müßte denn durch eine Art von Wunderwerke, in irgend einer von diesen Sprachen vollständige Manuscripte, ja wohl gar eine Art von Sprachlehre und ein Wörterbuch der damaligen Zeiten entdecken.

Im 1706ten Jahre brachte der Pater de la Chaize, der Akademie die vermeynte Erklärung einer hetrurischen Aufschrift, welche Herr Spon auf der 87 Seite seiner Miscellaneorum Eruditae Antiqu. etc. bekannt gemachet hat. Hier ist die Abschrift davon:

LERPIRIOR. SANTIRPIOR. DVIR. FOR.
FOVFER. DERTIER. DIERIR. VOTIR. FARER.
VEF NARATV VEF PONI SIRTIR.

Der Schriftsteller, welcher diese Erklärung unternommen, (denn sie war nicht vom Herrn de la Chaize) hatte so viele Wörterbücher nachgeschlagen, und sich dermaßen gewöhnet Wortableitungen zu erzwingen, oder gewisse Buchstaben, welche ihm in einigen Wörtern beschwerlich fielen, zu verändern, daß er sie endlich alle aus dem Griechischen herleitete. Seine Erklärung hatte allerdings keinen zusammenhangenden Sinn und keinen tüchtigen Grund; allein sie war ihm deswegen nicht minder lieb. Den alten Römern, welche doch unfehlbar auch Griechisch verstunden, und ziemlich zeitig Herren von Hetrurien geworden sind, würde allem

Anse-

Ansehen nach die hetrurische Sprache auch bekannt gewesen seyn; wenn sonst keine mehrere Schwierigkeit dabey gewesen wäre. Wenn **Dionysius** von **Halikarnaß** beweisen will, daß die **Hetrurier** weder von den **Pelasgern** noch von den **Lydiern** abgestammet, so gründet er sich hauptsächlich darauf, daß sie weder in Sitten, noch in der Sprache, mit irgend einem Volke in Italien überein gekommen. Und indem er von der That des **Mucius Scävola** redet, so bemerket er, daß er ohne Schwierigkeit in das Gezelt des **Porsenna**, Königes der **Hetrurier** gekommen, weil er zu allem Glücke ein wenig **Hetrurisch** verstanden, indem er es von seiner Amme erlernet, die daher gewesen. Würden auch wohl überdem **Scaliger**, **Salmasius**, **Aleander**, **Peirescius** und so viel andere Gelehrte des letzten Jahrhunderts, welche nach vielem vergeblichen Bemühen, dergleichen Untersuchungen mit guter Art entsaget, mitten auf einem so gebahneten Wege innen gehalten haben?

Die **punischen** Aufschriften, oder vielmehr etliche Wörter derselben, die man auf einigen Münzen antrifft, haben gewissen Leuten nicht minder zu schaffen gemacht, die unfehlbar begieriger nach dem Wissen, als wohl unterrichtet gewesen. Man hat der Akademie unzählige solche Erklärungen vorgelegt, deren keine einige Richtigkeit, oder nur einen Schein der Wahrheit gehabt; alle aber hatten diesen Fehler, daß, trotz dem wenigen Verstande, den man darinnen antraf, man gleichwohl auch nicht einmal so weit gekommen war, ohne jeden Augenblick die ursprüngliche Gestalt der Buchstaben zu verändern.

Ein so glücklicher **Oedipus** nun als erwähnte Männer, trug im 1706ten Jahre eine neue Erklärung der **palmyrenischen** Aufschrift vor, mit welcher Herrn **Spons** Miscellan. Antiq. anfangen, und bey welcher **Samuel Petit** bereits Schande eingelegt hatte. Mit eben so glücklichem Erfolge strich Herr **Galland**, welcher sich ehedem Herrn **Petits** sogenannten Erklärung widersetzt hatte, wie man aus seinem lateinischen Schreiben ersieht, welches Spon

eben-

ebendaselbst einrückt, eben dieselben Ursachen heraus, die noch für sich bestanden.

Kurz darauf sandte Herr **Poullard**, französischer Consul zu **Tripolis** in **Syrien**, dem Herrn Grafen von **Pontchartrain**, noch andere **griechische** und **palmyrenische** Aufschriften zu, die von den alten **palmyrenischen** Ruinen neuerlich abgeschrieben waren, und bey dieser Gelegenheit, ermahnte der Herr **Pontchartrain** die Akademie, auf diese Denkmäler von neuem Acht zu haben; der Abt **Renaudot** aber nahm deren Untersuchung auf sich. Er sah gar bald, daß dieses eben dieselben Aufschriften wären, die man im 1698sten Jahre herausgegeben; und um denjenigen einmal für allemal die Augen zu öffnen, die man auf solche Weise zu hintergehen suchet, indem man ihnen Erklärungen verspricht, die zur Kenntniß der **palmyrenischen** Sprache führen sollen; so erkläret er sich von den Aufschriften überhaupt, in einer Schrift, die man im zweyten Bande der **Nachrichten** finden wird.

In gewissen gelehrten Materien weis man alles, was man davon wissen kann, wenn man deren enge Gränzen weis.

* *

XXXVI.

Anmerkungen über die Aufschrift eines alten Aschenkruges.

Der Pater **la Chaize** schickte alles, was er sonderbares fand und was einiger Aufmerksamkeit würdig zu seyn schien, sehr ordentlich an die Akademie. Die Register derselben erwähnen sehr oft gestochener Steine, alter und neuer Münzen, und anderer dergleichen Sachen, die er der Gesellschaft mitgetheilet und gemeiniglich mit Anmerkungen oder den Betrachtungen anderer geschickten Männer begleitet hat, mit denen er in Verbindungen stand. Im

Junio

Junio des 1706ten Jahres brachte er der Akademie einen Aschenkrug, oder eine Art eines kleinen viereckigten Grabmaals von weißem Marmor, dessen Vordertheil und die beyden Seiten, mit erhabener Arbeit versehen waren.

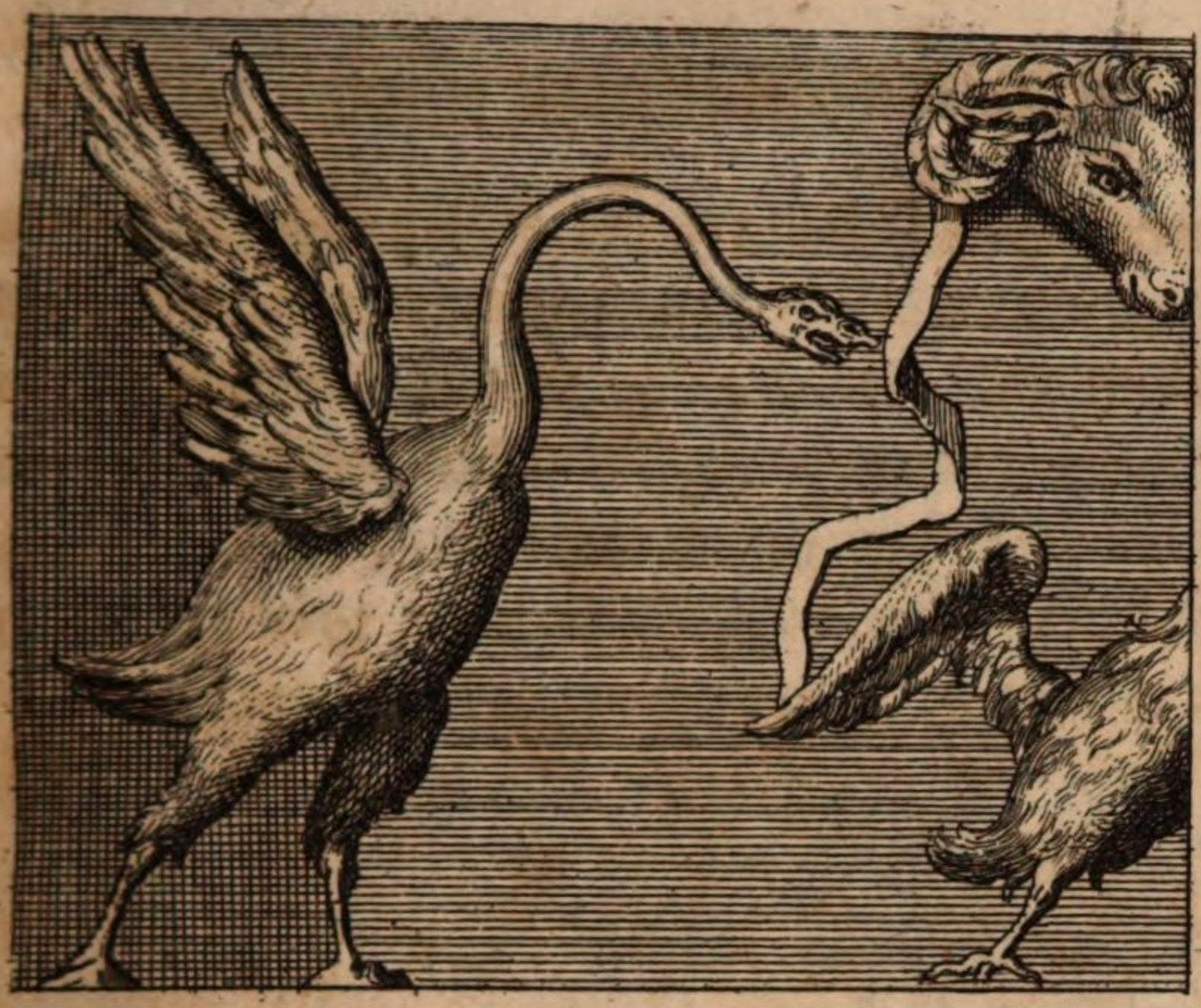
Man liest in einem viereckigten Schnitzwerke, welches über der Vorderseite steht, folgende Schrift, in schönen römischen Buchstaben, und zwar in folgender Ordnung:

D. M.
SVLPICIO
NOTO ADESTE
SVPERI.

Die Seltsamkeit bey dieser Aufschrift, besteht in den zweyen Worten, adeste Superi, welches eine Anrufung an die himmlischen Götter zu seyn scheint, die man Superos nannte, um dem **Sulpicius Notus** zu statten zu kommen; der, da er todt war, und folglich unter der Gerichtsbarkeit der unterirdischen Götter stand, die man Inferos nennete, von der himmlischen Vorsehung weiter gar nichts zu hoffen hatte.

Diese Betrachtung bewog einige Mitglieder zu glauben, **Sulpicius Notus**, dessen Grabmaal dieses ist, möchte wohl ein Christ gewesen seyn; und die Worte, adest Superi! wären eine Anrufung an Gott und die Heiligen. Die zween Anfangsbuchstaben aber D. M. könnten sich eben so gut durch Deo Magno erklären lassen, als durch Diis Manibus. Sie unterstützten diesen Gedanken mit einigen Beyspielen aus **Mabillons** Museo Italico, wo man Grabschriften von Leuten findet, die unstreitig Christen gewesen, und gleichwohl diese zween Buchstaben D. M. führen: und da der Ueberrest der Aufschrift ein ganz heidnisches Ansehen hat; es sey nun, daß die Familie dieser verstorbenen Christen noch in der Finsterniß des Heidenthums verwickelt gewesen, oder daß etwa die Furcht vor einer Verfolgung sie abgehalten, auf dergleichen Denkmäler ein öffentliches Bekenntniß der Religion zu setzen, die sie heimlich angenommen hatten. Allein

Tab. 1.



coste droit

coste gauche.

1 2 3 4 5 6

12 pouc.

lein jene Grabmäler, die Mabillon beschreibt, sind nicht so sehr gezieret, als dieses ist; welche Zierrathe sowohl als die Aufschrift, das lautere Heidenthum verrathen. Es sind auch nicht solche Aschenkrüge wie dieser; welcher, da er sonst zu nichts dienet, als Asche in sich zu fassen, bey den Christen gar nichts nütze war, als die ihre Leichen nicht verbrannten.

Andere glaubten, die Worte adeste Superi machten einen besondern Sinn aus, und es wäre etwa ein schmerzlicher Ausdruck des Vaters, der Mutter, oder Frauen dieses Sulpicius Notus, welche, nachdem sie ihm den letzten Dienst erwiesen, ausriefen: **ihr hohen Götter stehr mir in meiner Betrübniß bey!** Wie man auch bey andern Grabschriften wohl eine Mutter sieht, die die Deos Manes bittet, ihre Asche, ja bald mit der Asche ihrer Kinder zu vereinigen; oder eine Frau, die ihnen ihren Mann anbefiehlt; ja noch andere, wo man Klagen wider das Schicksal, ja wohl gar Flüche, antrifft.

Allein, da dieser vermeynte Ausruf eines Vaters, einer Mutter, oder Ehgattinn, weit gefehlet, daß sie durch irgend einen Punct, oder durch eine besondere Linie von dem Namen des Verstorbenen abgesondert seyn sollte, vielmehr durch die Ordnung der Zeilen recht genau daran gefüget zu seyn scheint:

SVLPICIO
NOTO ADESTE
SVPERI.

und es übrigens in dergleichen Aufschriften sehr gewöhnlich ist, daß der Verstorbene die Freunde so er hinterläßt, oder die Vorübergehenden, ja zuweilen gar den Stein oder die Erde anredet, davon er bedecket wird; so war auch die Meynung der mehresten diese, daß die Wörter adeste Superi, eine Art eines Gebethes wären, welches der Verstorbene an die Lebenden thäte, die ihn vorübergiengen, um nicht seine Knochen zu zertreten, oder um irgend ein Opfer für ihn zu geben. Denn die Lebenden sind im Absehen auf die Todten, Superi,

so

so wie die himmlischen Götter es im Absehen auf die Menschen sind, superasque euadere ad auras. Supera parens etc.

Gleichwohl ist es wahr, daß, man lege nun die Worte, adeste Superi aus wie man wolle, es gleichwohl keine in solchen Schriften gewöhnliche Formel ist. Dieß ist die erste, wo diese Wörter stehen, und wir führen sie sowohl wegen ihrer Neuigkeit, als auch darum an, damit wir Gelegenheit haben mögen zu bemerken: daß ein Ausdruck, der neu und sonderbar zu seyn scheint, nicht allemal große Geheimnisse in sich fasse, und sich ziemlich leicht auf den gemeinen Weg bringen lasse, wenn man sich es nur nicht gar zu fest vorgenommen hat, etwas sonderbares daraus zu machen.

* *

XXXVII.

Herrn von Boze Vertheidigung einer Aufschrift vom Kaiser Albin.

Herr von Boze hat im 1705ten Jahre eine alte und sonderbare Aufschrift vom Kaiser **Albin**, wider Hn. von **Spons** und **Menestriers** Verdacht und Tadel, vertheidiget.

Diese Aufschrift ward vor ungefähr hundert Jahren, nahe bey Lion an einem Orte ausgegraben, den man Albigny nennet, und der, wie man glaubt, seinen Namen von dem langen Aufenthalte hergenommen haben soll, den Albins Kriegsleute daselbst gehabt, *Albiniacum*, quasi *Albini Castrum*. Diese Aufschrift war so beschaffen, wie sie auf beystehendem Blatte No. 1. zu sehen ist.

Herr von **Seve**, der Eigenthümer dieses Ortes, hatte einige Kenntniß von den Geschichten, und glaubte, er würde dieses Denkmaal noch schätzbarer oder verständlicher machen, wenn er durch fünf oder sechs abgebrochene Worte, einige

Umstände

Tab. 2.

I·O·M

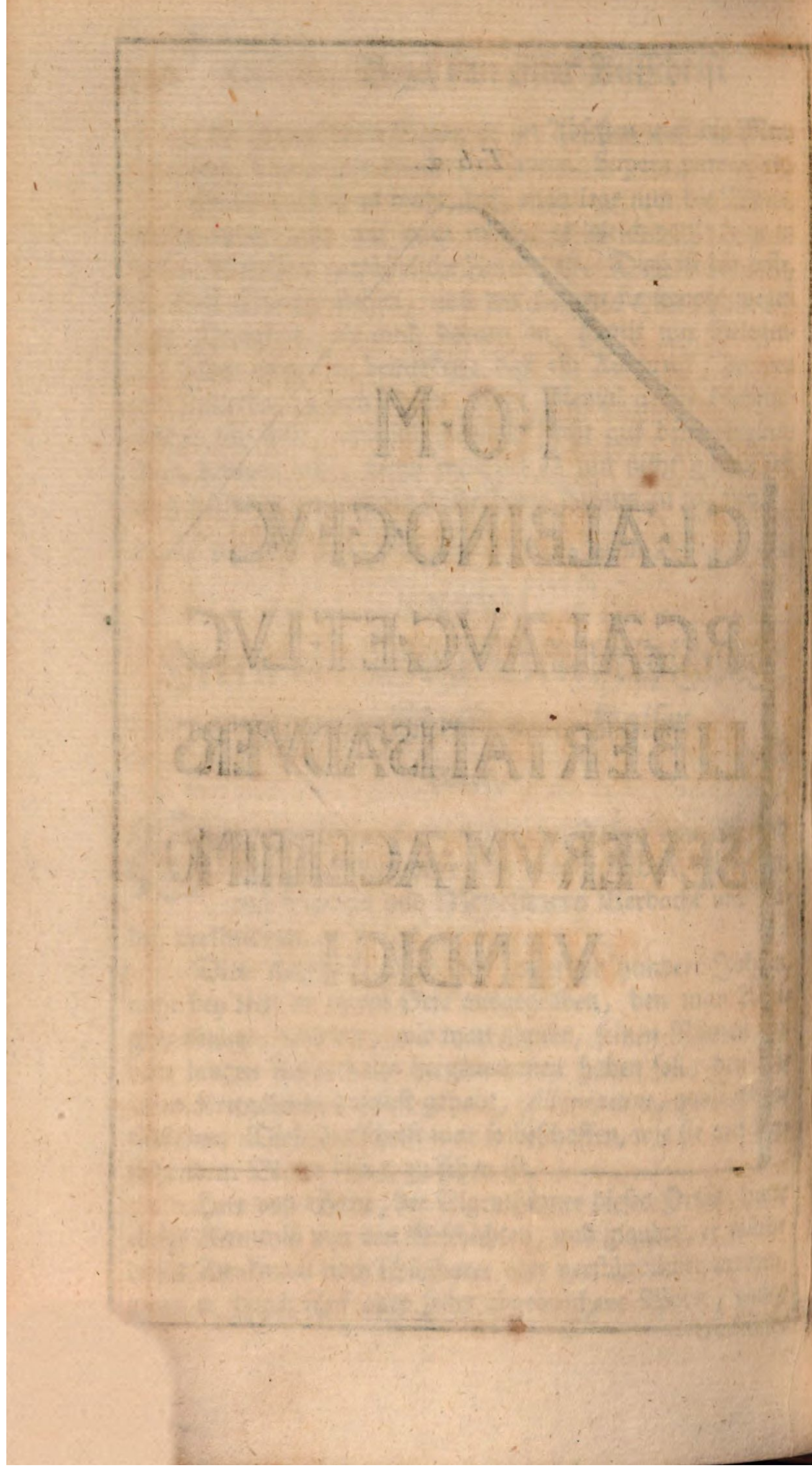
C·L·ALBINO·C·F·V·C

P·G·AL·AVG·ET·LVG

LIBERTATIS·ADVERS

SEVERVM·ACERRIMO

VINDICI



Tab. 3.

I·O·M

CL·ALBINO·C·F·V·CEIOI

AFRO·ADRVM

POSTF GAL·AVG IMP·ET·LVG

LIBERTATIS·ADVERS

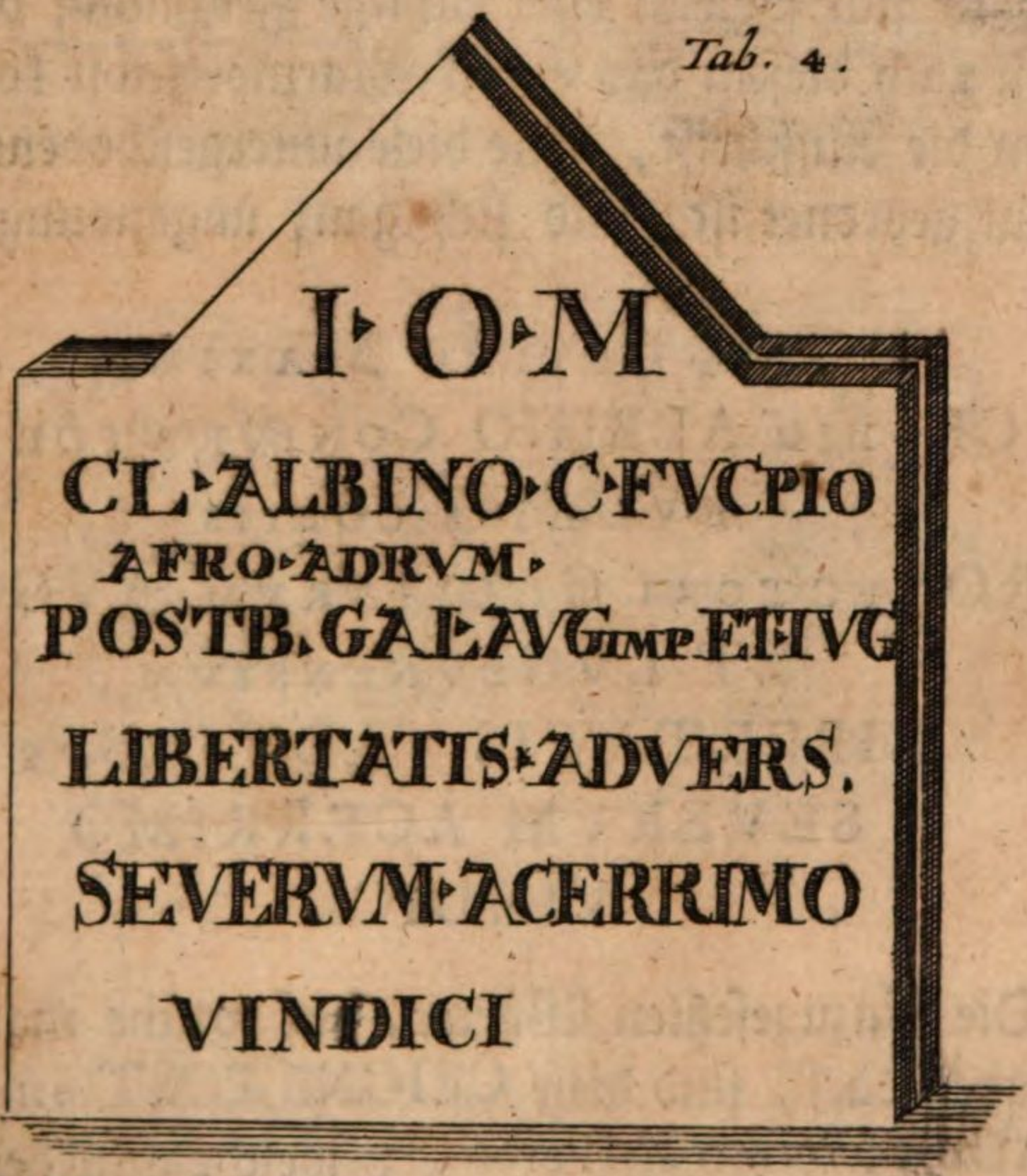
SEVERVM·ACERRIMO

VINDICI

Umstände hinzufügte, die er aus dem Lesen des Lebens Albins gelernet hatte. Diese hinzugesetzten Wörter bestehen aus magern dünnen Buchstaben, die kaum den Marmor berühren, und halb zwischen den Linien, halb in den Buchstaben selbst der alten Aufschrift stehen, die groß, dick, und tief eingegraben sind. Dadurch nun bekam die Aufschrift diejenige Gestalt, welche No. 2. zu sehen ist.

Herr **Spon**, der eine Abschrift von dieser verfälschten Gestalt bekam, und noch darzu eine sehr unvollkommene Abschrift, stellte dieselbe in seinen Recherches d'Antiquité ans Licht. Hier ist sie nach allen Zügen.

Tab. 4.



Der Pater **Menestrier**, welcher nach dem Hn. Spon geschrieben, hat sich eben dieser Platte bedienet, und beyde haben ein Haufen Urtheile von dem Originale gefället, welches sie nie gesehen; indem sie nicht den mindesten Verdacht von den Zusätzen haben, die darzu gekommen sind, und die sie im ersten Anblicke würden gemerket haben.

Indessen hat Herr **Spon** sich damit begnügt, daß er sagt, einer seiner Freunde, dem er diese Aufschrift abgeschrieben mitgetheilet, hätte sie für verdächtig gehalten, und in der That schienen ihm die A, welche man darinnen oben mit einem Häkchen erblicket, nicht aus dem recht guten Alterthume zu seyn.

Der Pater **Menestrier** hat den Tadel noch weit höher getrieben; allein selbiger ist ganz allein aus den übel beschaffenen schlecht abgeschriebenen, und noch schlechter verstandenen Wörtern, hergenommen.

Das **albingische** Haus, wo diese Aufschrift vorhanden war, fiel an einen nahen Anverwandten des Herrn von **Boze**; dieser bath sich sogleich eine richtige Zeichnung davon aus, und ließ nach diesem das Stück Marmor selbst kommen, auf welchem die Aufschrift, ohne diese untergeschobenen Wörter, recht gut geordnet ist, und sich ganz ungezwungen so lesen läßt:

IOVI OPTIMO MAXIMO
CLODIO ALBINO CONIVRATORVM
FVGATIS COPIIS
PROTECTORI GALLIARVM AVGVSTO
ET LVGDVNENSIVM
LIBERTATIS ADVERSVS
SEVERVM ACERRIMO
VINDICI.

Die hinzugesetzten Wörter, auf welche man gar keine Acht haben darf, sind diese CEIONii POSTumi Filio AFRO. ADRVMetino IMPeratori; welche anzeigen, daß der Kaiser **Albin Cejonii Postumi** Sohn, zu **Adrumeto** in **Africa**, gebohren worden.

Man weis, daß **Albinus** sich anfänglich mit dem Titel **Cäsar** begnügen lassen, und daß er den Titel **Augustus** erst angenommen, nachdem er die Absichten entdecket, welche **Severus** wider ihn hatte, ja sogar nachdem er die Bothen

aufge-

Tab. 7.

II

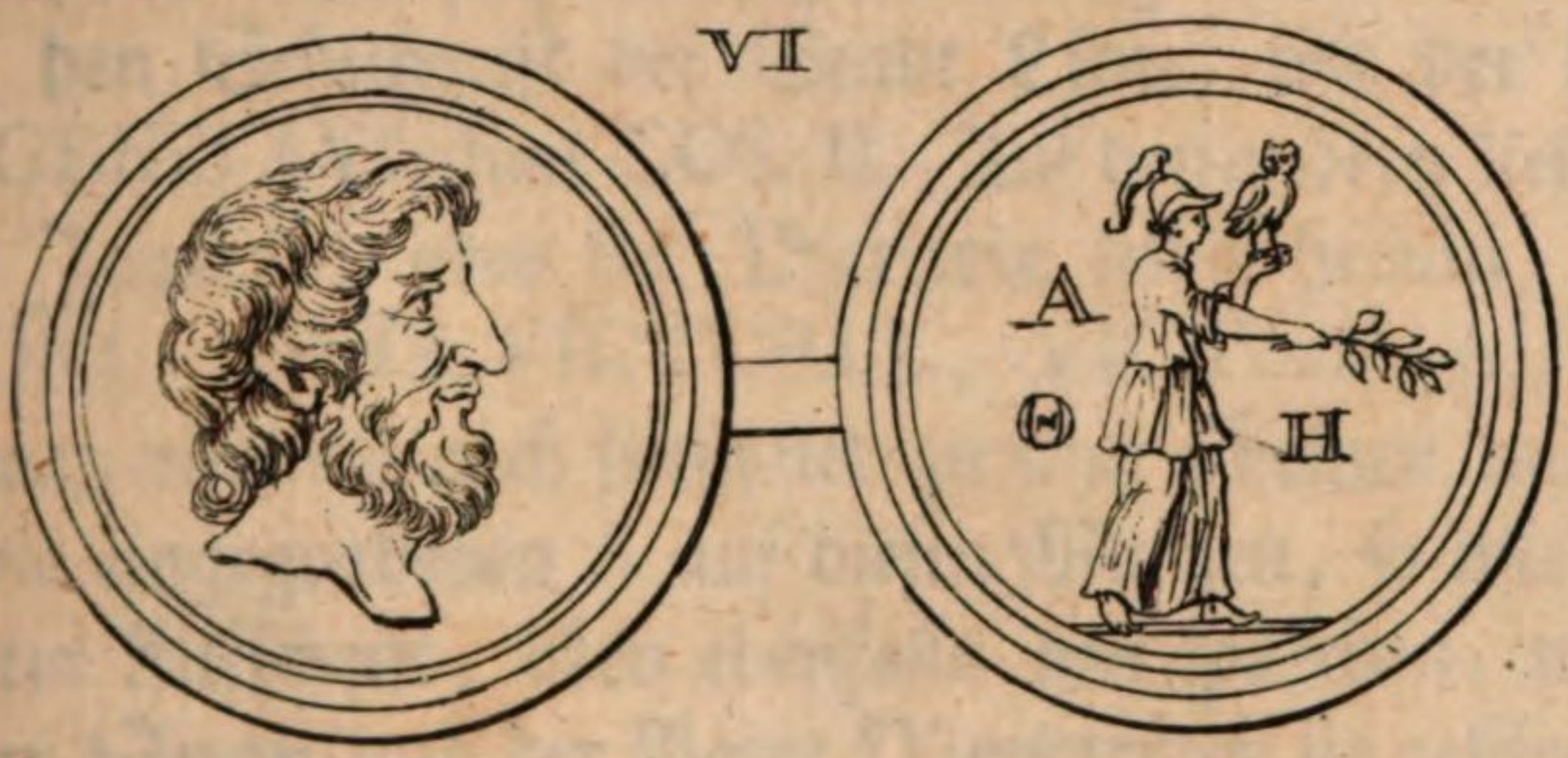
III

IIII

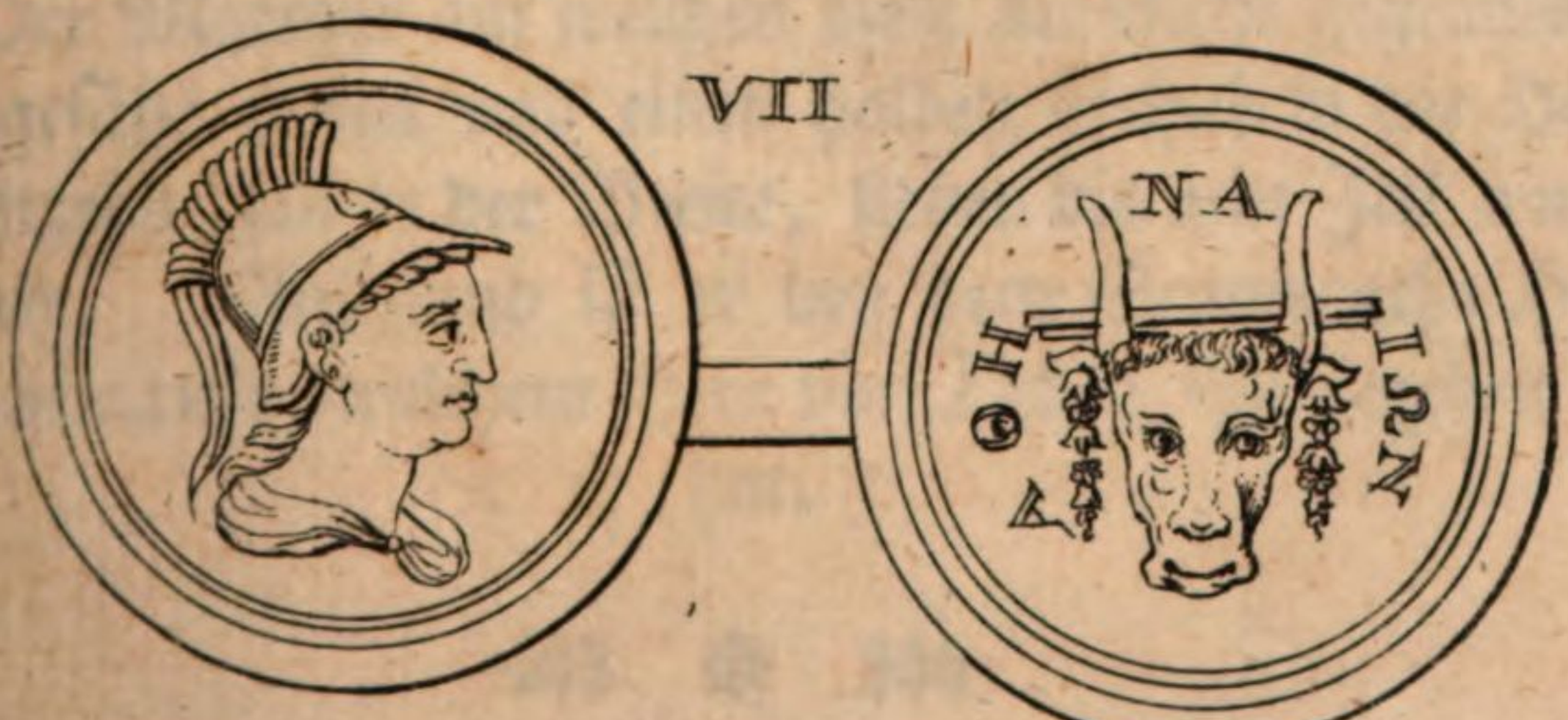
IIII

V

VI



VII



aufgehoben, welche Severus ausgesandt hatte ihn zu tödten. Damals gieng Albin, der in England gewesen war, mit einem zahlreichen Heere nach Gallien über: er näherte sich bis an Lion, welcher Ort sich für ihn erklärete und er trug im Anfange über des Severus Verweser ziemlich ansehnliche Vortheile davon. Unter andern schlug er bey Lion und vieleicht selbst an dem Orte, den man Albigny nennet, den Lupus, welcher ein großes Theil des Kriegsheeres anführete. Unfehlbar war es zu der Zeit, als die Lionenser, welche Albins Glück auch mit betraf, dem Jupiter dieses Denkmaal seiner ersten Heldenthaten weiheten, von denen sie so viel Gutes hoffeten.

Albins Schaupfennige biethen noch eine neue Probe von der Lionenser Ergebenheit gegen seine Person dar und von dieses Kaisers ersten Siegen, die sie alle dem Jupiter verdanketen. Folgendes sind die Schaupfennige:

Auf dem ersten sieht man auf der Gegenseite von Albins Kopfe, den Schutzgeist der Stadt Lion, mit der Ueberschrift: GENio LVGduni COS. II. Auf den andern liest man um den Jupiter, oder der Victorie selbst herum, IOVI VICTORI. IOVIS VICTORIÆ, VICToria AUGusti. Und, was vieleicht noch seltsamer zu seyn scheinen wird, so haben die eingegrabenen A auf diesen Münzen, so wie die in erwähnter Aufschrift, oben ebenfalls das Häkchen, weswegen Herr Spon und der Pater Menestrier sie geschwänzte A nennet, und weswegen sie dem ersteren verdächtig vorgekommen sind.

Der Marmor auf welchen diese Aufschrift gegraben ist, hat ungefähr zween und einen halben Schuh in der Höhe, und achtzehn Zoll in der Breite, sieben bis acht Zoll aber in der Dicke. Anjetzund ist er bey dem Staatsrathe Herrn Foucault, welchem Herr von Boze ihn gegeben hat.

* * * \

gar keinem Zweifel hierinnen statt. Die Aufschrift aber ist nicht so leicht zu bestimmen, und eben bey derselben hat sich Herr **Baudelot** am meisten aufgehalten. Er will, man soll sie so lesen: IEPA ΞΥCTIKH ANTΩN. ΓOPΔIANI IC. CEB. CYNOΔOC: Sacra Xystica Antonii Gordiani praestantissimi, oder fortissimi Augusti synodus; woraus ganz ungezwungen folget, daß dieses das Siegel einer gewissen Zunft von Kämpfern gewesen, die von diesem Kaiser **Gordian** entweder eingesetzt worden, oder die ihn doch als ihren Wohlthäter angesehen. Seitdem die Kaiser nach dem **Augustus** ihre Bildnisse in die Pettschafte stechen lassen, deren sie sich bedieneten, seitdem ist es nicht wahrscheinlich, daß irgend eine Gesellschaft, ohne eine besondere Erlaubniß ein gleiches thun dörfen. Es ist wohl wahr, daß auch Privatpersonen oftmals das Bildniß ihrer Regenten auf ihren Ringen hatten; wie z. E. derjenige, dem man zu **Tibers** Zeiten ein Verbrechen daraus machte, daß er einen solchen Ring an einen ehrlosen Ort gebracht: allein es ist nicht so ausgemacht, daß es dergleichen Ringe hohl eingegraben gegeben, um zum Innsiegel, und noch weniger zum Pettschaft zu dienen.

Nachdem nun Herr **Baudelot** auf die Umschrift kömmt, so sagt er gleich, daß das Wort ΓOPΔIANI vieleicht nach Art der Römer ausgedruckt seyn könnte; daß dieser Gebrauch den Griechen seit langer Zeit eigen gewesen, wie man aus dem Worte AYTOYCTOC sieht, so man in den Büchern und auf den Denkmälern findet. Diese Völker gaben zuweilen ihren eigenen Worten ein lateinisches Ansehen, wie solches viele Aufschriften beweisen und unter andern die 313 Seite im **Gruter**, allwo ARCHIERI mit lateinischen Buchstaben, anstatt Magno Pontifici steht.

Allein Herr **Baudelot** war von dieser Meynung nicht so sehr eingenommen, daß er sie für unstreitig ausgeben wollte. Vielmehr schlug er vor, man sollte die Wörter ANTΩN. ΓOPΔIANI IC für so viel abgekürzte Beywörter nehmen, und die Umschrift so erklären: IEPA ΞΥCTIKH ANTΩ-NIANH ΓOPΔIANH ICEΛACTIKH CEBACTH, oder

CEBACMIOC CYNOΔOC: Sacra Xystica Antoniana Gordiana Iselastica Augusta, oder Augustalis synodus. Es schien sogar, daß diese letztere Erklärung ihm wahrscheinlicher vorkäme, und er suchte dieselbe durch viele merkwürdige Betrachtungen über die Verfassung der Kämpfer, zu bestärken.

Er glaubte nicht, daß diese Gesellschaft der Kämpfer, welche gegenwärtiges Siegel stechen lassen, zu **Smyrna** gewohnet habe, allwo dieß Denkmaal gefunden worden. Er glaubt vielmehr, daß sie in Rom zu Hause gewesen, allwo sich zu **Trajans**, **Hadrians** und **Antonins** Zeiten, beständig eine aufgehalten. Diese Kaiser wiesen derselben gewisse Oerter an, allwo sie sich versammeln und ihre Archive aufbewahren konnte; welches aus einer großen Menge von Aufschriften erhellet. Das Recht der **Iselastiker** bestand darinnen, daß sie auf Kosten des Fürsten, oder der Städte ernähret wurden. Kaum hatte der Kaiser **Trajan** dieses Vorrecht zum Behuf einiger Spiele ausgemacht, die an andern Orten als zu **Olympia** eingesetzt waren, so entstand eine Schwierigkeit, worüber der jüngere **Plinius** den **Trajan** zu Rathe ziehen mußte. Die siegenden Athleten begehrten, daß von dem Augenblicke an, da sie gekrönt wurden, ihnen die Livrey, wenn man so reden darf, zukäme. Der Kaiser aber antwortete, die **Iselastiker** könnten des von diesem Titel abhängenden Rechts nicht eher genießen, als nachdem sie ihren herrlichen Einzug in ihrem Vaterlande gehalten hätten, wie solches auch der Titel ausweiset.

Wenn man, bey Gelegenheit dieses Wortes **Iselastiker**, dem Herrn **Baudelot** streiten wollte, daß die Buchstaben IC, welche auf dem Pettschafte nach ΓΟΡΔΙΑΝΙ eingegraben sind, auch durch ICΕΛΑCTIKH gegeben und erkläret werden könnten, weil, da dieses Wort von ἐισελαύνειν, im Triumph geführet und aufgenommen zu werden, herkömmt, es auch mit EI wie im Stammworte, geschrieben werden sollte: so würde er unfehlbar antworten, daß die Aphaeresis, oder Abkürzung der Buchstaben, eine bey den Griechen gemeine

meine Figur ist. Daß, seitdem diese bey den Römern gelebet, sie sehr viel von ihrer Art zu schreiben angenommen. Er würde noch hinzusetzen, daß diese Veränderung sogar der Art der griechischen Sprache nicht schädlich seyn könne, wenn dieses Siegel von denjenigen verfertiget worden ist, die die ionische Aussprache annahmen; und daß sie gewöhnlichermaßen alles in ein I verwandelt haben, was anderwärts wie ein E ausgesprochen oder geschrieben wurde. Sie sagten: ICTIH anstatt ECTIA; und in einem smyrnischen Marmor, den Herr Spon bekannt gemacht hat, werden die den Iselastikern eigenen Gebräuche ΙΣΗΛΥΣΙΑ genannt. Es ist augenscheinlich, daß dieses Wort für ΕΙΣΗΛΥΣΙΑ, gesetzt worden, wie es die Aussprache der Jonier erforderte.

* *

XXXIX.

Herrn Oudinets Betrachtungen über die athenienſischen Münzen.

Wir haben eine ziemlich große Menge athenienſischer Münzen; allein wir haben keine, die den Stämpel der römischen Kaiser führen: und man muß glauben, daß entweder die Liebe zur Freyheit die Athenienser abgehalten habe, die römische Oberherrschaft auch auf ihren Münzen zu bekennen; oder daß ihre Gottesfurcht ihnen nicht verstattet, etwas anders als ihre Götter darauf zu prägen.

Diese Völker *(Strabo Lib. 9)* waren bey allen ihren Vorrechten erhalten worden, als die Römer Achaja erobert hatten; und Sylla, der sie sechzig Jahre drauf so grausam züchtigte *(Plut. in Sylla)*, weil sie des Mithridates Waffen Vorschub gethan, verletzte dennoch deren Freyheit nicht, welche seiner Rachgier entwischet waren. Als nun

in Italien die bürgerlichen Kriege angiengen, so nahmen die Athenienser sehr hitzig die Partey des **Pompejus**, der für die Republick fochte. **Julius Cäsar** rächete dieß nur mit der einzigen Erklärung, daß er ihnen in Ansehung ihrer Vorältern vergäbe *(Dio Lib. 47)*. Nach **Cäsars** Ermordung aber, vergaßen sie, aus Liebe zur Freyheit, seiner Gnade. Sie richteten dem **Brutus** und **Cassius** Bildseulen auf *(Dio Lib. 47)*, die sie nahe zu **Harmodius** und **Aristogitons** Seulen, als zweener alten Erretter der Stadt **Athen** setzten, und rissen sie nicht eher um, als auf **Marcus Antonius** Bitten, der ihr Freund, ihr Wohlthäter und ihre Obrigkeit geworden war.

Als **Augustus** im neunten Jahre seiner Regierung nach Griechenland kam, so nahm er ihnen die Insel **Aegina**, die **Marcus Antonius** ihnen geschenket hatte, und verboth ihnen zugleich das atheniensische Bürgerrecht zu verkaufen, welche Freyheit sie schon seit langer Zeit gemisbrauchet hatten *(Dio Lib. 54)*. Allein, es sey nun, daß **August** nur von einer Begierde zu Neuerungen angetrieben worden; oder daß er sich noch so wohl der Ehrenseulen erinnert, die die **Athenienser** seines Vaters Mördern aufgerichtet, als auch der Ergebenheit, mit welcher sie seinem Mitwerber zugethan waren: so scheint es doch nicht, daß dieser Kaiser ihre Vorrechte noch auf andere Weise angegriffen, so lange er auch regieret hat; ungeachtet die Geschichte die **Athenienser** beschuldiget, daß sie seine Regierung unruhig zu machen gesuchet haben.

Man kann nicht eigentlich wissen, wie es ihnen unter **Augusts** Nachfolgern ergangen sey, die so gar viele Aenderungen in **Achaja** vorgenommen. Allein des jüngern **Plinius** 24ster Brief im 8ten Buche, giebt uns eine genaue Nachricht von dem Zustande der Stadt **Athen** unter dem Trajan. Folgendes schreibt er an den **Maximus**, der zum Statthalter dieser Provinz ernennet war: „Stelle dir, mein „lieber **Maximus**, vor Augen, daß du nach **Achaja**, nach „dem wahren Griechenlande gehst: dieß ist das rechte eigent-

„liche

„liche Griechenland; von dortaus ſind die guten Sitten „und die Wiſſenſchaften gekommen; ſelbſt der Ackerbau iſt „hier, der allgemeinen Meynung nach, erfunden worden. Be„denke, daß du geſandt biſt Städte und Menſchen zu regie„ren, die ſo frey ſind, als es jemals welche gegeben; ja die „durch ihre Tugenden, Thaten, Bündniſſe, Verträge und „durch ihre Religion, ſich die Freyheit zu erhalten gewußt „haben, die ſie von der Natur erhalten hatten. Verehre „die Götter, als ihre Richter, verehre ihre Helden, die alte „Ehre dieſes Volks, das geheiligte Alterthum ihrer Städte, „die Würde derſelben, die großen Thaten, ja ſogar die Fa„beln und den Stolz dieſes Volks. Bedenke, daß eben die„ſes die Quellen ſind, aus denen wir unſere Rechte geſchö„pfet haben. Erwäge, daß wir nicht ihnen unſere Geſetze „aufgedrungen, nachdem wir ſie überwunden hatten; ſon„dern daß Griechenland uns ſeine Geſetze mitgetheilet habe, „als wir es darum gebethen, und bevor es noch die Macht „unſerer Waffen empfunden hatte. Kurz, du gehſt nach „**Athen! Lacedämon** iſt der Ort, dem du gebiethen ſollſt. „Es würde unmenſchlich und barbariſch ſeyn, ihnen dasje„nige zu rauben, was ſie von ihrer alten Freyheit noch übrig „haben. „

Wenn **Plinius** in ſeinem Briefe dieſe zwo berühmten Städte gleich nicht genennet hätte, ſo würde man ſie dennoch gar leicht an ſeinen Ausdrücken erkennen; inſonderheit die Stadt **Athen**, von welcher das ganze Alterthum eben ſo geredet hat, als dieſer Schriftſteller *(Lucretius Lib. 6. Diod. Sicul. Lib. 13. Cicero pro Flacco)*. Allein was in ſeinem Briefe zu unſerm Zwecke am meiſten dienet, iſt dieß, daß wir einen berühmten Hofmann ſehen, der ſelbſt in **Trajans** Rathe ſaß, welcher die Ueberbleibſel der **athenienſiſchen** Freyheit noch verehret, und uns eben dieſes Volk ſo beſchreibt, wie es noch von der ehemaligen Herrlichkeit und den Wundern ſeines Urſprungs entzücket iſt. Es iſt allezeit voll von ſeinen Göttern und von ſeiner Gottesfurcht, allezeit eifrig auf ſeine Vorrechte und Vorzüge, und unter der Herrſchaft

der Römer noch eben so stolz, als bey dem höchsten Grade seiner Macht, und da es nach nichts geringerm, als der Herrschaft über ganz Griechenland, strebte.

Hadrians heftige Neigung zu den Künsten und Wissenschaften, machte ihm die Stadt Athen beliebt, die noch damals eine öffentliche Schule derselben war *(Spart. in Hadriano)*. Er war von Trajans Regierung an, Archont davon gewesen, und nachdem er selbst zur Regierung gekommen war, so verwaltete er noch immer bey außerordentlichen Feyern die Verrichtungen eines Archonten, um sich den Athenienfern angenehm zu machen. Kurz, die öffentlichen Gebäude, mit welchen er ihre Stadt verschönerte, insonderheit des olympischen Jupiters prächtiger Tempel, den so viele Regenten nicht zur Vollkommenheit hatten bringen können, und den er die Ehre hatte einzuweihen, nachdem er die letzte Hand daran gelegt hatte; seine Ehrfurcht gegen ihre Religion; die Akademien, die Büchervorräthe, die heiligen Spiele welche er bey ihnen einführte; seine Einweihung zu ihren Geheimnissen, ihre Gesetze, die durch seine Fürsorge nach Drakons und Solons, ihrer ehemaligen Gesetzgeber, Vorschrift, gebessert wurden *(Euseb. Chronic.)*, alles dieses machte, daß man ihn für einen andern Theseus hielt. Sie nannten ein gewisses Vierthel ihrer Stadt nach seinem Namen, setzten ihm unzählige Ehrenseulen, und wollten, daß er mit dem Jupiter die Ehre seines Tempels theilen sollte. Allein, so groß auch theils die Erkenntlichkeit der Athenienser, theils ihre Ehrerbiethung oder Schmäucheley gegen den Hadrian gewesen seyn mag: so sieht man doch nicht, daß sie, weder diesen Kaiser, noch irgend einen von seinen Nachfolgern auf ihren Münzen verehret hätten, sondern selbige waren zu allen Zeiten lediglich ihren Göttern heilig.

Herr Oudinet, dem die Akademie im 1705ten Jahre aufgetragen hatte, die athenienfischen Münzen zu untersuchen, welche in des Königes von Frankreich Cabinette sind, berichtete, daß die mehreste Zahl derselben in silbernen einförmi-

förmigen Münzen beſtände, die alle auf einer Seite der **Minerva** Bruſtbild hätten, und auf der Gegenſeite eine Krone von Oelblättern, in deren Mitte eine kleine Eule auf einem umgeworfenen und mit einem griechiſchen Buchſtaben bezeichneten Gefäße ſäße. Der Aufſchrift Αθηναιων ſind die Namen verſchiedener Magiſtratsperſonen hinzugefüget, und dieß iſt, nebſt gewiſſen kleinen Symbolis, die unten im Abſchnitte ſtehen, alles, was dieſe Münzen unterſcheidet, deren Jahrzahl man übrigens eigentlich nicht recht beſtimmen kann.

Man weis, wie groß **Minervens** Gottesdienſt in **Athen** geweſen, und was das Alterthum davon bekannt gemacht hat *(Pauſan. in Attic.)*. Das **athenienſiſche** Gebieth war dieſer Göttinn bey dem berühmten Streite zugetheilet worden, den ſie deswegen mit dem **Neptun** gehabt, allwo der Oelbaum den ſie hervorgebracht, dem Pferde vorgezogen wurde; andere ſagen, er ſey dem Seewaſſer vorgezogen worden, welches **Neptun** aus einem Felſen ſpringen laſſen, den er mit dem Dreyzack geſchlagen *(Herodot. Lib. 8)*. Nichts wird von den alten Schriftſtellern ſo oft wiederholet, als dieſe Fabel, die, wie **Plutarch** in des **Themiſtokles Leben** ſchreibt, nur dazu erfunden worden, daß die **Athenienſer** aus dieſen Symbolis lernen ſollten, ſie müßten den Frieden dem Kriege, und den Ackerbau der Schifffahrt vorziehen. Doch **Euſebius** will in ſeiner **Chronik**, daß dieſer Streit vom **Cekrops**, dem erſten Könige zu **Athen**, geſchlichtet worden. **Auguſtin** ſagt, im 18 Buche **von der Stadt Gottes**, die **Athenienſer** ſelbſt hätten ihn entſchieden, die man deswegen mit ſammt ihren Frauen zuſammen gerufen, ſo wie das Orakel es befohlen: und endlich ſagt noch **Apollodor** im 3ten Buche, die Götter ſelbſt hätten den Ausſpruch gethan, welche **Jupiter** zu Schiedsrichtern dieſes Streites erwählet. Alle aber ſind darinnen eins, daß hievon, ſowohl der Name **Athen**, als auch die beſondere Verehrung dieſer Göttinn bey den **Athenienſern** herkomme, die ſie als ihre Beherrſcherinn anſahen.

Die

Die Festung **Athen**, oder die **Akropolis**, wie die Schriftsteller sie nennen, war ihr insonderheit gewidmet. Denn diese war das Streitfeld, allwo sie über den **Neptun** gesieget, und man zeigte daselbst noch zur Zeit des **Pausanias**, Zweige von ihrem Oelbaume, die Eindrücke von **Neptuns** Dreyzacke am Felsen, und den Rest vom Wasser, das daraus entsprungen war. Es scheint, daß dieser Schriftsteller, der es selbst gesehen haben will, sich insonderheit bemühet habe, an diesem Orte dasjenige zu beschreiben, was **Minerven** angeht; ihre besondern Tempel; diejenigen, die sie mit dem **Vulkan** und **Neptun** in Gemeinschaft hatte; ihre mancherley Ehrenseulen; die Einsetzung ihrer Festtage und Priesterinnen; die Denkmäler ihrer geheimnißvollen Geburt und ihres Sieges; die Ehrenbezeugungen, welche man ihr unter dem Namen **Hygia**, **Venus** oder **Victoria**, erwies; und kurz sogar ihren Wagen und die güldene Lampe, welche allezeit vor ihren Altären brannte.

Die mehresten von denen, die von **Akropolis** gehandelt, haben eben dasselbe berichtet: und kurz, die griechischen Musen sowohl als die lateinischen, haben um die Wette die Andacht der **Athenienser** gegen ihre Göttinn, erhoben. Nichts aber bemerket die Größe und Dauer dieser Andacht so sehr, als ihre Münzen, auf welchen man allezeit, auf der einen Seite **Minervens** Kopf, und auf der andern eine Eule, in einem Kranze von Oelblättern, als der **Minerva** gewöhnlichen Zeichen, erblicket.

Der Oelbaum gehörte ihr mit allem Rechte, insonderheit seit ihrem Siege; und außer dem **Jupiter**, welcher bey den olympischen Spielen zuweilen damit gekrönet worden (*Sophocl. in Oedipo*), hat keine andere Gottheit ihn der **Minerva** streitig machen können. Das Wunderwerk, welches sie in **Akropolis** zu des Oelbaumes Besten gethan, bezeuget zur Gnüge, wie eifrig sie sich seine Erhaltung angelegen seyn lassen. **Herodot** erzählet im 8ten Buche, daß, da dieser Baum mit dem Tempel, bey welchem er gestanden, in die Asche geleget worden, er nach einem Opfer, so man der Göttinn gebracht,

wieder

wieder Kräfte bekommen, und in minder als Tagesfriſt ein Reis hervorgetrieben, welches zwo Ellen lang geweſen.

Was die Eule betrifft, ſo hat man ſie ihr als ein Zeichen der Klugheit gegeben; da dieſes Vogels Kenntniß vom Zukünftigen, von den Alten geglaubet worden. Daher zieht **Dio Chryſoſtomus** in der 12 *Orat.* des **Aeſopus** Fabeln an, um zu zeigen, daß eben aus dieſer Urſache, die Eule, der weiſeſten von allen Göttinnen gefallen. Dieß ſind ſeine eigenen Worte, die der **Minerva** mehr Ehre bringen, als die Einbildungskraft derjenigen, die ihr Eulenaugen beygelegt haben, um dieſes Zeichen zu beſtätigen. Allein vieleicht hat dieſes Bild auch einige Verhältniß mit den **Athenienſern** ſelbſt? Die Eule war, wie **Antiphanes** im **Athenäo** ſagt, ein in ihren Gegenden ſehr gemeiner Vogel; und übrigens darf man ohne Bedenken zugeben, daß dieſe Göttinn mit der Stadt **Athen** einerley Kennzeichen gehabt. Das iſt gewiß, daß man den Namen der Eule auch den **attiſchen** Münzen gegeben. In dieſem Sinne ſagt eines reichen **Lacedämoniers** Sklave, daß unter dem Dache ſeines Herren eine gewaltige Menge von **Eulen** niſtete.

Allein, warum ſtehen die Eulen in dieſen Münzen auf umgeworfenen Gefäßen, die durch verſchiedene Buchſtaben bezeichnet ſind? Sollten wohl die **Athenienſer**, wie die meiſten Alterthumsforſcher bisher geglaubt haben, dadurch andeuten wollen, daß ſie zuerſt die Verfertigung der irdenen Gefäße erfunden? Dieſe Ehre macht ihnen niemand ſtreitig. Man weis vielmehr, daß ſie eben deswegen **Prometheen** genennet worden. Sie haben aber wohl wichtigere Sachen erfunden, und doch auf den Münzen damit nicht gepralet.

Was die kleinen Nebendinge betrifft, die dieſe Gegenſeiten von einander unterſcheiden, als, ein Donnerkeil, ein Dreyzack, eine Aehre, ein Geyer, ein **Pegaſus**, der Sonnen Kopf, der **Victorie** Wagen, und der **Ceres** Fackel; ſo könnte alles dieß ebenfalls ſeine Erklärung finden, und zwar in der Athenienſer Religion ſelbſt, als viele andere Kennzeichen

then ihrer übrigen Götter ; allein die Hauptfigur zeigt doch ihren wahren Gottesdienst an.

Noch eines ist, was in den silbernen Münzen einige Aufmerksamkeit verdiente, nämlich die verschiedenen Namen, Αθη. Λυσανδρος. Οινοφιλος. Θεολογος. Ηλιαδος. Μενεφρων etc. wodurch man sie von einander unterscheidet. Es ist kein Zweifel, daß dieses eben so viele Namen von atheniensischen Magistratspersonen sind; allein es fraget sich nur, ob es die gewöhnlichen **athenienſischen Archonten**, oder andere Bediente gewesen, die dem Münzwesen vorgesetzt seyn mochten. Die Untersuchung und Vergleichung ihrer Namen könnte zur Entscheidung einer Schwierigkeit dienen, an welche bisher noch niemand gedacht hat.

In den **athenienſischen** metallenen Münzen, herrschet nicht minder **Minervens** Gottesdienst, als in den silbernen. Außer einem einzigen Kopfe vom **Jupiter**, sieht man allenthalben **Minervens** Brustbild, und allezeit mit dem Helme, ja zuweilen mit Helm und Schild zugleich; allein die Gegenseiten sind mannigfaltiger als in den silbernen Münzen. Wir wollen die merkwürdigsten allhier beschreiben.

Auf der ersten (s. d. I. **Num.**) steht ein **Mars** auf einer Galeere. Auf dem linken Arme trägt er ein Siegeszeichen, und streckt die Rechte nach dem Vordertheile, allwo eine Eule sitzet, als das eigentliche Zeichen eines Sieges zu Wasser, oder der Rückkehre eines Helden nach einem Zuge über Wasser, wobey die Weisheit das Ihre gethan.

Aus der **athenienſischen** Geschichte kann man die Wahl haben. Diese Stadt hat sich vor allen andern viele Jahrhunderte lang, durch ihre Seemacht hervorgethan; allein, weder die **Athenienser**, noch die andern **griechiſchen** oder **aſiatiſchen** Völker, haben sich der Münzen bedienet, um ihre Thaten kund zu machen. Höchstens sieht man etwas von ihren Stiftern, oder fabelhaften Helden darauf. Also muß man auch nicht in den Geschichten, sondern in den **Fabeln von Athen**, dieser Münze Ursachen suchen; und vielleicht

leicht findet man, daß ſich nichts beſſer dazu ſchicke als des **Theſeus** Wiederkehre, nach verrichteter That auf der Inſel **Creta**.

Die andere Münze (ſ. d. II. **Num.**) ſtellet eine **Minerva** dar, faſt eben ſo wie **Phidias** dieſelbe in der ſchönen Seule vorgeſtellet, die er auf der **Athenienſer** Bitten, nach der Schlacht bey **Salamis** machte. Sie ſteht, hat den Helm auf, und iſt mit einem langen Rocke gekleidet, der ihr bis auf die Füße geht: ſie hat einen **Meduſenkopf** auf der Bruſt, eine Lanze in der Rechten und eine **Victorie** in der Linken.

Auf der dritten (ſ. d. III. **Num.**) iſt abermals eine **Minerva**, die einer um einen Oelbaum geſchlungenen Schlange zu eſſen darreicht. Dieſes nun, kann ſich entweder auf den Drachen ſchicken, der ihren Tempel bewacht, und von einer ihrer Prieſterinnen ernähret ward; oder auf den **Erichton**, der, wie die Schriftſteller ſagen, von ihr unter einer Schlangen Geſtalt ernähret worden.

Die IV. **Nummer**, enthält einen Oelbaum zwiſchen einer Eule und einem Gefäße.

Auf der V. ſtehen **Jupiter** und **Minerva**, einer mit dem Donner, und die andere mit ihrem Schilde gerüſtet. Sie ſcheinen einander an den Seiten eines Oelbaums die Hände zu geben. Auf dem Baume ſitzt eine Eule: unten aber liegt eine Schlange um den Stamm herum, deren Kopf nach unten liegt.

Die V. und VI. **Nummer**, ſetzen **Jupiters** und der **Minerva** gemeinſchaftlichen Gottesdienſt ganz beſonders feſt. Auf der einen ſieht man eines theils dieſes Gottes Kopf, und die Göttinn an der andern Seite ſtehend, wie ſie einen Oelzweig und eine Eule hält. Die andere Münze zeiget auf einer Seite **Minervens** Bruſtbild, auf der Gegenſeite aber einen mit Blumenſchnüren gekrönten Stierkopf, als ein dem **Jupiter** geſchlachtetes Opfer.

Es gab auch in **Athen** viel andere Denkmäler, auf welchen dieſe Götter ſo vereiniget ſtanden (*Pauſan. in Attic*).

Ein

Ein dem **Jupiter** zu Ehren errichteter Altar, in der **Pandrosa** Tempel neben **Minervens** Altare. Wiederum einen Altar in der **Aglaura** Tempel, der **Pandrosa** Schwester, allwo man dem **Jupiter** und der **Minerva**, als den Landesgöttern opferte. Noch einen Tempel den sie gemeinschaftlich neben dem öffentlichen Schatze, unter dem Namen der **Erhalter** hatten: und endlich noch Ehrenseulen, die ihnen beyden in dem **Prytaneo** unter dem Namen der **Senatoren**, oder **Richter**, aufgerichtet waren.

Wir kennen noch einige andere **atheniensische** Münzen, allein es steht lediglich eine **Minerva** darauf. Die **Athenienser** konnten auch der Göttinn der Weisheit nie zuviel Ehre beweisen, von welcher sie glaubten, daß sie den Rathsversammlungen vorstünde, über ihre Obrigkeit wachte, ihren Kriegern Muth einflößete, ihre Dichter begeisterte, ihnen Redner zöge, und ihren Weltweisen selbst beystände.

Allein es wäre zu wünschen, daß eben diese Göttinn (ihren eigenen Nutzen bey Seite gesetzt) die Münzmeister auch etwas besser unterrichtet hätte. Andere Völker haben uns wenigstens durch ihre Münzen, etwas von ihrer Regierungsforme, von ihren Vorrechten, Bündnissen, öffentlichen Spielen, Festtagen, von ihres Landes Seltenheiten, und von den Zeiten gelehret, wann diese Münzen geschlagen worden. Nur die **Athenienser** haben für gut befunden, ihnen hierinn so wenig nachzuahmen, als in der Gewohnheit den römischen Kaisern zu Ehren Münzen zu schlagen. Sie waren ganz in ihre Religion eingeschlossen, und vernachläßigten alle solche Denkmäler: ja, man kann von denjenigen, was wir von den **atheniensischen** Münzen noch übrig haben, eben das sagen, was man von den Ruinen der Stadt sagt, die ehemals so blühend und prächtig, ein Schauplatz der menschlichen Weisheit und Tapferkeit, und die öffentliche Schule der Wissenschaften und Künste gewesen:

Quid *Pandioneae* restat, nisi nomen *Athenae!*

XL.

Herrn Oudinets Betrachtungen über die lacedämonischen Münzen.

Das erste was wir angemerket haben, da wir von den athenienſiſchen Münzen redeten, war dieſes, daß in der Folge der Münzen dieſes Königreichs keine mehr davon gefunden werden. Man hat daſelbſt geſaget, daß der große Eifer der Athenienſer für ihre Religion und Freyheit, allem Anſehen nach die Urſache wäre, welche ſie abgehalten, die Bildniſſe der römiſchen Kaiſer auf ſolche Denkmäler zu prägen, die nur allein den attiſchen Gottheiten gewidmet zu ſeyn pflegten.

Hier aber ſehen wir ein anderes Volk, das eben ſo andächtig und eben ſo frey war und ſich dennoch nach dem Beyſpiele der Athenienſer nicht gerichtet hat. Die Lacedämonier nämlich, die freyeſten von allen Griechen, wie das Alterthum ſelbſt ſie nennet, (*Philoſtrat. Lib. VI. Cap. 13.*) und die in der uns bekannten Welt, ihrer Geſetze und Gebräuche am längſten genoſſen haben; dieſes Volk blieb der römiſchen Republick allezeit treu, welche, nachdem ſie ſich ganz Achaja unterwürfig gemacht hatte, ſelbigem das Regiment wieder gab (*Strabo Lib. 8*); welches ſich auch die Hochachtung und Freundſchaft ſeiner Ueberwinder, bis ans Ende zu erhalten wußte (*Pauſan. Lib. 3*). Die Lacedämonier erbaueten dem Julius und Auguſtus zu Ehren Tempel, ſo bald ſie eine neue Wohlthat empfangen hatten; inſonderheit aber waren ſie dem Tiber ſehr ergeben, deſſen Vorfahren ſeine offenbaren Gönner geweſen (*Dio Lib. 54. Sueton. in Tiber. Cap. 6*). Kurz, Sparta hielt es ſich für keinen Schimpf, viel weniger glaubte man den lakoniſchen Göttern eine Schmach anzuthun,

thun, wenn es seine Münzen mit dem Stämpel der Nachfolger seiner Prinzen zierete.

Herr **Oudinet**, der im 1705ten Jahre, alle **athenien-sische** Münzen aus dem königlichen französischen Vorrathe untersuchet hatte, nahm sich auf das folgende Jahr, eben dieselbe Arbeit mit den **lacedämonischen** Münzen vor. Er hat also einige gefunden, die mit **Hadrians, Antonini Pii, Marci Aurelii** und **Commodi** Namen und Köpfen geschlagen gewesen. Herr **Vaillant** führet auch eine vom **Nero** an, die in der königlichen Sammlung nicht ist; und obgleich **Nero** niemals nach **Sparta** gehen wollen, weil ihm **Lykurgs** Gesetze zu strenge waren, vor welchen er sich eben so sehr gefürchtet haben soll, als vor den **athenien-sischen** Furien *(Dio Lib. 63)*: so muß man dennoch glauben, daß die **Lacedämonier** ihm nichts desto minder zu liebkosen gesuchet, als er sich in den griechischen Spielen hervorgethan. So viel ist gewiß, daß **Castors** und **Pollux** Köpfe, die Herr **Vaillant** auf der Gegenseite der **neronischen** Münze, welche er gesehen hat, angiebt, sich mit den **übrigen spartanischen** Münzen vollkommen wohl vertragen; bey welchen nur von diesen alten **lakonischen** Königen die Rede ist, welche durch die Fabeln berühmter sind, als durch die Geschichte.

Auf der **hadrianischen** Münze werden diese berühmten Zwillinge, zu Pferde, mit gesenkter Lanze, vorgestellet, wie man sie gemeiniglich auf den **consularischen** Münzen erblicket, und eben so wie sie dem **Dictator Postumius** in der Schlacht erschienen, die er wider die Lateiner gewann.

Die zweyte Münze zeiget den **Antonin**, und auf der Gegenseite stehen die **dioscurischen** Mützen. *(Festus Lib. 4.)* Das Alterthum stellte sie mit Mützen dar, weil die **Lacedämonier** mit einer ähnlichen Art von Helmen in die Schlachten giengen. A pileatis nona fratribus pila, sagt **Catull** im 37 **Carm.** indem er vom **Castor** und **Pollux** spricht.

Was

Was die Sterne betrifft, die oben auf diesen Mützen schweben, so kann man sie für Weihungszeichen halten. Jedermann weis, daß die alte Astrologie aus diesen zween Brüdern das Himmelszeichen der Zwillinge gemacht hat; und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Gebrauch, Sterne über ihre Gräber zu seßen, seinen Ursprung hiervon genommen. Cicero redet im 1 B. *de Diuinat.* von zween goldenen Sternen, die ihnen zu **Delphis**, nach **Lysanders** Siege gewidmet worden, der für die **Lacedämonier** so glorreich war, und welche einige Tage vor der **leuktrischen** Schlacht, die eben diesem Volke so nachtheilig war, von selbsten fielen. Allein, man könnte diesen Gebrauch auch auf die Flammen deuten, welche über dem **Castor** und **Pollux** nach einem Ungewitter zu sehen waren, davon das Schiff der **Argonauten** bestürmet ward, und weswegen man diejenigen Feuer nach ihrem Namen genennet, welche sich zuweilen nach den Ungewittern an die Masten der Schiffe hängen:

Quorum simul alba nautis
Stella refulsit. *Horat. Carm. Lib. I.*

Die folgende Münze vom **M. A. Antonin**, betrifft auch noch die Dioscuros. Sie werden auf selbiger stehend, in Gestalt zweener Jünglinge von gleichem Alter, von einerley Ansehen, Stellung und einander vollkommen ähnlich, vorgestellet. Diesen Begriff hatte man sich von diesen zween Brüdern gemachet, deren Vereinigung so berühmt geworden. Man sagte, daß **Pollux**, der aus besondern Ursachen allein unsterblich gewesen, vom **Jupiter** erhalten, daß **Castor** diese Unsterblichkeit mit ihm theilen, und sie beyde wechselsweise leben und sterben möchten:

Si fratrem Pollux alterna morte redemit,
Itque reditque viam toties. *Virg. Aen. 6.*

Diese Erdichtung hatte, wie **Servius** saget, keinen andern Grund, als die weite Strecke und Lage des Zeichens der Zwillinge, davon ein Theil bereits auf dem Gesichts-

kreise ist, indem man den andern noch gar nicht erblicken kann. Allein, die Fabel gründe sich nun worauf sie wolle, so ist es doch gewiß, daß sie von des **Pollux** Freundschaft gegen seinen Bruder, keinen höhern Begriff machen können. Könnten wir nicht auch sagen, um noch näher zu unserm Zwecke zu kommen, die **Lacedämonier** hätten auf dieser Münze, auf des **Verus** Beygesellung zum Regimente gesehen? **Antonin** hatte ihn nur an Kindesstatt angenommen, ohne ihn zum Kaiser zu erklären: da aber nach **Antonins** Tode, **Marcus Aurelius** Herr allein geworden war; so gab er ihm den Titel Cäsar und **Augustus**, und nahm ihn in der Oberherrschaft zum Mitgenossen an, so wie er es bereits im Consulate gewesen. Damals sah man zum erstenmale zween Kaiser auf dem römischen Throne beysammen; und dieß schien so was neues zu seyn, daß auch dieses Jahr in den **Fastis**, durch das Consulat der **beyden Auguste**, bemerket ward *(Spart. in Vero)*. Ja, es fehlte nicht viel, so hätte man davon eine neue Jahrrechnung in dem ganzen Reiche angefangen.

Es scheint, **Dio** habe im 71 Buche zu verstehen geben wollen, **Marcus Aurelius** habe sich nur deswegen eines Theiles der Regierung entledigen wollen, um seiner Gesundheit zu schonen, die sehr schwach war, oder sich der Philosophie, die er über die Maßen liebte, destomehr zu ergeben. Allein **Aristides** giebt *(Orat. 16)* einen viel edlern Bewegungsgrund dieser Handlung an. **Was** Marcus Aurelius hier gethan, saget er, **das ist die edelste That, die jemals ein Regent vollführet hat. Er hat dadurch seine Unterthanen und alle Menschen lehren wollen, daß man nach seinem Beyspiele, unter einander als Brüder leben, und einer dem andern Ehre erweisen solle, um alle Zerrüttung und Uneinigkeit aus der menschlichen Gesellschaft zu verbannen.**

Auch andere haben des **Marcus Aurelius** Selbstverleugnung in diesem Stücke, und die unter ihm und dem Ve-

rus

rus waltende Freundschaft gelobet, davon er selbst in seinem Leben ein Zeugniß giebt. Jedoch ist das Zeugniß der Münzen und Aufschriften nicht ungültiger, als dasselbe.

Die Lacedämonier hatten unter ihren Göttern ein gar zu großes Beyspiel der brüderlichen Liebe, als daß sie eine so schöne Gelegenheit hätten vorbey lassen sollen, dieselbe mit ihren Regenten zu vergleichen: und Castors Beygesellung gab hier eine ganz ungezwungene Vergleichung ab. Ja so gar die Namen dieser Völker, schienen durch die mit den Figuren durchflochtenen Buchstaben, allhier nichts anders als Eintracht und Uebereinstimmung anzudeuten.

Man setzet auch noch unter Marci Aurelii Zeiten eine Münze von Lacedämon und Sagalassus, auf welcher die Schutzgeister dieser zwo Städte mit ihren Namen ΛΑΚΕΔΑΙΜΩΝ, CAΓAΛΑCCOC vorgestellet werden: der eine, unter dem Bilde des Kaisers, der andre unter der Gestalt einer Frauen, die diesen Prinzen krönet, und ein Horn des Ueberflusses hält. Lacedämon, welcher die Sparta, des Eurotas Tochter geheirathet hatte, gab diesem Lande seinen Namen, welches ehedem Lelegia geheißen, und den Namen seiner Gemahlinn legte er der Hauptstadt bey: und eben daher kömmt es, daß man die Namen Sparta und Lacedämon immer vermenget hat. Sagalassus aber war eine Stadt in Pisidien, deren Bürger für die tapfersten Leute dieser kriegerischen Provinz gehalten wurden; welches sich auch ziemlich gut für Völker schickte, die mit den Lacedämoniern im Bündnisse stunden, ja allem Ansehen nach von ihnen herstammeten: wie z. E. die Selgäer, eine andere Stadt in Pisidien, welche Strabo im 12 Buche, für eine lacedämonische Pflanzstädte erkennet; und von welcher man unter dem Decius ebenfalls eine solche Beygesellung anführet. Jedoch wir wollen wieder auf unsere Münzen kommen.

Die vierte stellet den jungen Commodus vor. Die Keule auf der Gegenseite, zwischen zwoen Mützen mit Ster-

nen, zeiget an, daß man in **Lakonien** den **Herkules** zugleich mit den **Dioscuren** verehret habe.

Die **Lacedämonier** schmäuchelten sich dermaßen mit dem Schutze dieser Götter, daß sie auch glaubten, derselbe erstrecke sich so gar auf ihre Bundsgenossen. Man erzählet, daß, als die **Lokrier** gekommen, sie um Hülfe wider die **Crotoner** anzurufen, man sie ohne Bedenken an den **Castor** und **Pollux** verwiesen habe. Die **lokrischen** Abgesandten wären damit auch zufrieden gewesen, und hätten diesen Göttern in dem nächsten Tempel geopfert: darauf aber wären sie mit so völliger Gewißheit des Sieges in See gegangen, als ob sie den **Castor** und **Pollux** selbst mit zu Schiffe hätten.

Justinus, der im 4ten Capitel seines 20sten Buchs, diese Sache in allem Ernste erzählet, fähret ferner fort und saget, daß, als einige Zeit hernach, funfzehntausend **Lokrier**, bey der berühmten Schlacht zu **Sagra**, in **Italien**, ein Heer von hundert und zwanzig tausend **Crotonern** geschlagen; zween unbekannte Jünglinge, von heldenmäßigem Ansehen, mit purpurfarbenen Kleidern und ganz sonderbaren Waffen, für die Ueberwinder gefochten, und daß der Ruf von diesem großen Siege, sich zu **Athen**, **Korinth** und **Lacedämon**, an eben demselben Tage ausgebreitet hätte.

Wir haben auch noch eine Münze vom **Commodus** unter dem Namen der **Beygesellung von Smyrna und Lacedämon**; allein sie ist zu **Smyrna** geschlagen. Der sitzende **Jupiter** hält mit der rechten Hand eine **Victorie**, und stellet auf dieser Münze den Schutzgeist von **Smyrna**; **Minerva** hingegen, oder die stehende und gewaffnete **Venus**, den **lacedämonischen Schutzgeist** vor.

Minerva herrschete in **Lakonien** nicht so unumschränkt, als im **attischen** Gebiethe *(Pausan. Lib. 3)*: allein sie hatte ihren Tempel zu **Lacedämon**, wie zu **Athen**, an einem über die ganze Stadt erhabenen Orte. **Tyndarus** legete den Grund dazu, und **Castor** und **Pollux** arbeiteten

auch

auch mit daran. Sie baueten auch *(Ibid.)* den Tempel der **Minerva Asia**, nach ihrer Rückkehr aus **Kolchis**; und außer denen Tempeln, die ihr noch sonst in **Lakonien** gewidmet waren, ist der Tempel der Mineruæ Ophthalmitidis annoch merkwürdig *(Plut. in vita Lycurgi)*. **Lykurgus** weihete ihn unter diesem Namen auf der Burg **Alpium**; weil dieser Ort ihm zur Zuflucht vor **Alkanders** Zorne gedienet hatte, der mit seinen Gesetzen nicht zufrieden war, und ihm die Augen wollte ausstechen lassen *(Plut. in Instit. Lacon.)*.

Eine sehr merkwürdige Sache auf der fünften Münze, ist diese, daß **Minerva** nicht im Rocke ist, wie man sie gemeiniglich sieht; sondern in allen Stücken bewaffnet steht, und dem Gotte **Mars** ziemlich gleich kömmt. So bildeten die **Lacedämonier** ihre Götter und Göttinnen ab, in der Ueberzeugung, daß es sich für ein ganz kriegerisches Volk nicht schicke, unbewaffnete Gottheiten anzuflehen; und daß die Götter selbst nicht in solchem Stande an Oertern gesehen werden müßten, allwo man keine größere Tugend erkannte, als die Tapferkeit. Vieleicht wollte dieses Volk, welches in allen Stücken von andern Völkern unterschieden war, auch im Gottesdienste selbst etwas besonders haben. Genug, es war ein unverbrüchliches Herkommen in **Lacedämon**, daß alle Gottheiten gewaffnet seyn mußten. Selbst **Venus** war nicht ausgenommen:

Armatam Venerem vidit Lacedaemone Pallas.
Auson. Epigr. 41.

Sie hatte gar daselbst einen Tempel unter dem Namen der **gewaffneten Venus**; und dieß kann zu einem Zweifel Anlaß geben, ob sie es nicht, an statt der **Minerva** sey, welche man auf dieser Gegenseite erblicket.

Nach dem **Commodus** findet man, in den Münzen des römischen Reichs, ferner nichts von **Lacedämon**. Kaum daß die Geschichte der folgenden Jahrhunderte einmal von dieser Stadt redet, ungeachtet sie unter den Anto-

ninen noch so blühend war. Herkules ist in den meisten ganz lacedämonischen Münzen die Hauptgottheit; das heißt in denen, daran die Römer keinen Theil hatten: sie mögen nun zur Zeit der Republick, oder seit der Errichtung des Kaiserthums, geschlagen seyn, dergleichen die sechste, siebende und achte auf beygehendem Kupferblatte sind.

Wir haben schon gesaget, daß Herkules den Weihrauch der Lacedämonier mit dem Castor und Pollux getheilet: und diese Theilung war auch sehr billig; denn er hatte Lakonien sehr große Dienste geleistet. Seine Nachkommen hatten daselbst in einer Folge, seit ihrer Rückkunft in Peloponnesus, bis auf Lykurgs Zeiten regieret, und die Lacedämonier hatten sich ein Gewissen gemachet, keinen andern Königen zu gehorchen, als die vom Herkules abstammeten. Also konnten diese Helden auch auf die Ehre ihrer Münzen eben sowohl einen Anspruch machen, als die Dioscuren.

Die achte Münze stellet ihn auf einer Seite mit der Löwenhaut auf dem Kopfe vor, und auf der andern sieht man zwey Gefäße mit Schlangen umwickelt, welches sich ziemlich ungezwungen auf seine erste Arbeit und auf diejenigen Gefäße schicket, die das Alterthum ihm gewidmet hat. Die mit Schlangenstäben verbundenen Keulen auf den folgenden Gegenseiten könnten auch in Herkuls und der Minerva Gottesdienste ihre Deutung finden. Allein diese Symbola und die Lorberkronen, womit sie umgeben sind, scheinen vielmehr anzudeuten, daß die Lacedämonier sich durch ihre großen Thaten furchtbar gemacht, so wie auch Herkules gethan, und daß sie dadurch Schiedsrichter des Krieges und Friedens geworden.

Nun stünde es noch dahin, ob der bärtige Kopf, um welchen auf beyden Münzen ΛΥΚΟΥΡΓΟΣ steht, Jupiters oder Lykurgens Kopf sey? Vieleicht war es den Lacedämoniern nicht unlieb, wenn die Nachkommen sich hierinn irren könnten. Die meisten Gesetze, welche Lykurgus

gegeben,

Tab. 9.

ANCIENNES MEDAILLES DE CROTONE

Aujourd'huy CORTONA *Ville du Royaume de Naples*

Dans la Calabre Ulterieure.

ARG.

gegeben, gleichen des **Minos** Gesetzen, den ältesten, die man in ganz Griechenland gehabt, welche man auch gemeiniglich dem **Jupiter** zuschreibt. Man sagte, **Lykurgus** sey auf der Insel **Creta** gewesen, um sie desto besser zu fassen, in der Zeit, da er des spartanischen Königes **Charilaus** Vormund war. Dieß gestunden die **Lacedämonier** selbst, und **Plato** sagt es gerade heraus *(3. de Legib.)*, daß des **Minos** und **Lykurgs** Gesetze Geschwister wären. Da nun die gemeine Meynung wirklich dahin geht, daß **Jupiter** dem **Minos** die cretischen Gesetze eingegeben *(Cicero Tusc. Quaest. Lib. II.)*; so kann man aus allem diesen ungezwungen folgern, daß die **Lacedämonier** bis auf die Quelle zurück gehen, und ihren Gesetzgeber, dem sie bereits einen Tempel gebauet, und öffentlich göttliche Ehre erwiesen hatten, für einen andern **Jupiter** ausgeben wollen *(Plut. in Vita Lycurg.)*.

Golzius führet zwo Münzen von zween alten **lacedämonischen** Königen, dem **Agesilaus** und **Polydorus** an; allein die Lorberkronen kommen ihnen auf keinerley Weise zu, und das übrige noch weniger. Wir halten uns daher nur an die Münzen, von welchen wir Rede und Antwort geben können. Sie gehen zwar nicht bis auf die eisernen Münzen zurück, welche zu **Lykurgs** Zeiten einzig und allein üblich waren; allein sie sehen noch dem ausdrücklichen Verbothe goldener und silberner Münzen ähnlich, welches die **Lacedämonier** so beständig beobachtet. Kurz, diese Völker haben uns nur kupferne Münzen gelassen, und alles was darauf steht, das geht die **lakonischen** Gottheiten an, wie bey den **athenienſischen**, die **attischen** Götter. Mehr muß man in demjenigen nicht suchen, was diese zwo so berühmten Republicken betrifft, die sich einander die Herrschaft über Griechenland streitig gemacht, bis sie mit Griechenland selbst unter das römische Joch gerathen sind.

* * * \

gleichermaßen aus den crotonischen Münzen ersehe, daß die Crotoner insonderheit die Juno, den Apollo und den Herkules verehret haben.

Um nun diese Anmerkungen desto angenehmer und nützlicher zu machen, so endigte Herr von Boze dieselben mit einigen historischen Betrachtungen über die croronischen Münzen, welche derselbe auf die besondere Erklärung derer Münzen zurückbringt, deren Zeichnung man allhier erblicket.

Dionysius von Halikarnaß und Strabo, die beyderseits von der Erbauung von Crotona reden, leiten selbige, ein jeder, vom Myscellus dem Anführer der Achäer her: und Dionysius von Halikarnaß, welcher deren Zeitpunct festsetzet, bestimmet dieselbe auf das dritte Jahr der XVII Olympias, welches, nach ihm, mit dem vierten Jahre von des Numa Regierung übereinkömmt.

Myscellus war nach Delphis gereiset, des Apollo Orakel wegen des Ortes zu befragen, dahin er die Stadt bauen sollte, und fand daselbst den Korinthier Archias, welcher in eben der Absicht hingekommen war. Der Gott hörte sie günstig an, und nachdem er ihnen den Ort angezeiget, welcher zu ihren Erbauungen der vortheilhafteste war, so schlug er ihnen noch verschiedene Vortheile vor, und überließ ihnen, unter andern, die Wahl zwischen dem Reichthume und der Gesundheit. Den Archias rührte der Reichthum, Myscellus aber bath um die Gesundheit, und Apollo hielt einem jeden Wort. Archias gründete Syracusa, die in kurzer Zeit die reichste Stadt in Griechenland ward. Myscellus erbauete Crotona, welche wegen des langen Lebens und der natürlichen Stärke ihrer Einwohner so berühmt geworden, daß man, wenn man von einem sehr gesunden Orte reden wollte, allwo die Luft überaus rein wäre, gemeiniglich zu sagen pflegte Κρότωνος ὑγιέσερος, salubrior Crotone: (*Strabo Lib. VI*).

Der Name Crotona ward dieser Stadt keinesweges von ungefähr gegeben. Diodor von Sicilien schreibt in sei-

nem

nem 6 Buche, daß Herkules durch dieses Land gekommen und von einem Helden Namens Croton aufgenommen worden, und aus Eifer auf einen Straßenräuber Lacinius, der ihm dann und wann einige von seinen Ochsen gestohlen, den Croton aus Versehen erschlagen. Herkules dem diese That überaus leid ward, erzeigte dem Andenken seines unglücklichen Wirthes alle mögliche Ehre. Er ließ ihm ein Grab an dem Ufer des Flusses Aesarus aufrichten, und weißagete zugleich, daß an eben diesem Orte dereinst eine große Stadt entstehen würde, die man nach dem Namen des Verstorbenen nennen würde.

Nun war Crotons Grabmaal noch vorhanden und Herkuls Weißagung noch nicht vergessen, als Apollons Orakel den Myscellus in diesen mittäglichen Theil von Italien verwies. Man will sogar, Myscellus wäre im Traume ermahnet worden, seiner neuen Stadt den Namen Crotona zu geben, wofern er wollte, daß Herkules einer ihrer Beschützer seyn sollte. Einige Meilen davon stand auch der Juno Tempel mit dem Zunamen Lacinia, welchen dieser Held erbauete, nachdem er den Räuber Lacinius nachdrücklich gestrafet hatte. Livius machet uns einen herrlichen Begriff von diesem Tempel, wenn er, nachdem er von dem blühenden Zustande der Stadt Crotona geredet, im 34 Buche, hinzusetzet: Sex millia aberat ab Vrbe nobile Templum ipsa Vrbe nobilius, Iunonis *Laciniae*, Sanctum omnibus circa populis. Hierauf beschreibt er den der Göttinn geweihten Wald, und die Viehweiden, allwo die unzählbaren Heerden ganz allein weideten, ohne daß man von der Wildheit der Wölfe, oder von der Bosheit der Menschen etwas für sie fürchten dorfte, und zu Ende seiner Beschreibung bemerkt er, daß in dem Tempel eine ganz goldene Seule gestanden, und daß er nicht minder wegen seiner großen Reichthümer, als wegen seiner Heiligkeit, berühmt gewesen. Anderwärts saget er, daß Hannibal daselbst mit griechischer und punischer Schrift die Geschichte seiner Siege beygeleget: und an einem andern Orte, erzählet er auf eine prächtige

Weise

Tab. 9.

ANCIENNES MEDAILL

Aujourd'huy CORTONA *Ville*

Dans la Calabre

ARG

Weise des Censors **Fulvius Flaccus** und seiner zween Söhne Tod, weil sie sich unterstanden, einen Theil von der Decke dieses Tempels wegzurauben, den doch die größten Feinde des römischen Volks, allezeit verschonet hatten.

Der **Crotoner** Gottesdienst gegen die **Juno Lacinia** ist auf ihren Münzen ganz deutlich ausgedrückt. Dieser Göttinn Haupt ist fast allezeit darauf gepräget, und man sieht keine andern Köpfe darauf. Man findet auch Dreyfüße und Lorberzweige, als die gewöhnlichen Preise der griechischen Spiele darauf, in welchen die **Crotoner** sich durch eine große Menge Siege hervorgethan hatten. Die Gegenseite endlich nimmt mehrentheils **Herkules** ein.

Was nun den **Herkules** betrifft, von dem hier fast mehr die Rede zu seyn scheint, als von irgend einer andern Gottheit, so begreift man gar leicht, daß er in einer ungemeinen Verehrung bey einem Volke müsse gestanden haben, welches wegen seiner natürlichen Stärke so berühmt und beliebt war. Dieses **Crotona** ist es, welches den berühmten **Milo**, den **Ischomachus**, den **Tisikrates**, den **Astylus** und so viel andere vortreffliche Kämpfer hervorgebracht hat. In einer einzigen **Olympias**, saget **Strabo**, wären sieben **Crotoner** bey den **olympischen** Spielen gekrönet worden, und hätten alle den Wettlaufpreis davon getragen. Sie wurden von der Wiegen an für **Herkulesse** gehalten, und es ward gar bald zum Sprüchworte, daß der **Schwächeste von ihnen, der Stärkeste unter den Griechen** wäre:

Κροτωνιατῶν ὁ ἔσχατος πρῶτος ἦν τῶν ἄλλων Ἑλλήνων.

* *

XLII.

Herrn Baudelots Abhandlung, von den Wagen die auf den consularischen Münzen vorgestellet werden.

Die Erforscher des Alterthums sind alle der Meynung, daß die auf der Gegenseite der mehresten consularischen Münzen gegrabenen Wagen, so viele Sinnbilder derer Siege sind, welche von denen römischen Consuln erhalten worden, deren Namen diese Münzen führen. Herr **Baudelot** theilte im 1706 Jahre eine eigene Abhandlung mit, um dieses Vorurtheil zu widerlegen, und fest zu setzen, daß diese Wagen auf den **consularischen** Schaupfennigen, welche mit zwey, drey oder auch mit vier Pferden bespannet zu seyn scheinen, nichts anders bedeuten, als die Rennen in denen Spielen, welche die obrigkeitlichen Personen, denen die Aufsicht über das Münzwesen anvertrauet war, unter ihrem Bauherrnamte den **Römern** gegeben, angestellet hatten. Dieserwegen nun bemerket er:

1. Daß diese Arten von Rennen mit zwey, drey oder vierspännigen Wagen, in **Rom** dermaßen gewöhnlich war, daß sich mit denselben fast allezeit die Pracht der Spiele beschloß, wie **Dionysius von Halikarnaß** solches ausdrücklich sagt.

2. Daß die Namen der Magistratspersonen, die man auf den meisten Münzen die dergleichen Wagen darstellen, erblicket, keine, in der römischen Geschichte so sonderlich merkwürdige Namen sind, daß sie irgend einen Vortheil über die Feinde der Republick sollten davon getragen, viel minder in **Rom** die Ehre des Siegsgepränges erhalten haben.

3. Daß die Ehre des großen Siegsgepränges, das heißt desjenigen, da die Sieger auf den Wagen stiegen, eine

zu **Rom** überaus seltene Sache gewesen, indem zu deren Erlangung sehr viele Bedingungen erfordert wurden. Daß aber nichts gemeiner gewesen als die auf den consularischen Münzen vorgestellten Wagen, indem es deren fast in allen Familien und zuweilen noch darzu eine große Anzahl, giebt.

4. Daß die Wagen der Sieger, nach des **Florus** Berichte, nicht verändert werden dorften, und allemal vierspännig waren, die Wagen aber auf den consularischen Münzen, fast alle der Figur nach, von einander abweichen. Daß in dem Siegsgepränge die vor den Wagen des Siegers angespannten Pferde, mit langsamen majestätischen Schritten giengen, und die Pferde auf den Münzen insgemein in einem so schnellen Schritte begriffen sind, daß sie fast die Erde nicht berühren und zu fliegen scheinen.

Um allen diesen Beobachtungen noch ein neues Gewicht zu geben, so durchlief und untersuchte Herr **Baudelot** ins besondere einige von denen **consularischen** Münzen, welche **Fulvius Ursinus**, **Patin**, **Beger**, und endlich auch Herr **Vaillant**, durch sogenannte Siegsgepränge erkläret haben, und die dennoch nach der Geschichte und den Fastis, nicht die mindeste Verwandtschaft damit haben können. Endlich beschrieb er eine Münze aus der Familie **Domitia**, wo man zwischen den Beinen der vor den Wagen gespannten Pferde, einen Menschen sieht, der einem Löwen eine Lanze vorhält, und erkläret dieselbe mit einer Stelle aus dem **Plinius**, welcher saget, daß als **Domitius Ahenobarbus** Bauherr gewesen, er den gewöhnlichen Rennen des Circi noch ein Schauspiel von hundert Löwen und so vieler Mohren beygesetzt, welche letztern abgerichtet waren, mit ihnen zu kämpfen.

* *

XLIII.

Des Abts Tilladet Abhandlung, von den Anreden der römischen Kaiser auf den Münzen.

Die Gabe oder Geschicklichkeit Reden zu halten, war bey den Alten viel gebräuchlicher als sie unter uns ist. Sie sahen dieselbe nämlich als eine Geschicklichkeit an, die einem Feldherrn unumgänglich nothwendig wäre: ja die römischen Kaiser haben sie so sehr hoch gehalten, daß sie sich auch auf öffentlichen Denkmälern dadurch Ehre erwerben wollen, so oft sie nur Gelegenheit gehabt, diese Geschicklichkeit an der Spitze der Kriegsheere zu zeigen. Dergleichen Kriegsreden nun nannte man **Anreden**, und die gewöhnliche Aufschrift auf denen bey dieser Gelegenheit geschlagenen Münzen, ist die Allocutio.

Der Herr Abt **Tilladet** theilte im 1705ten Jahre der Akademie eine chronologische Geschichte dieser auf den Münzen der römischen Kaiser bezeichneten Anreden mit. Die ersten sind vom **Caligula**. Dieser Prinz wird auf selbigen in einem langen Kleide auf einer Tribune vorgestellet, von welcher er vier Soldaten anredet, die als rüstig zum Streite den Helm auf dem Kopfe, und die Schilder in Händen haben. Auf dem Abschnitte liest man: ADLOC. COH. d. i. ADLOCutio COHortium.

Die zweyte stellt den **Nero** vor, auf deren Gegenseite man ungefähr eben dasselbe Bild und diese Schrift ADLOCUT. COH. findet. Die dritte ist vom **Galba**, der auf einer Seite in kriegerischer Tracht vorgestellet wird, wie er die Soldaten anredet, wobey in dem Abschnitte nur das einzige Wort ADLOCUTIO, steht. Die vierte zeigt den **Nerva** auf der Gegenseite einer von dergleichen Münzen, stehend, in einem langen Kleide, wie er auf einem Rednerstuhle

stuhle nahe an einem Tempel steht, der vier Seulen hat, und vier Soldaten anredet. Hinter dem Kaiser sieht man zwo andere Personen, ebenfalls in langen Kleidern, und im Abschnitte steht ADLOCUTIO AUG. Die fünfte stellet den **Trajan** vor. Auf einigen von solchen Münzen steht er in einer Kriegstracht und redet seine Soldaten an; allein, anstatt der Aufschrift ADLOCUTIO liest man nur die zwey Worte IMPERATOR VIII. darauf.

Hadrian ist der sechste Kaiser, von dem wir allerley Bilder der Anreden haben. Auf einer von solchen Münzen wird er in einer Kriegstracht auf einem Rednerplatze dargestellet, von wannen er seine Soldaten mit dem Worte AD-LOCUTIO, anredet. Auf einer andern, wo man den Praefectum Praetorii hinter dem Kaiser stehen sieht, liest man ADLOCUTIO COH. PRAETOR. Auf einer dritten, die eben dieses Bild zeiget, liest man: COH. PRAETOR; jedoch ohne das Wort ADLOCUTIO. Auf zehn andern Münzen endlich, auf welchen **Hadrian** in Kriegstracht, und mehrentheils zu Pferde vorgestellet wird, wie er seine Soldaten anredet, die vor ihm stehen, liest man: EXERCITUS BRITANNICUS, CAPPADOCIUS, DACICUS, GERMANICUS, HISPANICUS, MAURETANICUS, MAESIACUS, NORICUS, RHAETICUS, SYRIACUS.

Marcus Aurelius ist der siebende Kaiser, auf dessen Gegenseite man das Bild der Anreden findet. Eine Münze dieses Regenten stellet ihn uns in Kriegstracht vor, wie er seinen Praefectum Praetorii und einen andern Bedienten hinter sich hat, auf einem Rednerstuhle steht, und seine Soldaten anredet, mit folgender Schrift: ADLOCVTIO AVG. COS. III. Der achte Kaiser ist **Lucius Verus**, auf dessen Gegenseite man liest: ADLOCVTIO AVG. und das Bild ist demjenigen fast ähnlich, was wir vom **Marcus Aurelius** beschrieben haben. Der neunte Kaiser, auf dessen Münzen wir das Bild der Allocution finden, ist **Commodus**. Diese Münze kömmt mit des **Marcus Aurelius** und des

Verus ihren fast überein. Der Unterschied besteht nur in den Wörtern der Schrift: FID. EXERCIT. P. M. TR. P. XI. IMP. VII. COS. V. P. P.

Der zehnte Kaiser ist **Septimius Severus**; das Bild ist dem vorigen gleich, und es steht nichts mehr darauf, als P. M. TR. P. XVIII. COS. III. P. P. Der eilfte ist **Caracalla**, der mit seinem Vater einerley Bild hat, mit dieser Ueberschrift: P. M. TR. P. XVII. IMP. III. COS. IV. Der zwölfte ist **Geta**, mit demselben Bilde, als sein Bruder Caracalla und der Aufschrift: PONT. TR. P. II. COS. II. **Makrin** ist der dreyzehnte Kaiser, der auf den Münzen seine Soldaten anredend vorgestellet wird, mit dieser Aufschrift: PONTIF. MAX. TR. P. Der vierzehnte ist **Severus Alexander**, den man auf der Gegenseite einer seiner Münzen, in Kriegstracht auf einem Rednerstuhle stehen sieht, wie er seine Soldaten anredet, mit der Aufschrift: ADLOCVTIO AVGVSTI COS. P. P.

Der funfzehnte ist **Gordianus der Fromme**, der mit dem vorigen einerley Bild hat, und die Aufschrift heißt: ADLOCVTIO AVGVSTI. Der sechszehnte und siebenzehnte sind die zween **Philippen**, Vater und Sohn, die uns auf einigen von ihren Münzen, beyde zugleich auf einem Rednerplatze, die Soldaten anredend, vorgestellet werden. Eine andere metallene Münze, die sehr selten ist, zeiget auf einer Seite **Valerians** und **Gallienus** Köpfe, einander gegen über, mit der Schrift: CONCORDIA AVGVSTORVM; und auf der Gegenseite stehen diese beyde Prinzen auf einer Rednerbühne; hinter ihnen aber steht der Praefectus Praetorii, der ihre Soldaten anredet, mit der Schrift: ADLOCVTIO AVGVSTOR.

Postumius ist der zwanzigste Kaiser, auf dessen Münzen wir dreyerley verschiedene Bilder der Anreden finden; jedoch ohne das Wort ADLOCVTIO; anstatt dessen man auf der ersten EXERCITVS AVG., auf der andern EXERCITVS ISC., und auf der dritten EXERCITVS VAC. findet. Auf allen dreyen sitzet **Postumius** in Kriegstracht

zu Pferde, mit dem Helme auf dem Haupte, und redet seine vor ihm stehenden Soldaten an. Tacitus ist der ein und zwanzigste Kaiser, der das Bild der Anreden beybehalten hat. Dieß sehen wir aus einer ehernen Münze von diesem Kaiser, auf deren einer Seite sein Kopf, und auf der andern dieser Prinz in Kriegstracht auf einer Rednerbühne steht, von wannen er seine Soldaten anredet, und auf eben dieser Bühne seinen Praefectum Praetorii hinter sich stehen hat, mit der Schrift: ADLOCVTIO AVG.

Der zwey und zwanzigste ist **Probus**, von welchem eine sehr schöne eherne Münze, auf einer Seite das Brustbild dieses Prinzen, auf der andern aber diesen Kaiser in Kriegstracht vorstellet, wie er auf einer erhabenen Rednerbühne steht, und zehn Soldaten anredet, mit der Umschrift: ADLOCVTIO MILITVM. Man findet auch noch von diesem Kaiser zwey oder drey andere Bilder der Anreden, die aber theils der Zahl und Stellung der Figuren, theils der Schrift wegen, ganz unterschieden sind. **Numerianus** ist der drey und zwanzigste Kaiser, auf dessen einer ehernen Münze, wir das Bild der Anreden finden; auf deren Gegenseite steht dieser Prinz und sein Bruder **Carinus** auf einer erhabenen Rednerbühne, und haben hinter sich den Praefectum Praetorii: sie reden vier Soldaten an, die vor der Bühne stehen, und die Schrift heißt: ADLOCVTIO AVGG.

Der vier und zwanzigste endlich ist **Maxentius**, von dem uns, noch eine überaus seltene Münze die Anreden zeiget. Auf ihrer Gegenseite liest man die abgekürzten Worte: ADLOC. AVG. und im Abschnitte R. E. P. Auf der Mitte dieser Münze steht eine Art von Rednerbühne, auf welcher der Kaiser stehend; und der gleichfalls hinter ihm stehende Praefectus Praetorii, zu sehen ist. Der Kaiser redet einen Haufen Soldaten an, die gewaffnet vor der Bühne stehen, und rund herum eine Art von Kreis schließen. Vorn steht die Figur eines bittenden Menschen, an den der Kaiser das Wort zu richten scheint, um ihm entweder seine Untreue zu

verweisen, oder ihm sein Urtheil zu verkündigen. Es ist nur schwer, die Veranlassung zu dieser Münze zu errathen. Der Herr Tillader war sehr geneigt zu glauben, daß diese Anrede des Maxentius, ungeachtet man ihr diesen Namen giebt, viel minder eine Rede an die Soldaten, als eine in ihrer Gegenwart an den Severus gehaltene Rede, und entweder an diesen, ehe er erdrosselt worden, oder an den afrikanischen Tyrannen Alexander, gerichtet sey, der, da er vom Maxentius überwunden war, endlich auf Befehl dieses Prinzen ersticket worden.

* *

XLIV.

Des ältern Herrn Baillant Abhandlung von den Geschenken (Congiariis), die auf den Münzen der römischen Kaiser abgebildet sind.

Unter dem Worte Congiarium versteht man diejenige Art von Freygebigkeit, welche die römischen Kaiser dann und wann dem Volke erwiesen, und bey welcher es gebräuchlich war, einem jeden Bürger, eine gewisse Summe Geld und daneben ein gewisses an Fleisch, Wein, Oel, u. s. w. auszutheilen. Ja selbst aus dieser letzten Art von Spende, hat das Wort Congiarium seinen Ursprung genommen, nämlich von Congius, welches ein zu fließenden Sachen bestimmtes Maaß andeutet, und etwa drittehalb Kannen enthielt.

Diese Art von Freygebigkeit nun sind oftmals auf den alten Münzen angedeutet, zuweilen mit dem Worte Congiarium und noch öfterer mit dem allgemeinern Worte Liberalitas.

Herr

Tab. 5.

IMP CAES D CLO ALBIN AVG
ARG
GENIO VRB COS II
IOVI VICTORI
PROVIDENTIAE
IOVIS VICTORIAE COS II

Herr **Vaillant**, der Vater, hatte eine Geschichte dieser Art von **Congiarien** unternommen, die auf den Münzen angemerket sind; ja er hat sogar im 1705 und 1706 Jahre der Akademie einige Stücke davon mitgetheilet; allein es waren noch nicht zwey Drittheile des Werks fertig, als der Verfasser starb.

Um sich davon einen richtigen Begriff zu machen, so muß man ein wenig höher zurück gehen als die Münzen. **Julius Cäsar** gab nur ein einziges **Congiarium**; allein es war, wie **Sueton** berichtet, auch so ansehnlich, daß außer zehn Scheffeln Getreide, und zehn Pfunden Oel, noch ein jeder Bürger vierhundert Sesterzen oder etwa zwölf Thaler baar Geld bekam. Das ancyrische Denkmaal lehret uns, daß **Augustus** dem Volke sieben **Congiarien** gegeben. **Tiber** hergegen war in einer drey und zwanzigjährigen Regierung nur zweymale gegen dasselbe freygebig. **Caligula**, sein Nachfolger, that in einer Regierung von drey Jahren und zehn Monaten eben so viel. **Claudius**, des **Caligula** Vätter und Nachfolger, gab in seiner zwölfjährigen Regierung dem Volke nur zwey **Congiarien**. **Nero** hergegen sein angenommener Sohn und Nachfolger, theilte dem Volke drey **Congiarien** aus. Unter dieses Kaisers Regierung, fieng der Senat an, solches auf Münzen setzen zu lassen. **Nerons** seine drey **Congiarien** sind also die drey ersten, welche den Münzen einverleibet worden, und auf denselben durch die verschiedenen Zahlen I. II. III. bestimmet sind. Das Bild ist fast allezeit dasselbe. **Nero** wird auf der ersten Münze auf einer erhabenen Bühne sitzend vorgestellet, wie er neben sich, aber auf einer niedrigern Bühne, eine ebenfalls sitzende und mit einem langen Kleide bekleidete Person hat. Zur Rechten sieht man das Bild von **Rom**, mit dem Helme auf dem Kopfe und in der Hand eine **Victorie** haltend. Gegen über steht ein junger Mensch aufrecht, und hält in der Hand die Tafel Tessera genannt; ein Bürger aber steigt die Stufen hinan, um die Wohlthat des Kaisers zu empfangen.

Der erste Kaiser, welcher nach dem **Nero** ein **Congiarium** gegeben, ist **Vespasian**: und dennoch findet man nur eine einzige Münze, die in dieser Absicht geschlagen worden. Aus derselben nun erhellet, daß seine Söhne, **Titus** und **Domitian**, an dieser Freygebigkeit ebenfalls Theil gehabt; oder daß wenigstens **Vespasian** dieses **Congiarium** ihrentwegen austheilen lassen; indem sie auf der Gegenseite beyderseits genennet und vorgestellet werden, wie sie sitzend diese Spende austheilen.

Wenn des **Titus** Schaupfennig, welchen **Mezzabarba**, mit der Umschrift CONG. TER P. R. DAT. anführet, wahr ist; so scheint es, daß dieser Kaiser drey **Congiaria** austheilen lassen; indem die Münze auf seine erste Austheilung allen Forschern des Alterthums bekannt ist: dahingegen man die Münze von seinem andern **Congiario** bisher noch nirgend gesehen.

Was den **Domitian** betrifft, so findet man, ungeachtet **Sueton** berichtet, daß er drey **Congiarien** gegeben, dennoch auf den Münzen dieses Kaisers nur zwey derselben. Die erste unter seinem zweyten Consulate, und die andere unter seinem eilften Consulate; keine aber von beyden zeigt die Zahl des Congiarii an.

Nerva sein Nachfolger regierte so kurze Zeit, daß er nur ein einziges **Congiarium** geben konnte, wie wir aus seinen Münzen sehen, deren Umschrift COS. II. DES. III. bemerket, daß es bey seiner Gelangung zum Throne geschehen seyn muß; indem dieser Prinz zum andernmale mit dem **Domitian**, im 843 Jahre Consul gewesen.

Trajan, des **Nerva** angenommener Sohn, theilte dem Volke in seiner drey und zwanzigjährigen Regierung, drey **Congiarien** aus, wie die deswegen geprägten Münzen beweisen. **Hadrian** regierte fast zwanzig Jahre und schenkte dem Volke sieben **Congiaria**. **Antonin der Fromme**, **Hadrians** aufgenommener Sohn, theilte dem Volke in einer Regierung, die zwey und zwanzig Jahre und acht Monate währete, neun **Congiarien** aus.

Marcus Aurelius, Antonins des Frommen aufgenommener Sohn und Eidam, regierte neunzehn Jahre und gab dem Volke sieben Congiarien. Des Lucius Verus Münzen, den Marcus Aurelius mit zur Regierung gezogen, berichten uns, daß dieser Kaiser vier Congiarien gegeben, aber mit seinem Collegen gemeinschaftlich: denn es sind eben des Marcus Aurelius seine vier ersten, davon die letzte in das 920 Jahr Roms zwey Jahre vor des Verus Tode fällt.

Commodus, der nach dem Marcus Aurelius folgte, theilte dem Volke in dreyzehn Jahren die er regierte, sieben Congiarien aus. Indessen gehören die zwey ersten, ungeachtet sie auf des Commodus Gegenseite gegraben sind, dem Marcus Aurelius zum mindesten eben sowohl zu, der seinem Sohne zu Liebe die Kosten dazu hergab; und zwar das erstemal, im 925 Jahre Roms, als dieser junge Prinz den Männerrock anlegte, und das anderemal, im 930 Jahre, als er die Crispina heirathete. Helvius Pertinax, welcher nach des Commodus Tode zum Kaiser erwählet ward, regierte nur vier Monate, und konnte folglich auch nur ein einziges Congiarium geben, welches bey seiner Gelangung zum Throne geschah, und dessen Andenken uns auf den Münzen von allerley Metallen, die dieser Regent hat schlagen lassen, aufbehalten worden. Septimius Severus, des Didius Julianus Nachfolger, regierte siebenzehn Jahre und acht Monate, und theilte dem Volke acht Congiaria aus, wie seine Münzen ausweisen. Und bey diesem Kaiser hört Herrn Vaillants Werk von den Congiarien auf.

Hätte er nun dasselbe weiter bis auf den letzten Kaiser führen können, welcher dem Volke Congiarien ausgetheilet hat; so würde er gezeiget haben, daß Caracalla und Geta, des Septimius Severus Söhne, welche nach ihrem Vater mit einander regieret haben, verschiedene Congiarien ausgetheilet. Man zählet derselben unter dem Caracalla neune, und unter dem Geta fünfe. Das erste vom Caracalla

ist das vierte vom Septimius Severus, welcher die Freygebigkeit gemeinschaftlich mit ihm ausrichtete, als er ihm den Titel Augustus beylegte, und ihn mit der Plautilla vermählete. Es sind also von des Caracalla neun Congiarien, die fünf erstern, seines Vaters fünf letztern, an denen er Theil gehabt und sie folglich sich zugerechnet.

Was den Geta betrifft, so fängt die erste von denen fünf Freygebigkeiten, die man von ihm hat, von des Septimius Severus seiner fünften an, die er bey der Feyerlichkeit der säcularischen Spiele austheilte, und an deren Austheilung Geta mit dem Kaiser seinem Vater und dem Caracalla, Theil hatte. Makrin, der dem Caracalla folgte, ließ bey seiner Gelangung zum Kaiserthume dem Volke ein Congiarium austheilen. Unter seinem Nachfolger Heliogabalus zählt man deren drey, und unter dem Severus Alexander fünf. Maximin ließ ebenfalls bey seiner Gelangung zum Throne dem Volke ein Congiarium austheilen. Nachdem Balbin und Pupian, von dem Senate zu Kaisern waren erkläret worden, so gaben sie beyde gemeinschaftlich dem Volke ein Congiarium. Nach ihrem Tode kam Gordian mit dem Zunamen der Fromme, zum Kaiserthume, und theilte in einer noch nicht sechsjährigen Regierung fünf Congiarien aus. Philippus sein Nachfolger, theilte drey aus, und Trajanus Decius ein einziges, wenn man sich auf dessen Münzen verläßt. Trebonianus Gallus und sein Sohn Volusianus theilten ebenfalls ein jeder für sich, oder beyde gemeinschaftlich, einige aus; denn auf dieser beyden Prinzen Schaupfennigen, steht die Umschrift: Liberalitas Augg. Gleichwohl könnte man muthmaßen, daß, da Trebonianus Gallus sogleich durch die Stimmen des Raths, mit dem Hostilianus zugleich als Kaiser erkannt worden, er auch zwey Congiaria hätte austheilen müssen; das erste, bey seiner Gelangung zum Throne, und das andere, als er nach Hostilians Tode seinen Sohn Volusian für einen August erklärte. Die Münzen lehren uns, daß Valerian und Gallien, sein Sohn, drey gemeinschaftliche Congiarien unter

das

das Volk ausgetheilet haben. Claudius der Gothische zugenamet, theilte wenigstens eines aus, indem seine Münzen nicht die Zahl des Congiars bemerken und nur bloß diese Schrift führen: Liberalitas Aug. Was seinen Bruder Quintillus betrifft, so erlaubte ihm die kurze Zeit seiner Regierung nicht, mehr als eines auszutheilen; welches bey seiner Gelangung zum Throne geschah, wie solches aus denen Münzen erhellet, die die Ueberschrift Liberalitas Aug. führen. Dieser Prinz ist der letzte unter denen Kaisern, die dem Volke ein Congiarium gegeben haben: denn unter den nachfolgenden wird keiner solchen Austheilung mehr gedacht: es sey nun daß die Münzer von der Zeit an aufgehöret haben, dergleichen Freygebigkeit, in Münzen vorzustellen; oder welches viel wahrscheinlicher ist, daß diese Prinzen nicht im Stande gewesen, dergleichen große Ausgaben länger herzugeben; da ihre Einkünfte kaum zulangten die ansehnlichen Kriege zu führen, welche das Reich verheereten.

* *

XLV.

Herrn Pinarts Gedanken über eine Münze von der Helena mit der Aufschrift HELENA N. F.

Herr Pinart brachte der Akademie im August des 1709 Jahres, eine kleine sonderbare Silbermünze, welche auf einer Seite einen Frauenkopf mit der Umschrift HELENA N. F. auf der andern aber einen Stern in einem Eichenkranze, sonder Umschrift, vorstellte.

Diese Münze schien, ob sie gleich aus dem verfallenden Reiche war, von ziemlich gutem Geschmacke zu seyn und aus einer Münzstäte herzurühren, die des großen Con-

stantins seiner ganz ähnlich ist. Allein es kam darauf an, daß man noch genauer wüßte, wer diese Helena eigentlich gewesen sey, und was die zween Buchstaben N. F. bedeuten.

Ein gewisser gelehrter Alterthumsforscher will, daß es eine Helena gegeben, die des Kaisers Phocas Gemahlinn gewesen, und auf den Münzen HELENA NOVA genannt würde; allein da man auf den Grund dieser Meynung gegangen ist, so hat man gar keinen Beweis davon gefunden. Zudem so scheint auch, daß man das Beywort Novus oder Noua niemals auf den alten Münzen gebraucht hat, als mit noch solchen Zunamen, die dessen eigentlichen Verstand destomehr erheben konnten, z. E. Dea Noua, ΘEA NEΩTEPA. Gleichwohl wenn die Münzstäte wo dieser Schaupfennig geschlagen worden, es zuließe, daß man sie auf des Phocas Zeiten rechnete, so würde man ganz bequemlich HELENA Noua Focae haben lesen können; und dieß war auch anfangs Herrn Pinarts Meynung. Er schloß, daß diese Helena nichts anders als des großen Constantins Mutter seyn könnte; da er nun nachdachte, daß auf den Münzen und andern alten Denkmälern das F insgemein die Abkürzung des Namens Filius oder Filia ist: so entschloß er sich endlich diese Münze so auszulegen: HELENA Numeriani, oder Nepotiani Filia. Hierinnen nun nahm er die Meynung einiger Schriftsteller an, welche, wider die gemeine Meynung, behauptet haben, die heilige Helena sey aus einem sehr vornehmen Geschlechte gewesen.

Herr Galland schlug vor, man solle HELENA Nobilis, oder Nobilissima Femina lesen; allein Herr Pinart und einige andere wendeten wider diese neue Erklärung ein:

1. Man sähe nicht, warum der Titel Nobilis oder Nobilissima Femina eben so besonders des großen Constantins Mutter zukäme.

2. Stünde dieser Titel nur in einigen Aufschriften und gar keinmal auf Münzen.

3. Wür-

3. Würde man, um alle Zweydeutigkeit im Lesen aufzuheben, zum mindesten NOB. FEM. nach der gewöhnlichen Art gesetzet haben, wie die kaiserlichen Münzen zu der Zeit abgekürzet wurden, deren Umschrift insgemein mit NOB. CAES. schließt, ungeachtet auch zuweilen nur ein N und ein C steht.

Diese Schwierigkeiten trieben den Herrn **Galland** einige Tage darauf, umständlichere Beweise seines Vorgebens anzuführen, die auf folgendes hinaus liefen:

Als **Diocletian** und **Maximian** den **Constantius Chlorus** und den **Galerius Maximianus** mit dem Titel Cäsar beehrten, so zwungen sie dieselben ihre Gemahlinnen zu verstoßen. Daher verstieß **Constantius Chlorus** die **Helena**, um die **Theodora** eine Tochter aus des Kaiser **Maximians** erster Ehe, zu heirathen; und **Galerius Maximianus**, der gleichfalls seine Gemahlinn verstieß, heirathete **Diocletians** Tochter, **Valeria**. Da nun jene Gemahlinnen der Cäsars keinen Theil an diesem Titel hatten, so mußten sie wohl freylich einen andern haben, der ihren Stand andeutete. Dieser Titel nun mußte Nobilissima Femina seyn, welcher mit dem Nobilissimus Caesar ihrer Männer von **Philippus** dem Sohne an, übereinkömmt, welcher der erste gewesen, der das Beywort Nobilissimus zum Titel Cäsar hinzugefüget hat. Man kann also muthmaßen, daß da die Gemahlinnen der Kaiser den Titel **August** geführet; so auch die Gemahlinnen der Cäsaren den Titel Nobilissimae gehabt, und daß man selbigen in allen öffentlichen Handlungen und Denkmälern gebrauchen müssen, um den Rang anzudeuten, welchen sie im Reiche hatten.

Weil uns der **Theodora** und **Valeria** Münzen diese Prinzessinnen, nur mit dem Titel Augustae vorstellen, so ist dieß ein Zeichen, daß man sie zu ihren Ehren nicht eher geschlagen, als da **Constantius Chlorus** und **Galerius Maximianus**, durch **Diocletians** und **Maximians** freywillige Abdankung, wirklich Kaiser geworden und Constantin,

stantin, des Constantius Chlorus Sohn, zum Cäsar erkläret war. Damals ward also Helena, die wegen der Verstoßung ohne alle Titel geblieben war, Mutter eines Cäsars. Sie hatte zwar ihre Würde einer Gemahlinn des Kaisers Constantius Chlorus verloren, allein der Titel von Constantin Cäsars Mutter konnte ihr nicht genommen werden; und so wie Theodora durch des Constantius Chlorus Erhebung zum Throne, den Titel Augusta erlanget hatte und man ihr diesen Titel auf den Münzen gab: so beweiset Herrn Pinarts Münze von der Helena, daß Constantin die Mutter seiner Brüder andrer Ehe nicht mit dem Titel Augusta beehret sehen wollen, ohne auch seiner eigenen so viel Ehre zu erweisen als ihm möglich war; und dieß that er so lange durch dergleichen Münzen mit dem Titel Nobilissima Femina, bis er ihr auf eben diesen Denkmälern auch den Namen Augusta würde geben können, welches er auch nicht unterließ, sobald er durch seines Vaters Constantius Chlorus Tod das Reich ererbte.

Was aber beweist, daß gegenwärtige Münze von der Helena zu gleicher Zeit mit denen geschlagen worden, auf welchen Theodora den Titel Augusta führet, ist dieses, daß man Münzen von dieser Kaiserinn findet, die von eben dem Geschmacke und aus eben der Münzstäte sind, ja auch eben die Gegenseite haben, als der Helena ihre.

Der Theodora Münzen helfen uns nicht nur der heiligen Helena ihre erkennen, sondern sie lehren uns auch noch, daß diejenigen, deren Aufschrift F. IUL. HELENA AVG. heißt, und die ein Frauenbild vorstellen, dessen Kopf eben so gezieret ist, als der Theodora ihrer, nicht Münzen von der Helena, Julians des Abtrünnigen Gemahlinn sind, welches bisher die meisten Alterthumsforscher geglaubt haben, sondern sie sind von der heiligen Helena, Constantins des Großen Mutter, so wie alle Münzen, auf welchen nur bloß HELENA AVGVSTA steht.

Noch ein Beweis, daß die Münzen, die einer Helena, Julians des Abtrünnigen Gemahlinn zugeschrieben

werden,

werden, lediglich der heiligen Helena zugehören, ist dieser, daß die Buchstaben in den Abschnitten dieser Münzen auf keiner einzigen julianischen Münze stehen, in des großen Constantins aber und seiner Kinder ihren stehen sie fast allemal. Dieß zeigt an, daß sie unter einer und derselben Regierung und unter einerley Schranken der Herrschaft, geschlagen worden. Diesem muß man noch beyfügen, daß diese Münzen von der Helena und die von dem Julian, aus ganz verschiedenen Münzstäten sind.

* *

XLVI.

Herrn Gallands Abhandlung, von Domitius Domitians, Constantins des jüngern, und des Constantius Gallus Münzen.

Man ist gewohnt des **Domitius Domitians** Münzen gleich nach den **aurelianischen** zu setzen. Allein Herr **Galland** will in einer Abhandlung, die er im 1705 Jahre der Akademie vorgelesen, daß man sie mit zu den Münzen derer Tyrannen zählen müsse, die sich wider den Kaiser **Diocletian** empörten.

Zosymus ist des Herrn **Gallands** Meynung ganz zuwider; denn er sagt ausdrücklich, daß unter **Aurelians** Regierung, **Epitimius**, (oder **Septimius**, wie er in **Victors** Epitome genennet wird,) **Urbanus** und **Domitianus** sich empöret hätten und auch bald dafür wären gestraft worden. Allein man weis, daß **Zosymus** eben nicht sehr richtig ist, und sein Ansehen kann, wie Herr **Galland** sagt, wider die Gegeneinanderhaltung der **domitianischen**

Münzen

Münzen mit der Kaiser **Diocletian** und **Maximian** ihren, nichts ausrichten.

In der That sehn dieser zween Fürsten Münzen, ihrer äußern Gestalt, dem Stämpel, dem Metalle, den Aufschriften und andern Umständen ihrer Gegenseiten nach, einander so ähnlich, daß man gleichsam gezwungen wird, bey dem Anblicke so vieler überzeugenden Kennzeichen, sich gefangen zu geben.

Des **Domitius Domitianus** zwo Münzen, welche **Mezzabarba** anführet, haben beyderseits auf der Gegenseite einen stehenden Schutzgeist, der mit einer Hand eine Opferschale und mit der andern ein Füllhorn hält, nebst der Umschrift: GENIO POPVLI ROMANI; von diesem Zeichen und der Schrift findet man kein einziges Beyspiel auf den Münzen der Regenten vor dem **Diocletian**.

Die erste dieser Münzen vom **Domitius Domitianus** stellet einen Altar zu den Füßen eines Schutzgeistes dar, der Buchstabe Γ steht im Felde; und im Abschnitte steht ALE. Γ. Auf der andern, sieht man statt des Altars einen Adler zu den Füßen eines Schutzgeistes. Im Felde steht zur Linken der Buchstabe Γ. und im Abschnitte ALE. ohne Γ. Der Staatsrath, Herr **Foucault**, welcher diese letztere Münze in seiner Sammlung besitzt, hat noch zwo andere, gleichfalls ganz ähnliche vom **Diocletian**, nur mit dem Unterschiede, daß auf der einen im Felde die Zahl XX zur Rechten, und zur Linken $\frac{\Delta}{I}$ steht; auf der andern aber steht ein B zur Rechten und $\frac{B}{P}$ zur Linken.

Er hat auch drey vom **Maximian Herculius**, die eine mit der Zahl XXI zur rechten, und einem B zur linken Seite: die andere mit der Zahl XXI zur Rechten und Γ zur Linken; die dritte mit einem Δ zur Linken. Im Abschnitte einer jeden von diesen Münzen liest man ALE. eben so wie auf des **Domitius Domitians** Münzen.

Nach

Nach diesen verschiedenen Anmerkungen untersuchet Herr **Galland**, in welches Jahr von **Diocletians** Regierung die Zeit von **Domitius Domitians** Regierung treffe. Allein da die Buchstaben A L E. welche im Abschnitte von dieses Tyranns Münzen stehen, keinen Zweifel lassen, daß sie nicht zu **Alexandria** geschlagen worden, als er daselbst den Titel **August** annahm, so setzt er gleich zum Grunde, daß sie nicht eher daselbst geschlagen worden, als gegen die Zeit, da man auch anfieng **Diocletians** und **Maximians** Münzen daselbst mit römischen Buchstaben zu schlagen. Diesen Punct wird man zugeben müssen, wenn man betrachtet, daß unter dem römischen Reiche weder zu **Alexandrien** noch in **Aegypten**, irgend eine lateinische Münze, in Erz eher geschlagen worden, als im sechszehnten oder gar achtzehnten Jahre von **Diocletians** Regierung. Dieß ist nicht schwer zu beweisen; erstlich aus den zehn ersten Jahren von **Diocletians** Regierung, die alle in einer ununterbrochenen Folge, auf denen zu **Alexandrien** geschlagenen griechischen Münzen dieses Kaisers angemerket stehen; zum andern aber aus des **Achilleus** sechsjährigen Regierung, welcher nach des **Eusebius** Zeugnisse, sich im zehnten oder zwölften Jahre von **Diocletians** Regierung wider ihn auflehnte.

Uebrigens kann man nicht sagen, daß man zu einerley Zeit zu **Alexandrien** lateinische und griechische Münzen unter dem **Diocletian** geschlagen. Denn wenn dieses wäre, so würde man einige lateinische Münzen vom **Achilleus** haben, als der sich sechs Jahre lang zu **Alexandrien** mit dem Titel **Augustus** erhalten hat; dahingegen die Münzen, welche wir von diesem Tyrannen noch haben, alle griechisch sind und folglich zu derselben Zeit geschlagen worden, da noch in dieser Stadt **Diocletians** und **Maximians** ihre mit griechischen Buchstaben geschlagen wurden.

Nach verschiedenen Anmerkungen zeiget Herr **Galland** noch mit dem **Eutropius** an, daß **Diocletian**, bey Gelegenheit des Sieges, den er über den **Achilleus** erhalten,

ten, viele schöne Verordnungen in Aegypten gemacht, welche nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers, noch zur Zeit da er geschrieben, beobachtet worden. Er muthmaßet sogar, daß eine dieser Verordnungen diese gewesen, daß man in Aegypten keine Münzen mit griechischen Buchstaben mehr schlagen sollte; sondern nur mit lateinischen und auf eben die Art, wie sie in den übrigen der römischen Herrschaft unterworfenen Provinzen verfertiget wurden. Ungeachtet nun die Schriftsteller dieser Aenderung nicht gedenken, so hindert dennoch ihr Stillschweigen nicht, daß sie nicht unleugbar seyn sollte, indem die Münzen selbst solches bestätigen. Was übrigens Herrn Gallands Meynung im Absehen auf des Domitius Domitianus Münzen, noch vortheilhafter ist, ist dieses, daß man deren Zeit höchstens nicht früher, als in das sechszehnte Jahr von Diocletians Regierung; oder aufs späteste vor das achtzehnte Jahr derselben, setzen kann. Nach dieser Verordnung in Ansehung der Münzen also, und allem Ansehen bald nach Diocletians Abreise aus Alexandrien, hat sich Domitius Domitianus wider diesen Kaiser erst aufgelehnet und sich den Titel Augustus beygelegt. Daher kömmt es, daß diese Münzen Diocletians und Maximians seinen so ähnlich sehen, so wie sie auch mit des Constantius Chlorus und des Galerius Maximus ihren übereinkommen, die zu eben dieser Zeit in Alexandrien nach Diocletians neuer Verordnung verfertiget worden. Die wenige Anzahl der Münzen endlich, welche wir noch vom Domitius Domitianus übrig haben, zeigt zur Gnüge an, daß seine Regierung nur kurze Zeit gewähret hat; indem Diocletian unfehlbar in Aegypten irgend einen geschickten General hatte, der diese Empörung in der ersten Geburt erstickte. Aus allen diesen Ursachen schließt Herr Galland, daß man, anstatt des Domitius Domitians Münzen, wie bisher geschehen, nach Aurelians seine zu setzen, dieselben viel besser in die Folge der übrigen Münzen derer Tyrannen versetzt, die sich wider den Diocletian empöret haben; indem Domitius

Domi-

Domitianus der letzte von den römischen Feldherren gewesen, welche die Regierung der Kaiser Diocletian und Maximian beunruhiget haben.

Auf eben dergleichen Beweise hat Herr Valesius in einer andern Abhandlung, die er im 1710 Jahre der Akademie vorgelesen, behaupten wollen, daß diejenigen Münzen, welche zur Seiten des Hauptes die Schrift haben: FL. CL. CONSTANTINUS IUN. N. C. nicht vom jüngern Constantin, des großen Constantins Sohne wären, dem man sie gemeiniglich zueignet, sondern daß sie von Constantin dem ältsten Sohne aus des Constantius Chlorus anderer Ehe sind, eines Prinzen, dessen außer dem Zonara niemand gedacht hat.

Die vornehmsten Ursachen, welche den Herrn Valesius bewogen, dieses neue Lehrgebäude anzunehmen, sind, der Unterschied des Alters dieser zwo Prinzen, die Verschiedenheit ihrer Gesichtszüge, und der Unterschied der Arbeit an ihren Münzen. Der jüngere Constantin des großen Constantins Sohn, wird auf denen Münzen, auf welchen er nur noch Cäsar heißt, mit einem sehr jungen Gesichte vorgestellet; auf denen aber die ihn am ältesten abbilden, scheint er dennoch höchstens nur sechszehn bis achtzehn Jahre zu haben. Allein mit dem FL. CL. CONSTANTINVS IVNIOR, von welchem hier die Rede ist, verhält es sich ganz anders. Alle seine Münzen, keine ausgenommen, stellen ihn uns als einen wenigstens dreyßig oder fünf und dreyßigjährigen Mann vor. Da aber der Beweis dieser Entdeckung annoch auf vielen Umständen beruhet, deren Ausführung mit des Verfassers ununterbrochenen und eigenen Worten gelesen werden muß, so lese man seinen Aufsatz selbst in dem zweyten Bande der Nachrichten durch.

Des Cäsar Constantius Gallus Münzen gaben zu einer neuen Art von Schwierigkeit Anlaß, die Herr Galland aber vollkommen gehoben hat. Bisher haben die Alterthumsforscher das Vorurtheil gehabt, daß der Name

GALLVS auf den Münzen dieses Prinzen stehen müsse; sie eigneten ihm daher nur zwo zu, deren eine Strada von Rosberg, die zweyte Tristan anführen. Sie haben auf der Seite des Kopfes diese Schrift: D. N. CONSTANTIVS GALLVS NOB. C. auf der Gegenseite sitzt der geharnischte Prinz zu Pferde, unter dessen Füßen ein Barbar liegt, mit der Umschrift: GLORIA ROMANORVM. Occo, welchem Mezzabarba gefolget ist, hatte diesen beyden noch eine mit der Umschrift hinzugefüget: IMP. C. GALLVS P. F. AVG. Diese Schrift steht um den Kopf herum, und auf der Gegenseite steht ein Frauenbild, welches zu seinen Füßen auf einer Seite einen Löwen und auf der andern einen Ochsen hat.

Was die ersten zwo Münzen betrifft, auf deren Gegenseite Gloria Romanorum steht, so will Herr Galland, daß, da die Schrift auf der Kopfseite unfehlbar nicht mehr recht leserlich ist, diese zween Alterthumsforscher, D. N. CONSTANTIVS GALLVS NOB. C. anstatt D. N. CONSTANTIVS PIVS FEL. AVG. gelesen, welches eigentlich darauf gestanden; indem diese zwo Münzen dem Kaiser Constantius des großen Constantins Sohne, und keinesweges dem Constantius Gallus Cäsar, zugehören. Von der dritten Münze endlich die zuerst vom Occo, hernach aber vom Mezzabarba bekannt gemacht worden, zeiget Herr Galland, daß sie dem Constantius Gallus durchaus nicht zugehören kann, der niemals die Würde eines Augusti besessen, sondern dem Trebonianus Gallus, wie das Bild der Gegenseite beweist, welches der Colonie Viminacium, einer Stadt im obern Mösien zugehöret, und nicht über Galliens Regierung hinaus reichet.

Sobald Gallus zum Cäsar war gemacht worden, nannte er sich nicht andes als Constantius, welchen Namen ihm sein Vätter der Kaiser Constantius mit dieser Würde zugleich ertheilet. Man brauchet zwar hierzu keines fernern Beweises, als folgender Stelle aus dem Aure-

lius

lius Victor: Magnentius Fratri Decentio Gallias, Constantius Gallo, cuius nomen suo mutauerat Orientem, Caesaribus commiserunt. Allein es überführen uns auch noch überdieß alle Münzen, die wir von diesem Prinzen nur haben, von dieser Wahrheit. Es ist daher sehr unnöthig den Namen Gallus auf denen Münzen zu suchen, die zu dieses Cäsars Ehren geschlagen worden. Und wenn man ja künftig eine Münze von diesem Prinzen mit der Umschrift CONSTANTIVS GALLVS finden sollte, so müßte man diesen Fehler dem Münzmeister zuschreiben, der in diesem Stücke wider des Kaisers **Constantius** und des **Constantius Gallus** Absicht selbst, gehandelt haben würde. Die Geschichtschreiber hätten billig eben so verfahren sollen; allein, wenn sie ihn **Gallus** nennen, so ist es in der Absicht geschehen, ihn mit dem Kaiser **Constantius** wegen der Zweydeutigkeit der Namen nicht zu vermengen.

Diese Ursachen nun haben den Herrn **Galland** bewogen, dem Kaiser **Constantius Gallus** alle diejenigen Münzen zuzueignen, die die Aufschrift führen D. N. CONSTANTIVS IVN. NOB. C. Indem der Kaiser **Constantius**, **Constantins** des Großen Sohn, in Ansehung seines Großvaters **Constantius Chlorus**, nicht Iunior heißen können, als welcher eher gestorben als dieser noch Cäsar gewesen.

Herr **Galland** bemerkt noch einerley; nämlich, daß es zwo Fabricken von Kaiser **Constantins** Münzen giebt; die eine, welche allen Münzen vom großen **Constantin** gemein ist, insonderheit in den kleinen ehernen, wie auch allen Münzen vom **Delmatius**, **Crispus**, **Constantin** dem jüngern und vom **Constantius**: die andere spüret man an denen Münzen, deren einige dem Mittelerze und die andern dem kleinen Erze nahe kommen, und beyderseits auf der Gegenseite die Schrift führen: FEL. TEMP. REPARATIO. Nun giebt es keine Münze vom großen **Constantin**, **Delmatius** und **Crispus** aus dieser letzten Fabrick. Vielweniger wird man von dem jüngern

Constantin welche, weder mit dem Titel Cäsar, noch mit dem Titel August, finden. Vielmehr sieht man sowohl von seinem Bruder Constans, als vom Constantius welche. Noch eins ist zu bemerken; nämlich, daß man keine Münze aus dieser Fabricke finden wird, das heißt mit der Schrift: FEL. TEMP. REPARATIO, die entweder den Constans oder Constantius, mit dem Titel Cäsar, vorstellen, sondern sie haben allezeit beyderseits auf ihren Münzen den Titel August.

Die Folge, welche Herr Galland hieraus zieht, ist diese, daß diese letzte Fabrick erst nach des jüngern Constantins Tode und in der Zeit eingeführet worden, als Constans und Constantius, ganz allein als Augusti regierten. So daß es keine Münze vom Kaiser Constantius mit dem Titel Cäsar aus dieser Fabricke giebt, und daher folget, daß die Münzen aus eben dieser Fabricke, welche die Schrift führen: CONSTANTIVS NOB. C. dem Constantius Gallus sowohl als diejenigen zugehören, auf welchen man D. N. CONSTANTIVS IVN. N. C. liest, die ihm ohnedem wegen des Titels Iunior zugehören.

* * * * * * * * * * * * * *

XLVII.

Herrn Oudinets Abhandlung von einigen andern alten Münzen.

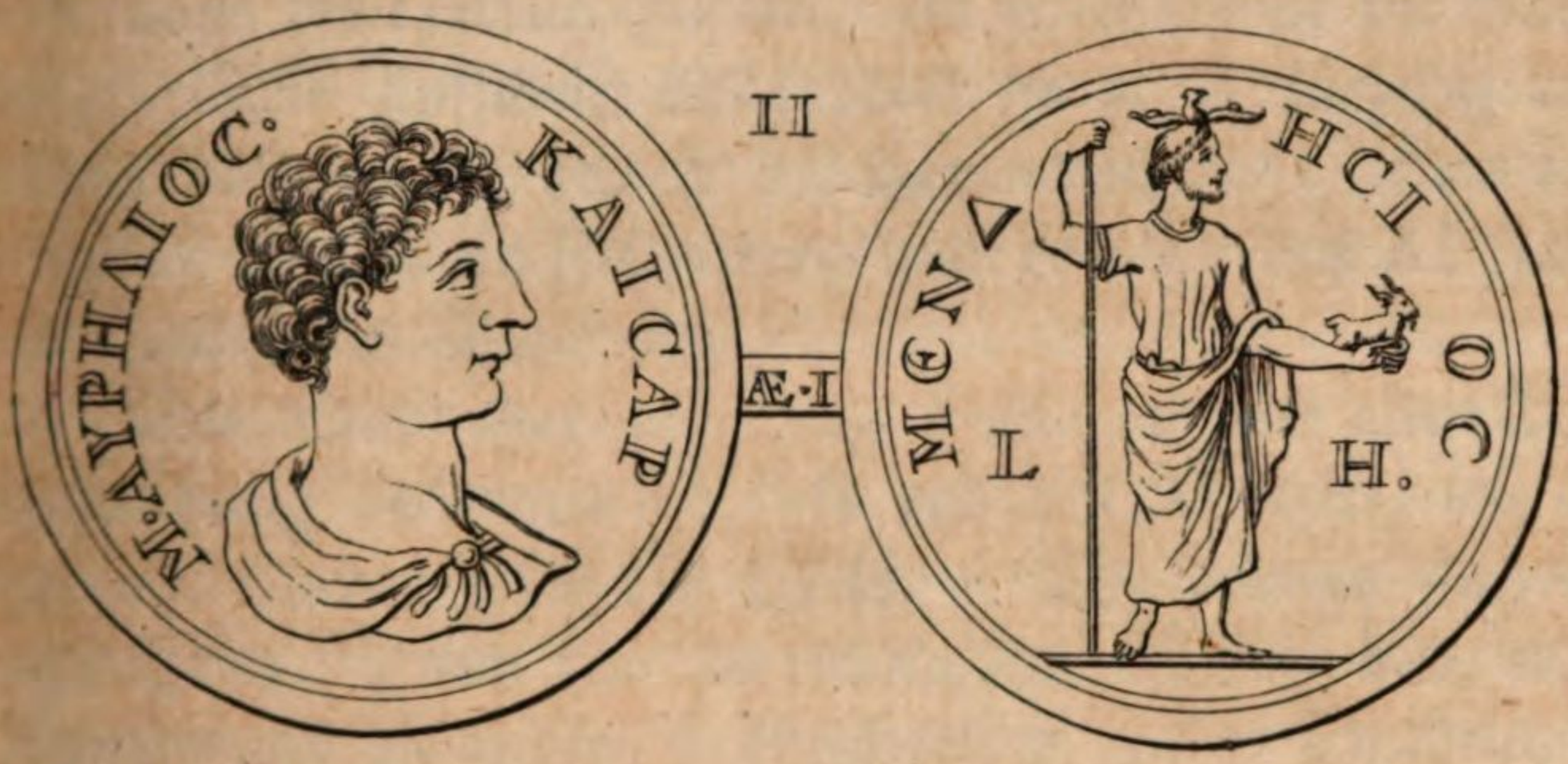
Die drey ersten Münzen auf beygehendem Kupferblatte wurden im 1705 Jahre der Akademie vom Herrn Oudinet geschickt, dem sie aus Aegypten zur königlichen Sammlung eingesandt worden waren. Es hielt schwer sie zu lesen, nicht sowohl wegen des Rostes der sie

noch

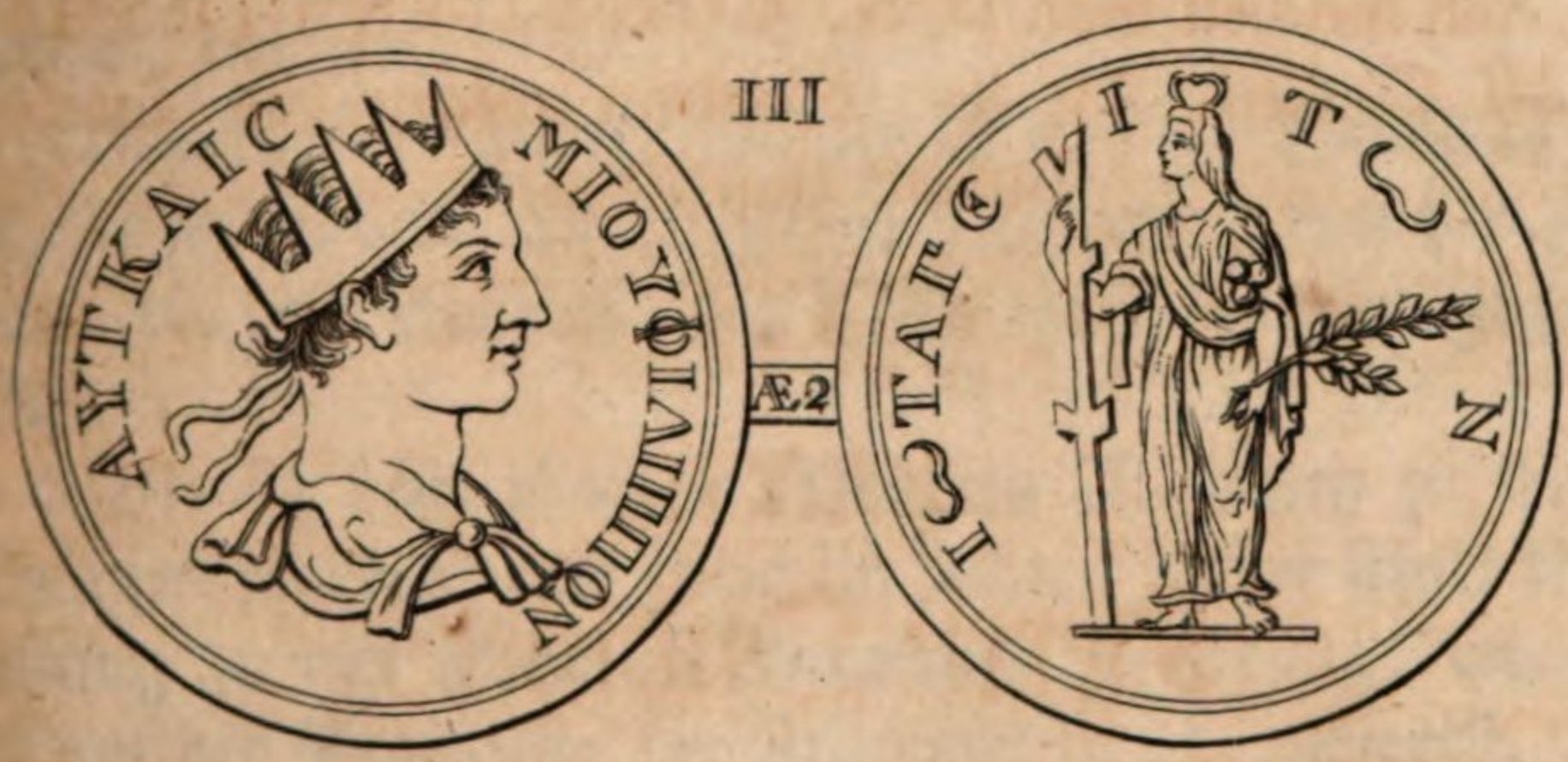
Tab. 10.

I

II



III



IV

noch bedeckte, als wegen der auf den Gegenseiten stehenden Bilder und Namen der Städte, die sich noch in keiner Sammlung fanden.

No. I. Die erste dieser Münzen ist vom Kaiser Hadrian, auf deren einer Seite man dessen Kopf mit der gewöhnlichen Schrift liest, auf der Gegenseite steht Jupiter aufrechts und hält mit einer Hand seinen Adler, mit der andern aber die Hastam puram, ein Symbolum der Gottheit. Die Aufschrift EPMΩNΘ ist die Abkürzung von EPMΩNΘITΩN, durch die Hermonther. Das folgende L. IA. ist ein Zeitpunct, und bemerkt das XI Jahr von Hadrians Regierung.

Die Stadt Hermonthis, welche aus der alten Erdbeschreibung bekannter ist, als aus den Münzen, lag an dem abendlichen Ufer des Nils. Die dortige Gegend hatte ihren Namen von derselben, und ist eben das, was Plinius und die andern Erdbeschreiber, in der Eintheilung des ägyptischen Landes, in Präfecturen Hermonthites Nomos, nennen.

No. II. Die andere Münze ist aus der Stadt Mendes, einer andern ägyptischen Präfectur, von der Zahl derer, die dem Ausflusse des Nils ihren Namen gegeben hatten.

Sie ist dem jüngern Marcus Aurelius zu Ehren geschlagen worden, und zwar im achten Jahre seiner Beygesellung zu des frommen Antonins Regierung, wie solches auf der Gegenseite der Zeitpunct L. H. ausweist. Auf dieser Gegenseite steht der mendesische Jupiter mit dem ganzen Worte MENΔHCIOC, welches einen veranlassen möchte auf der vorstehenden hermonthischen Münze ebenfalls EPMΩNΘITHC, anstatt EPMΩNΘITΩN, im Absehen auf den Jupiter dieser Landschaft zu lesen. Dieser mendesische Jupiter hält keinen Adler wie der hermonthische, sondern einen Bock, als das Zeichen der Verehrung bey den Mendesiern (Herodot. L. 2); bey denen dieser seltsame Gottesdienst zu gleicher Zeit angefangen, als sich

zu Memphis und Heliopolis des Gottes Apis Verehrung eingeschlichen.

No. III. Die dritte Münze ist von Philippen dem Sohne, für welchen sie zu der Zeit geschlagen zu seyn scheint, als er im Oriente Cäsar geworden: denn diese Münze hat keinen Zeitpunct wie die erstern. Man liest um den Kopf des jungen Philipps herum: ΑΥΤοκρατορα ΚΑΙΣαρα Μαρκον ΙΟΥλιον ΦΙΛΙΠΠΟΝ, und auf der Gegenseite ΙΩΤΑΠΕΙΤΩΝ, durch die Jotapäer. Unfehlbar hat man auf derselben unter der Gestalt der Ceres, die Königinn Jotape vorstellen wollen, welche diese Stadt erbauet und derselben ihren Namen gegeben hatte. Plinius und Ptolomäus setzen diese Stadt in das gebirgigte Cilicien, und sie ist bey der Eintheilung der geistlichen Provinzen, unter den christlichen Kaisern zu der Würde der bischöflichen Städte in Isaurien erhoben worden.

No. IV. Die vierte Münze ward der Akademie vom Herrn Henrion fast zu gleicher Zeit vorgezeiget. Sie ist vom großen Constantin, dessen Denkmäler nicht eben so gar selten sind. Der besondere Vorzug dieses Stückes, besteht in der Sauberkeit der Gegenseite, woraus man sehr deutlich lesen kann CONSTANTINO P. AVG. BRP. NAT. und nicht BAP. NAT. wie Occo, Mezzabarba, ja sogar du Cange, gelesen haben, welcher letztere in dieser Schrift einen Beweis von Constantins Taufe zu finden gemeynt hat. Die Aufschrift aber liest sich ganz ungezwungen so: CONSTANTINO Pio AVGusto Bono Reipublicae NAto. Auf einer Münze vom Victor liest man dieses Lob ausführlicher: BONO REIP. NATVS. und in einigen Aufschriften, die Gruter anführet, steht es sonder alle Abkürzung.

Pater Harduin ist der erste, welcher die Irrthümer der Alterthumsforscher wegen dieses vermeynten Denkmaals von Constantins Taufe, entdecket hat und seine Anmerkung wird folglich durch diese neuen Beweise noch mehr bestätiget.

XLVIII.

Herrn Gallands Gedanken von der verschiedenen Bedeutung der Formel S. C. oder EX S. C. Senatus consulto, auf den alten Münzen.

Es erhub sich im 1707 Jahre eine Frage in der Akademie wegen des Senatusconsulti, welches fast allezeit auf den metallenen Münzen mit diesen Anfangsbuchstaben S. C. und EX S. C. oder auch nur S. C. bezeichnet wird; ja es steht auch auf den goldenen und silbernen Münzen zuweilen solchergestalt abgekürzet, oder nach der Länge ausgedrückt: SENATVS CONSVLTO.

Einige Mitglieder glaubten, daß diese Formel allezeit dieselbe sey, und daß sie deswegen auf den Münzen eben keine besondere Bedeutung annehmen könnte, weil die Münze von einem unterschiedenen Metalle wäre; welches in grammatikalischem Verstande seine Richtigkeit hat.

Andere die in den Münzen geübter und bewanderter sind, versicherten, daß das S. C. auf den metallenen Münzen, bloß andeutete, daß dergleichen Art von Münzen auf Befehl des Senats geschlagen wäre; daher es denn käme, daß die Formel S. C. auf selbigen fast allezeit im Felde oder im Abschnitte, von der Umschrift abgesondert steht. Auf den goldenen und silbernen Münzen hingegen macht, das EX S. C. einen der Theil Umschrift aus, und bedeutet, daß die Ehrentitel der Aufschrift, oder das rühmliche Bild der Münze, durch einen besondern Schluß des Senats verordnet worden sey.

Herr Galland, der dieser Meynung war, bestätigte dieselbe einige Tage darauf, durch Vorzeigung einiger goldenen und silbernen consularischen und kaiserlichen Münzen, die er in die Akademie brachte.

Die erste war eine silberne Münze aus der Familie Manlia, auf deren einer Seite man Roms Kopf, mit der Umschrift ROMA und das Zeichen des römischen Denarii X. mitten in einem Kranze sieht, der aus dem berühmten Halsbande besteht, welches Titus Manlius von der Beute des Galliers mitbrachte, den er in einem Zweykampfe überwunden hatte. Auf der Gegenseite sieht man einen mit einer Lanze und einem Schilde bewaffneten Reiter, mit der Umschrift L. TORQVAT. EX S. C. Nun ist kein Zweifel, daß diese Worte nicht bedeuten, es habe Lucius Torquatus, welcher im 688 Jahre Roms, mit dem Lucius Cotta zugleich Consul war, auf dieser Münze des Titus Manlius That, der einer von seinen Ahnen war, und zugleich den Ursprung des Namens Torquatus verewigen wollen, welchen er auf Erlaubniß des Senats mit allen seinen Nachkommen führen dorfte. Die mit dem L. TORQVAT. verbundenen Wörter EX S. C. zeigen die Sache klar genug an.

Die andere Münze ist vom Sextus Pompejus des großen Pompejus Sohne. Sie stellet auf einer Seite Neptuns Kopf mit dem Dreyzack und dieser Schrift vor: MAG. PIVS IMPERATOR ITER. Auf der Gegenseite sieht man das Ungeheuer Scylla, welches mit einer Hand das acrostolium und mit der andern ein Hintertheil eines Schiffs hält, mit der Umschrift: PRÆF. CLAS. ET ORÆ MARIT. EX S. C. Dieß zeiget an, daß Sextus Pompejus diese Würde durch einen ausdrücklichen Schluß überkommen, welcher zu Rom von dem besten und verständigsten Theile des Senats, der noch auf des Pompejus Partey blieb, gefället worden. Zwo andere Münzen vom Sextus Pompejus, wiewohl mit verschiedenen Bildern, führen eben diese Aufschrift, ausgenommen, daß die eine, anstatt EX S. C. nur S. C. hat. Ein Beweis, daß diese Abkürzung des Senatusconsulto auf den consularischen Münzen eine andere Bedeutung hat, als auf den kaiserlichen metallenen Münzen, und daß man sie

ſonder Unterſchied, eben wie das EX S. C. in dem angeführten Sinne darauf geſetzet habe.

Die goldenen und ſilbernen kaiſerlichen Münzen, biethen ebenfalls Beweiſe dar, die dieſem Grundſatze nicht minder günſtig ſind. Eine Münze vom Kaiſer **Claudius**, die man ſowohl in Gold als Silber hat, ſtellet auf einer Seite dieſes Prinzen Kopf mit Lorbern gekrönet mit der Umſchrift vor, DIVUS CLAVDIVS AVGVSTVS; und auf der andern einen mit Figuren gezierten und von vier Pferden gezogenen Wagen, mit den einzigen Worten EX S. C. ſtatt aller Aufſchrift. Dieſer Wagen, welches derjenige iſt, den die Römer Thenſa nannten, und den man nur durch einen Schluß des Senats erhalten konnte, gehört mit zu den Ehrenbezeugungen, die dem Kaiſer **Claudius** nach ſeinem Tode, auf Verordnung des Senats, erzeiget wurden. Denn man weis, daß der Senat die Leichengepränge der Kaiſer und Kaiſerinnen anordnete. Zwo andere Münzen welche uns lehren, daß **Marciane** Kaiſer **Trajans** Schweſter nach ihrem Tode vergöttert worden, bemerken zugleich, daß der Senat Urheber davon geweſen. Unter andern Ehrenbezeugungen die er dieſer Prinzeſſinn zugeſtand, verordnete er, daß ihre Bildſeule in dem Pomp des Circi auf dergleichen geheiligten Wagen in Proceſſion geführet werden ſollte, den man Thenſa nannte und mit zween Elephanten beſpannet war. Dieß bedeutet die Umſchrift EX SENATVS CONSVLTO, die um erwähnten Wagen auf der **Marciana** goldenen und ſilbernen Münzen ſteht.

Es wird nicht unrecht ſeyn allhier anzumerken, daß es gewiß iſt, daß der Senat anfänglich die Conſecration der Kaiſer veranſtaltet, wie ſolches aus dem Urſprunge dieſer Ceremonie nach **Julius Cäſars** Tode erhellet, als **Marcus Antonius**, anſtatt zu ſeinem Lobe eine Leichenrede zu halten, nur bloß einen Rathſchluß ablas, durch welchen der Rath beſchloſſen hatte, dieſem erſten Kaiſer alle göttli-

che und menschliche Ehre zu erweisen, wie Sueton die Sache ausdrücket. Allein man muß zugleich bemerken, daß die Kaiser sich diese Macht gar bald selbst anmaßeten. Antoninus Pius, der doch sonst dem Rath so viel zugestund, setzte gleichwohl den Hadrian in die Zahl der Götter; ungeachtet alle Senatoren dawider waren.

* *

XLIX.

Herrn Vaillants Abhandlung von den Buchstaben CONOB und COMOB, die sich in dem Abschnitte der goldenen Münzen des verfallenden Reichs befinden.

Die mehresten Forscher der Alterthümer haben sich wechselsweise bemühet den wahren Sinn der Buchstaben CONOB oder COMOB zu erforschen, die man in dem Abschnitte fast aller goldenen Münzen des abnehmenden römischen Reiches findet. Man hat acht oder zehn verschiedene Erklärungen davon, und noch keine scheint einen allgemeinen Beyfall erhalten zu haben.

Herr Vaillant der Vater, hatte im 1716ten Jahre, wenige Zeit zuvor, ehe der Tod ihn der Akademie raubte, eine neue Erklärung davon versprochen. Da nun Herr Vaillant der Sohn, dieses Versprechen für vollgültig ansah, so sammelte er unter dessen Papieren alles, was er von dieser Sache finden konnte und theilete es der Gesellschaft mit.

Herrn Vaillants neue Erklärung gründete sich einigermaßen auf den Verfall der vorigen; die viel mehrern Ein-

Einwürfen ausgesetzt zu seyn scheinen, und sich nicht so allgemein erklären lassen.

So zahlreich auch diese Erklärungen sind, so kann man sie dennoch auf drey Gattungen setzen; nämlich, im Absehen auf die verschiedenen Ursachen, die man bey der Stellung dieser Buchstaben gehabt haben mag: z. E. die unumschränkte Herrschaft des Prinzen und die Richtigkeit des Volks in Bezahlung der Auflagen, oder den Ort des Münzwesens, oder auch endlich die Güte des Metalls anzuzeigen.

In Ansehung dieser ersten Absicht wollen **Cedrenus** und **Hülsius**, indem sie zwischen jeden Buchstaben einen Punct setzen, C. O. N. O. B. daß sie bedeuten sollen: Ciuitates Omnes Nostrae Obediunt Benerationi; und andere, die das O vom B nicht absondern, lesen so: Civitates Omnes Nobis OBediunt.

Pater Harduin, der auch auf diese letzte Art punctiret, liest: Ciuitates Omnes Narbonenses OBtulere; und der **Pater Daniel**, welcher einen Theil dieser Buchstaben für griechisch und den andern für lateinisch hält, so daß sie nothwendig einen aus den Wörtern beyder Sprachen zusammengesetzten Sinn haben müssen, erkläret sie so:

KON. OB. KONςαντίνος
CON. OB. CONstantinus
CO. M. OB. COnstantinus Maximus
} O Βασιλεὺς.

Unter die Erklärungen von der zweyten Art, muß man des **Oertelius**, **Occo**, **Gretzers**, **Tristans** und **Chifflets** seine setzen, welche wollen, daß CON. OB. CONstantinopoli OBsignatum, und COM. OB. COnstantinopoli Moneta OBsignata, bedeute.

In die dritte Classe endlich gehöret **Manutius**, der alle Buchstaben von einander trennet, und sie mit folgenden Wörtern ausdrücket: Cedit Officina Nostra Omni Bonitate.

Anton

Anton Augustin hat sich bemühet diese zwo letztern Meynungen zu vereinigen, indem er anstatt CON. OB. CONstantinus OBryzum setzt, und für CO. M. OB. CONstantinopoli Moneta OBryza liest.

Herr Baillant behält einen Theil von Anton Augustins Meynung und will, daß CON. OB. die Abkürzung von CONflatum OBryzum, oder von CONflatura OBryziaca sey; und daß CO. M. OB. durch die Wörter COnflata Moneta OBryzata, gegeben werden müsse.

Die meisten Beweise dieser Meynung werden aus denen Ausdrücken genommen, deren man sich in vielen Gesetzen des theodosianischen Codicis bedienet, die, da sie die Zahl der goldnen Münzen bestimmen, die aus einem Pfunde gemacht werden sollen, verordnen, daß sie von einem Golde, Solidi Obryziaci seyn sollen, wie das honorische Gesetz saget. Valentinians seines sagt Auri Obryza. Solidi Obryzati, setzt endlich der 3 Lex zum Codice de veteris Numismatis potestate, noch hinzu.

Da nun Herr Baillant diese Buchstaben, die man in dem Abschnitte der goldnen Münzen findet, dergestalt vom Valentinian an bis auf den Nicephorus dazu bestimmt, daß sie den Werth des Metalls anzeigen müssen; so wendet er die andern an, den Ort zu benennen, allwo die Münze geschlagen worden. Was nun die Münzen betrifft, auf deren Feldern gar keine Buchstaben stehen, so glaubt er, dieselben wären zu Constantinopel geschlagen, und da diese Stadt die Hauptstadt des Reiches war, so habe sie kein besondres Merkmaal gebraucht, sondern nur irgend ein kleines Zeichen um die Werkstatt anzuzeigen. Denn des großen Theodosius Münzen lehren uns, daß es deren zum mindesten zehne gegeben.

Herr Baillant war, nach der Untersuchung die er mit allen Münzen angestellet hatte, die ihm nur zu Gesichte gekommen waren, überzeugt, daß die abgebrochene Formel CON. OB. und CO. M. OB. nur erst im zehnten Jahre von Valentinians Regierung auf den Abschnitt der goldnen

goldnen Münzen wäre gesetzt worden. Dieses Kaisers zehntes Regierungsjahr aber, erhellet aus einer Münze von diesem Prinzen, und zwar aus der Schrift: Votis X. Multis XX. neben dem CO. M. OB. in dem Abschnitte: und seit diesem Zeitpuncte, hat man allemal die Namen der Städte auf das Münzfeld gesetzt. Außerdem merkt Herr **Vaillant** an, daß es gleichsam unmöglich und widersinnisch sey, wenn man behaupten wollte: daß viele Kaiser und Tyrannen seit **Valentinians** Zeiten, z. E. **Honorius**, **Majorianus**, **Priscus**, **Attalus**, **Jovinus** und **Johannes**, auf deren Münzen man CONOB lieset, es mit Fleiß darauf hätten setzen lassen, wenn diese Buchstaben CONstantinopoli OBsignatum bedeuteten; indem sie ja nimmermehr in einer Stadt konnten geschlagen seyn, deren Besitzer sie nie gewesen waren: dahingegen diese Kaiser und Tyrannen, welche gern nach Valentinians Exempel die Güte ihrer Münzen anzeigen wollten, sich mit Fleiß auch eben desselben Kennzeichens bedienten. Diese Anmerkung wird auch noch durch die Gewohnheit bestätiget, die einige Könige von Frankreich und Spanien von denen Kaisern entlehnet, deren Zeitgenossen sie gewesen; indem sie, so wie dieselben, in den Abschnitt ihrer goldnen Münzen, das Wort COMOB, als ein Merkmaal von der Güte des Werths, und die Buchstaben ins Feld gesetzt, um die Stadt anzuzeigen. Dieses beweisen zwo Münzen vom **Theodobert**, **Theodorichs** Sohne. In dem Felde der einen liest man: RE, REmis; und in der andern: BO, BOnoniae. Auf einer Münze vom **Childerich** bedeuten die Buchstaben MA. **Marseille**, MAssiliae; und zwo andere, deren eine vom **Innigildus**, und die andere vom **Reccaredus**, einem Könige in Spanien ist, beyde aber in des Königes von Frankreich Münzsammlung befindlich sind, bezeugen eben dieses.

Herrn **Vaillants** Abhandlung in Absicht auf die Münzen, mochte nun bey der Akademie so wichtig seyn als es wollte; so fand doch seine Erklärung der Buchstaben

CON.

CON. OB. und CO. M. OB. vielen Widerspruch in derselben. Unter andern that sich Herr **Henrion** durch eine Schrift hervor, die alle Einwürfe enthielt, welche man wider diese neue Meynung nur machen konnte.

Der erste, der den Sinn der ganzen Erklärung angeht, ist dieser: nach Herrn **Vaillants** Art diese Buchstaben auszulegen, müßte man in dem Abschnitte der goldnen Münzen von **Valentinians** Zeiten, niemals etwas anders als CONOB oder COMOB finden. Nun aber findet man auch CORMOB, CORNOB, CONSOB, und CONOBS, darauf. Folglich kann man bey diesen Buchstaben mit den Wörtern Conflatum Obryziacum nicht zurechte kommen, noch Herrn **Vaillants** Sinn annehmen; man müßte sie denn durch COnflatura Romana Monetae OBryzae, oder durch COnflatura Romana Nummi OBryzi, oder durch CONflatus Solidus OBryzus, oder endlich, durch CONflatus OBryzus Solidus, erklären. Alles dieses aber verursachet; in den Abschnitten eine Mannigfaltigkeit, die sich sehr schlecht zu einer Formel schicket, welche doch unveränderlich hätte seyn sollen.

Der andere Einwurf ist dieser, daß der Grund dieser neuen Erklärung nicht aus dem verschiedenen Gesetze des **theodosianischen Codicis** kann genommen werden, worauf man dieselbe doch stützen wollen; indem diese Gesetze eine Umschmelzung verordnen müßten, um die goldnen Münzen auf ein höheres Gewicht feinen Goldes zu setzen, als sie zuvor gehabt; dahingegen sie vielmehr eine Verminderung der Abgaben an die Kaiser gebiethen, welche in Golde bezahlet werden mußten; und zwar in 84 Stücken, zu 72 auf ein Pfund gerechnet. Diese nun nennet das Gesetz Auri Obryza und Solidi Obryziaci; anzudeuten, daß diese Goldstücke von den allerbesten ausgesuchet werden sollten; indem die falschen Münzer, viele schlechte in den Handel eingemenget hatten.

Der dritte Einwurf ist, daß der Gebrauch der Buchstaben CONOB und COMOB, da er schon viel älter ist

als

als Valentinians Zeiten sind, indem man dieselben bereits auf des jüngern Constantins und seines Bruders Constantius Münzen sieht, diese Buchstaben, zu einer Zeit, den Ort der Münze, und zu einer andern, den Werth der Münzsorten, angedeutet haben würden.

Der vierte ist, daß, wenn nach Valentinians Gesetz, das Wort CONOB, in dem Abschnitte derer Münzen stehen sollte, die nach seiner Zeit gepräget worden, es auf allen goldnen Münzen stehen müßte; dieses aber ist der Erfahrung zuwider: indem es auch goldne Münzen giebt, die dennoch ein ander Merkmaal haben.

Die Schwierigkeiten welche ins besondere das Wort Conflata betreffen, sind 1) daß es zu Valentinians Zeiten so gar gebräuchlich nicht gewesen, als Moneta und Officina, deren eines man auf Diocletians und der nachfolgenden Kaiser Münzen; das andere aber auf Julians seinen sieht. 2) Daß, wenn die Buchstaben CON. dasselbe anzeigen sollten, man auch zuweilen ein F und L CONFL. dazu gesetzt haben würde. 3) Daß, man begehre nun, daß es durchaus Conflatum heißen solle, oder daß es das Nennwort Conflatura, oder das Beywort Conflata sey, es dennoch in einem Abschnitte, wo man den Raum zu sparen hat, durchaus überflüßig wäre, und daß das Wort Aurum mit dem Obryziacum zusammen genommen, sich viel besser dahin geschickt hätte, als das zweyte Beywort Conflatum, welches nur eine Nebensache andeutet, die sich ohnedem von selbst versteht.

Was das Zeichen OB. M. bedeutet, so wollte Herr Henrion, daß es in den Abschnitten durchaus nicht Obryzum bedeuten könne; weil 1) die meisten Münzen auf denen es steht, von schlechtem Golde sind. 2) Weil, da dieses Zeichen seit dem Diocletian, auch auf vielen kupfernen und silbernen Münzen mit dem Zusatze OBSIS, TROB, TROBS, TROBT, TESOB, TESOBS, ANOB, u. s. w. steht, und allhier gewiß etwas anders als Obryziacum bedeuten muß, es eine große Schwierigkeit

keit seyn würde, daß ein und dasselbe Merkmaal, drey verschiedene Dinge, im Absehen auf die drey unterschiedenen Metalle bedeute; oder daß selbiges vor Valentinians Zeiten etwas anders angezeiget hätte, als nach diesem Kaiser.

Endlich wandte Herr Henrion wider den Herrn Vaillant noch ein, daß, da er bey seiner Erklärung das Zeichen CONOB bloß den goldenen Münzen zueignen müssen, seine Regel sich von selbst widerlegte, indem er eine eherne Münze vom Hannibalian mit eben diesem Zeichen angeführet, die auch in unserm Verzeichnisse verschiedener silbernen Münzen, der Kaiser, Kaiserinnen, oder Tyrannen, seit Valentinians Zeiten steht. Dergleichen sind die vom Gratian, Theodosius, Leo Isauricus, Justinianus, Constantinus, Heraklius, Constantin Pogonatus, und auf kupfernen Münzen, vom Constantin dem jüngern, Valentius, Theodosius, der Aelia Flacilla, Galla Placidia, dem Arkadius, der Pulcheria, dem Anthemius, Leo dem jüngern und dem Justin.

Bey Gelegenheit dieses Streites also, trug die Akademie dem Herrn Galland auf, das reiche und starke Münzcabinet des Herrn Foucault zu Rathe zu ziehen, und in den goldnen, silbernen und ehernen Classen, stückweise alles zu untersuchen, was mit dem Zeichen CONOB oder COMOB, eine Aehnlichkeit haben könnte.

Herr Galland berichtete hierauf, daß er in der Folge der goldenen Münzen, neun und zwanzig Stücke, vom jüngern Valentinian an, bis auf die philippischen eingeschlossen, gefunden hätte; und daß von diesen 29 achtzehn Stücke das CONOB und eilf Stücke das COMOB, im Abschnitte geführet. Von zwo Münzen eines andern Prinzen, nämlich des Leo und Majorians, hätte die eine COMOB und die andere CONOB, gehabt; in den Feldern aber fände man fast überall zween Buchstaben, einen zur Rechten, den andern zur Linken von der Figur des Gepräges;

präges; bey Theodosius dem Großen, K. Y. bey dem Arkadius, M. Δ. bey dem Honorius, Johannes, Placidius, Valentinianus und Leo, R. V. bey dem Priscus, Attalus, R. M. und bey dem Avitus, A. R.

Bey der Folge von silbernen Münzen, hätte er nur eine einzige Münze vom Arkadius, mit dem COMOB im Abschnitte, gesehen. Allein aus der Schrift, dem Bilde, und den Buchstaben im Felde, wäre sie den goldenen so ähnlich gewesen, daß man, wenn sie nicht gedruckt zu seyn geschienen, sagen dörfte, sie wäre nach dem Stämpel der goldenen abgeschlagen worden.

In der ganzen Reihe der ehernen, habe er nur eine einzige gefunden, welche von des Arkadius Gemahlinn, Eudoxia, gewesen wäre, und die Schrift SALVS REIPVBLICÆ geführet hätte, in deren Abschnitte er CONOB gelesen: diese habe ihm nach dem Stämpel einer alten goldenen Münze von eben dem Gepräge, geschlagen zu seyn geschienen.

Diese Schwierigkeit nun, in andern als goldenen Münzen dieses Zeichen zu finden und auf den goldenen, solches schon vor dem Valentinian zu sehen, bewog endlich den Herrn Galland sich zu des Herrn Vaillants Partey zu schlagen, und dem Herrn Henrion zu antworten:

1) Daß die silbernen und metallenen Münzen, die er zum Beweise deren anführet, die das CONOB haben, für abgedruckt oder nachgepräget angesehen werden müssen. Sind sie abgedruckt, so sind sie folglich falsch; und sind sie geschlagen, so können sie zwar alt seyn, aber sie sind doch allemal nach dem Stämpel der goldenen verfertiget: wie man urtheilen kann, daß dieses zuweilen geschehen, wenn man die Menge derer ehernen Münzen betrachtet, die aus dem florirenden Kaiserthume sehr dick sind und ungeachtet sie geschlagen zu seyn scheinen, dennoch dem goldenen oder silbernen Gepräge sehr ähnlich sind.

2) Daß man den Ausdruck Conflatura monetae nicht so ansehen müsse, als ob es nur bloß das mechanische Geschäfft des Münzens anzeigt: denn die Triumuiri monetarii, diese großen Bedienten der Republick und des Kaiserthums, hielten sich es für eine Ehre Conflatores monetae zu heißen.

3) Daß, da das Zeichen CONOB, sich odentlicher Weise nur auf den goldenen Münzen seit dem **Valerian** befindet, dasselbe voraussetzt, daß vor diesem Kaiser, bey der Schmelze eine Nachläßigkeit geherrschet, welcher er durch ein Gesetz zuvor kommen wollen.

4) Daß, wenn das CONOB sowohl auf schlechtem als feinem Golde stünde, man die schlechten goldenen Münzen so ansehen müsse, als wenn sie von den falschen Münzern wären untergeschoben worden, deren Anzahl wie bekannt, damals sehr groß gewesen: ja daß wohl selbst die Aufseher über das Münzwesen ihr Amt treulos verwaltet, und das Gold verfälschet haben können; gleichwohl aber, um das gemeine Wesen zu täuschen, dieses Zeichen drauf gesetzt haben mögen.

Auf den Einwurf endlich, welchen man dem Herrn **Vaillant** macht, daß es scheine, er werde genöthiget seyn, alle goldenen Münzen für falsch zu erklären, welche vor **Valentinians** und des **Valentius** Zeiten das CONOB geführet; so reißt ihn Herr **Galland** auf diese Art aus der Verwirrung, daß er gesteht: es könnte zwar wohl andere Kaiser vor ihnen geben, die sich zuweilen einer Formel bedienet hätten, welche nachmals von diesen allgemeiner angenommen worden, um die Güte der Münzen zu

bemerken, die sie hatten schlagen

lassen.

* * * * * * * * * * * * * * *

L.

Des Herrn Moreau de Mautour Bedenken über einem Carniol aus des Königs Sammlung, welchen man des Michael Angelo Pettschaft nennet.

Unter den Meisterstücken alter Stiche, die in der königlichen französischen Sammlung befindlich sind, sieht man insonderheit einen kleinen durchsichtigen Carniol, welcher hol gegraben ist, und von welchem man glaubt, daß **Michael Angelo** ehemals sich desselben als eines Pettschaftes bedient. Derselbe enthält nun in einem Raume von fünf bis sechs Linien, dreyzehn bis vierzehn menschliche Figuren, ohne noch einige Thiere, Bäume und einen Abschnitt zu rechnen, in welchem ein Fischer sitzet. ꝛc.

Die Frau **le Hay**, welche unter dem Namen einer **Mademoiselle Cheron** so bekannt ist, war die erste welche es gewaget, und geleistet hat, eine Zeichnung dieses Steines mit derjenigen Kenntniß zu verfertigen, die allein fähig ist in dieser Art von Werken einen richtigen Begriff von der Zeichnung der Alten zu machen. Den Abschnitt des Fischers indessen achtete sie nicht, und hielt ihn für etwas überflüßiges, welches mit der Sache selbst keine Verwandtschaft hätte. Auf Anrathen einiger Gelehrten die sie deswegen befragete, setzte sie folglich unten unter dieses Bild eine Schrift, daß dieser köstliche Carniol eine Weinlese nach Art der Alten vorstellete, und man dafür hielt, daß er zu des großen **Alexanders** Zeiten von dem berühmten **Pyrgoteles** wäre gestochen worden.

Alle diese Umstände beunruhigten den Herrn **Moreau de Mautour**, welcher, in der Meynung daß es ein Ver-

brechen sey, in Beschreibung alter Denkmäler das geringste zu ändern oder wegzulassen, sogleich einen neuen Kupferstich von diesem Carniole machen ließ, der zwar allerdings fast eine bloße Nachzeichnung von der Frau le Hay ihrem war, aber doch einige Aenderung in gewissen Figuren und insonderheit in Absicht des Abschnitts mit dem Fischer enthielt.

Hierauf verfertigte er eine Abhandlung um zu beweisen, daß dieser Carniol keine Weinlesen nach Art der Alten, sondern eine Art von Fest oder Opfer zu Bachus Ehren und zur Erinnerung seiner Geburt, enthielte. Nach seiner Meynung tragen alle Figuren zu dieser Erklärung das Ihrige bey.

Gleich anfangs sieht man auf diesem Steine zwo Frauen, deren eine auf ihrem Schooße ein nackendes Kind hat. Herr von Mautour erkennt hier den jungen Bachus, die Ino seine Amme, und die schöne Hippa, deren des Orpheus Gesänge Erwähnung thun. In einem auf der Erde sitzenden Alten, erkennet er den Athamas der Ino Mann, oder wofern man lieber so will, einen Faunen der eine Schale hält um zu des Bachus Ehren die Ausgießung des Weins zu verrichten. So durchgeht er alle Figuren dieses Steines und lenket sie zur Bestätigung seiner Meynung, ausgenommen das Pferd, welches ihm allerdings zu schaffen macht. Allein außer, daß es wegen des so kleinen Steines, schwer ist recht zu unterscheiden, ob es eigentlich ein Pferd, oder ein Leopard, oder ein Tyger ist, so bleibt weiter keine Schwierigkeit, wie Herr von Mautour sagt, wenn man sich nur besinnet, daß die Sonne, deren Wagen mit göttlichen Pferden bespannet war; bey den meisten Mythologen vom Bachus nicht unterschieden ist.

Da endlich Herr von Mautour auf dem ganzen Steine nichts findet, welches Alexanders Person, oder des Pyrgoteles Arbeit anzeigte, so setzt er die Zeit desselben lieber in die Zeiten der Ptolomäer und gründet sich hierinn

auf

Tab. II.

Grandeur de la Pierre

Grandeur de la Pierre

auf das Verhältniß, welches die Figur des Fischers im Abschnitte, mit einer Idylle aus dem **Theokrit** die **Fischer** genannt, haben kann, welches Gedicht unter dem **Ptolomäus Philadelphus** verfertiget worden.

Diese **mautourische** Erklärung hat gleichwohl den Herrn **Baudelot** nicht abgehalten noch eine andere zu suchen; ja gar einen neuen Kupferstich erwähnten Carniols machen zu lassen, und derselbe ist eben der, welchen man diesem Artickel beygefüget hat. Herr **Baudelot** behauptet, dieser Stein enthalte dasjenige, was sich zu **Athen** bey dem Feste zugetragen, welches man daselbst Puanepsies nannte. **Theseus** hatte dasselbe zu **Apollons** Ehren eingesetzt, als welchem er hauptsächlich seinen Sieg über den **Minotaurus** zu danken hatte. Dieß Fest hieß **Puanepsies**, weil es eine Art von andächtiger Pflicht war, so lange dasselbe dauerte, nichts als Bohnen zu essen; und man hatte nach demselben, bey den **Athenienserm**, den ganzen Monat, im welchem es gefeyert ward, **Puanepsion** genannt; dieser Monat aber kam, nach Anzeige eines alten Calenders, theils mit unserm Herbstmonate, theils mit unserm Weinmonate überein.

Einer der wesentlichsten Gebräuche bey diesem Feste, bestand darinn, daß man in gewisse Körbe alle verschiedenen Arten von Früchten sammelte und herumtrug, welche die Jahrszeit darboth; und eben hiermit sind die meisten Figuren auf vorstehendem Carniol beschäfftiget.

Theseus als der Held und Stifter dieses Festes steht in der Mitte, mit Olivenzweigen gekrönet. Mit der Rechten hebt er ein Gefäß als ein Hebeopfer für den **Apollo** in die Höhe; mit der Linken aber hält er den Zügel eines Pferdes, welches **Neptuns** Symbolum ist, dem **Theseus** das Leben zu danken hatte.

Weiter unten sind **Athenienser** und **Athenienserinnen** die das Fest begehen. Man hat auch nicht unterlassen ein Kind hinzuzeichnen, um sich des Glücks zu erinnern, daß man von diesem grausamen Zolle befreyet wäre.

Der Fischer welcher im Abschnitte sitzt, und welchen Herr Baudelot an das äußerste Ende des Piräi nach der megarischen, crommyonischen und eleusinischen Seite zu, setzet, deutet vollends die Ruhe des Landes an, welches Theseus durch die Wegräumung so vieler Straßenräuber sicher gemacht hatte.

Endlich muthmaßet Herr Baudelot, daß dieser Carniol wohl zu Cimons des athenienſischen Feldherrn Zeit, gestochen seyn könnte: es fehlt sogar nicht viel, daß er nicht glaubet, es sey ausdrücklich geschehen um das Andenken gewisser Puanepsien zu heiligen, welche von dem athenienſischen Volke in Cimons prächtigen Gärten feyerlich begangen worden. Dieser Cimon ließ, nach des Corn. Nepos, und des Theopompus (im Athenäus) und Plutarchs Zeugnisse, den Eingang in seine Gärten allezeit frey, und gab mit Vergnügen die Früchte in denselben, allen Menschen preis.

* *

LI.

Herrn Oudinets Betrachtungen über einen Agath aus dem königlichen französischen Vorrathe.

Herr Oudinet theilete im 1705ten Jahre der Akademie einen Agath mit, dessen Abzeichnung hierneben steht. Er ist überaus schön und sehr alt.

Man erkannte auf demselben den Jupiter mit seinem Mantel, den Donner in der Hand, und die Minerva, mit dem Helme auf dem Kopfe. Sie stehen beyderseits an zwoen Seiten eines Baumes, so wie man sie auf der fünften athenienſischen Münze gesehen, die neben der 255 Seite dieses Theils auf dem Kupfer zu sehen ist, nur mit dem Unterschiede, daß auf diesem Agathe, Minerva

keinen

Tab. 12.

keinen Schild hat. Zu den Füßen dieser Göttinn ist die Schlange, und statt der Eule, sieht man auf dem Baume, eine Weintraube zwischen zween Vögeln. Zu Jupiters Füßen sieht man eine Ziege, und weiter unten, in einer Art von Abschnitte, zwey Pferde, zween Löwen und einen Ochsenkopf. Allein, was nunmehro die meiste Verwirrung machte, insonderheit denen, die in der Kenntniß, und so zu reden, in dem Umgange mit den alten Denkmälern, nicht so gar bewandert sind, das war die hebräische Umschrift, die rund um den Stein in die Abschleifung eingegraben und aus des ersten B. Mose drittem Capitel genommen ist: **und das Weib schauete an daß von dem Baume gut zu essen wäre und lieblich anzusehen.**

Herr **Oudinet** sagte, daß dieser Agath ungefähr vor 20 Jahren dem Könige wäre gegeben worden, nachdem er seit undenklichen Zeiten in einer der ältesten französischen Kirchen gewesen, allwo er für eine Beschreibung des irdischen Paradieses und von **Adams** Falle, gehalten worden.

Ein Mann und eine Frau an den Seiten eines Baumes, eine Schlange neben der Frauen, allerley Thiere zu ihren Füßen, alles dieses ist zulänglich genug in Irrthum zu verführen, zumal in denen einfältigen Zeiten, da man befugt zu seyn glaubte der Religion ohne Untersuchung alles wieder zuzuwenden, was zu den heidnischen Denkmälern gehörte; insonderheit wenn der Stoff solcher Stücke köstlich war. So hat man z. E. den großen Agath von **Augusts** Vergötterung, der in dem Schatze der heiligen Capelle ist, für einen Triumph vom **Joseph** gehalten, als man denselben von **Constantinopel** dem heiligen **Ludwig** zuschickte; und vieleicht haben wir noch in unsern Kirchen, und selbst unter den heiligen Reliquien, mehrere dergleichen Ueberbleibsel der heidnischen Religion, welche von unserer Vorväter Einfalt einigermaßen geheiliget worden.

Doch wieder auf den bärtigen **Adam** im Mantel, mit dem Donner in der Hand und auf die **Eva** im Helme und in

Kleidern zu kommen, so verwandelten sie sich in der Akademie gar bald in **Jupiter** und **Minerva.** Man widersprach der Umschrift, welche, wenn man sie genauer betrachtete, ein sehr neues Hebräische zu seyn schien, und einen rabbinischen sehr unrichtigen und schlecht gestochenen Character hatte.

Dieses also entdeckte Bild war gleichwohl noch schwer zu erklären. Einige deuteten es auf **Minervens** Geburt, wie sie bewaffnet aus **Jupiters** Gehirne kömmt. Andere hielten es für dieser Göttinn Streit mit dem **Neptun.** Noch andere zogen es auf **Erichthons** Geburt, und auf dasjenige, was die **athenienſischen** Fabeln von diesem Ungeheuer ausgestreuet, welches halb Mensch halb Schlange, **Vulkans** und der **Erde** Sohn gewesen. Jedoch, die allgemeinste Meynung gieng dahin, daß dieser Agath, sowohl als obangezogene Münze, lediglich **Jupiters** und **Minervens** Gottesdienst zu **Athen**, betrifft. Die Landgötter hinderten nicht, daß nicht **Jupiter** allezeit für den Oberherrn aller Oerter gehalten ward. Zudem so hielten sich die **Athenienſer** für das erste Volk in Griechenland, welches er mit seinem Besuche beehret, da er seine Geburtsstäte verlassen hatte. Außer dem berühmten Tempel, von welchem in dem Artickel der **athenienſischen** Münzen gehandelt worden, hatte ihm diese Stadt noch verschiedene andere unter allerley Namen gewidmet. **Julius Pollux** sagt, es sey eine große Menge **attiſcher** Münzen, auf beyden Seiten mit **Jupiters** doppeltem Kopfe bezeichnet gewesen. Zuweilen auch nur mit einem Kopfe dieses Gottes und einer oder zwo Eulen auf der Gegenseite; und die mehresten von denen die wir angeführet haben, scheinen diese Art von **Jupiters** und **Minervens** gemeinschaftlichem Gottesdienste anzudeuten.

Die Vögel, der Weinstock, die Ziege und alles was auf jener Münze nicht steht, bezieht sich in diesem Agathe auf den **Jupiter**, als den Urheber der Natur; und zwar nach des **Phidias** Begriffe, welcher den Thron und die

Klei-

Kleidung seines olympischen Jupiters mit Blumen und Thieren von allerley Art besäet hatte.

Uebrigens wird das Alterthum dieses Agaths, durch die Schönheit der Arbeit und durch ihr besonderes Verhältniß mit der athenienſischen Münze nicht minder bestätiget, als durch die undenkliche Zeit, in welcher sie, wie man weis, in einer von unsern Kirchen aufbewahret worden. Zweyhundert Jahre unstreitiger Besitz, sind der beste Beweis, den man in solchen Sachen vorbringen kann. Wie viele Jahrhunderte muß man nach diesem nicht noch hinaufsteigen um dergleichen Werke zu finden! und haben wohl seit zweyhundert Jahren, da die Künste wieder zu blühen angefangen, unsere Steinschneider solcher Arbeit gleich kommen können?

* *

LII.

Gedanken über zween andere Agathe des königlichen französischen Cabinets.

Hier ist noch eine Zeichnung von zween andern schönen alten Agathen der königlichen Sammlung, welche Herr **Oudinet** zu Ende des 1707ten Jahres der Akademie übersendete.

Der erste ist fast siebenhundert Jahre bey den **Benedictinern** zu **St. Evre de Toul** gewesen; und nach der Sage dieser Abtey, hatte der Cardinal **Humbert**, ein Mönch dieses Ordens und dieser Stadt, denselben aus **Constantinopel** mitgebracht, dahin er unter des Pabsts **Leo** des IX. Regierung, gegangen gewesen. Endlich hat er mit den mehreste i solcher schönen Ueberbleibsel des heidnischen Alterthums, die die Christen als eigen ange-

nommen, einerley Geschick gehabt. Zu St. Evre nämlich, und unter den griechischen Kaisern, war er St. Johannes der Evangelist, welchen ein Adler aufhebt und ein Engel krönet. Das Heidenthum in diesem Steine, ist wirklich erst in diesen letzten Zeiten entdecket worden.

Damals entschlossen sich die Mönche zu St. Evre diesen Agath von ihren Ueberbleibseln abzusondern und brachten ihn dem Könige, zu Ende des 1684sten Jahres, wenige Zeit darauf als die Sammlung des Königes zu Versailles eingerichtet worden war.

Man hielt dafür, daß es nichts anders als die Vergötterung eines römischen Prinzen seyn könnte, und die Stimmen waren anfangs zwischen dem August und Germanicus getheilet. Allein das junge Aussehen des Helden, lenkte bald alle Stimmen auf die Seite des letzteren, welcher durch die Aufnahme an Kindesstatt, der vermuthliche Reichserbe geworden war, und welchen ein schleuniger Tod in der Blüthe seiner Jahre, mitten unter seinen Siegen, dahin riß.

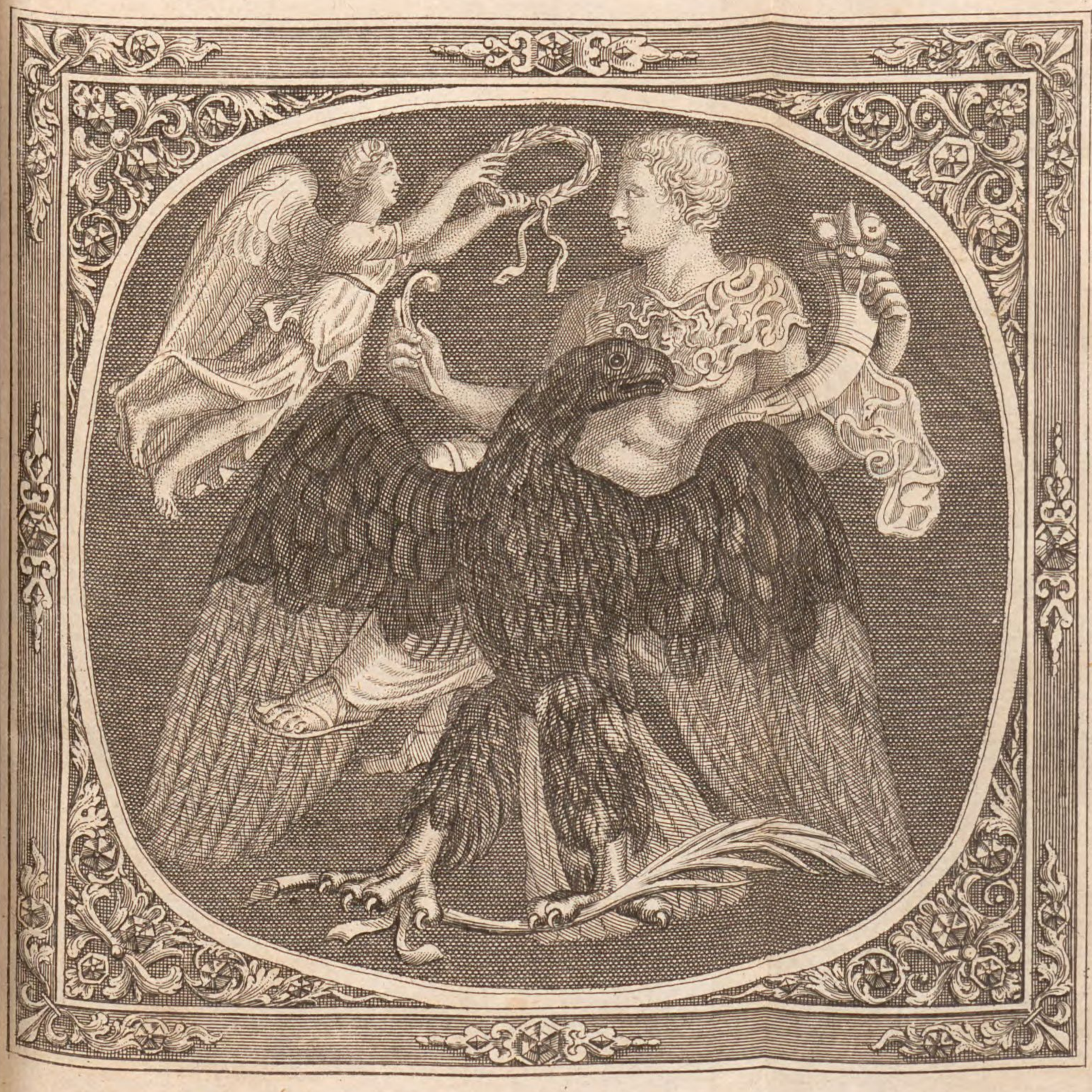
Die Wahrheit ist indessen, daß Germanicus, nicht gleich dem August die Ehre der Vergötterung nach seinem Tode genossen. Vielmehr bemerket die Geschichte mit ausdrücklichen Worten, (*Tacit. Annal. L. II.*) daß Tiber, der ihm nicht gut war und ihn nur auf Befehl dieses Kaisers an Kindesstatt aufgenommen hatte, seiner Asche kaum diejenigen Pflichten geleistet, die man dem römischen Adel gewöhnlicher maßen zu leisten pflegte.

Jedoch ist hier auch die Rede von keinem öffentlichen Denkmaale, noch von einer durch den Senat angestellten Vergötterung; sondern nur von einem Privatdenkmaale, und was allem Ansehen nach von jemanden aus dem Hause dieses Prinzen verfertiget worden.

Caligula z. E. dem wir fast alle Münzen vom Germanicus und der Agrippina, als seinem Vater und seiner Mutter, von seinen Brüdern und Schwestern, vom Nero und Drusus, der Agrippina, Drusilla und

Julia,

Tab. 13.



Julia, der Antonia seiner Großmutter, ja so gar einige von seinem Aeltervater, August, zu danken haben; Caligula, der seine Regierung, mit den Reisen in die pandatarischen und pontischen Inseln anfieng, (*Suet. in Calig.*) bloß um daselbst die Asche seiner Mutter und seines Bruders Nero, zu sammeln und selbige zu Augustens Grabe zu bringen, welcher befohlen hatte, daß Antonia eben dieselbe Ehre genießen sollte, die der Kaiserinn Livia wiederfahren war, und welcher seinen Vätter Claudius, aus der Classe der Ritter zog, um ihn zum Consul zu machen: Kurz, dieser Prinz, welcher bey seiner Gelangung zum Throne, nichts von allem unterließ, was sein Geschlecht verherrlichen konnte, so daß er auch dem Senate Tibers Vergötterung vorschlug, dieser Prinz hat also sonder Zweifel auch des Germanicus Andenken, in einem Denkmaale wie gegenwärtiges ist, verewigen wollen.

Man fand an dem vergötterten Prinzen, das Ansehen, die Bildung und Jugend des Germanicus, der wegen seiner Schönheit, seiner guten Gestalt und seines Alters, sowohl als wegen seines Heldenmuths und seiner Thaten, schon zu seiner Zeit mit dem großen Alexander verglichen wurde.

Der auguralische Stab, den er mit der Rechten hält, zeiget die Augurwürde an, welche auf des Germanicus Aufnahme an Kindesstatt, so gleich folgte, und bey welcher man sagte, daß man nach ihm, niemanden anders als aus dem Geschlechte der Cäsars wählen würde.

Was das Horn des Ueberflusses betrifft, welches er in der andern Hand hält, so ist es das ordentliche Zeichen der wohlthätigen Gottheiten: und dieß stimmt mit dem Begriffe überein, den man sich vom Germanicus gemacht hatte, dessen Güte und Mäßigung sowohl die Römer als fremden Völker bezaubert hatten.

Die Victorie endlich, welche den Helden krönet, und Minervens Schild, mit welchem er sich gewaffnet hat,

kommen

kommen einem allezeit sieghaften Prinzen zu, der eben im Begriffe war den Sieg in Deutschland zu enden, als es dem Tiber einfiel ihm die Ehre des Siegsgepränges zuzugestehen, um ihn nur zu verhindern, daß er die Früchte seiner Siege einerndten möchte. (*Tacit. Annal. Lib. II.*)

Er starb im fünften Jahre der Regierung dieses Kaisers. Die Zeitung von seinem Tode setzte das ganze Land in Entsetzen: und als seine Asche von der **Agrippina**, nach **Rom** gebracht ward, so fiengen die Soldaten, die obrigkeitlichen Personen und das Volk von neuem an ihn so heftig zu beweinen, daß man hätte sagen sollen, es wäre ihnen entfallen, daß **Tiber** auf dem Throne säße. Die Sache gieng so weit, daß dieser Kaiser, der auf des **Germanicus** Ruhm noch immer eifersüchtig war, einen Befehl mußte kund thun lassen, damit der Trauer und dem Schmerze der Römer nur ein Ende gemacht würde.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß **Caligula** seinen Vater in einem besondern Werke vergöttern wollen, da er bey seiner Gelangung zum Throne, das heißt, mehr als funfzehn Jahre nach des **Germanicus** Tode, ihn nicht öffentlich unter die Götter versetzen konnte. Was er nun damals für alle seine Angehörigen, sonder Ausnahme that, das verdienet wohl, daß man ihn auch für den Urheber dieses Agaths halte.

Der andere Agath ist fast von eben dem Geschmacke und dem Ansehen nach auch von eben der Zeit, als der erste. In den Zeiten der Unwissenheit, hatte er ebenfalls für **Josephs** Triumph in **Aegypten** gegolten. Eine erleuchtetere Zeit aber hat ihn dem **Germanicus** und der **Agrippina** wieder erstattet, welche auf demselben unter der Gestalt der **Ceres** und des **Triptolemus** in dem Wagen dieser Göttinn, vorgestellet sind. Vieleicht ist auch dieses Stück noch ein Denkmaal von des **Caligula** gelobten Gottesfurcht im ersten Jahre seiner Regierung.

Nichts ist in dem Heidenthume gemeiner, als dergleichen Vergleichungen der Prinzen und Prinzeßinnen mit den

Gott=

Gottheiten; ungeachtet sie oft gar keine Verhältniß miteinander haben. In den alten Denkmälern giebt es unzählige Beyspiele davon. Allein **Germanicus** und **Agrippina**, die Lust und Hoffnung des römischen Volks, die einzigen Bilder des Alterthums, wie man sie zu ihrer Zeit nannte, konnten mit allem Rechte solchen Gottheiten verglichen werden, die allemal günstig sind.

* *

LIII.

Muthmaßungen über einen alten geschnittenen Stein.

Nachdem der Graf von **Pontchartrain** im 1709ten Jahre, der Akademie einen Abdruck des hier untergedruckten gegrabenen Steines geschickt hatte,

Tab. 15.

so bediente sie sich dabey Herrn **Gallands**, **Baudelots** und eines fremden Gelehrten, Paters **D. Bernhards von Montfaucons** Scharfsinnigkeit, welcher letztere so gütig war die Akademie zur Richterinn seiner Untersuchungen zu erwählen.

Der

Der Stein ist ein blutfarbigter Jaspis, hol gegraben und ziemlich gut gearbeitet; ungeachtet er nicht unter die auserlesensten gehöret. Man sieht sechs Figuren darauf, die einen ziemlich verwirren, wenn man die mittelste ausnimmt, welche ein jeder gleich für den Himmelsschützen erkennen muß.

Gegen über diesem Himmelszeichen steht ein bärtigter und geschleyerter Kopf, der eine Kugel auf dem Kopfe und eine Art von Doppelhaken auf der Achsel hat. Herr **Galland** versichert, es sey **Pluto**; und die Figur darunter ist folglich **Proserpina.** An dem Kopfe der einen Helm auf hat und hinter dem Schützen steht, erkennet er den Gott **Mars.** Die **Venus** setzt er gleich darunter und zweifelt nicht, daß der alte Mann im langen Barte und mit den langen Hörnern, dessen Kopf zwischen dem **Mars** und dem Schützen ist, nicht **Osiris** sey, den die Dichter oftmals κερασὸς und εὐκέρασος, cornutus, bene cornutus, nennen.

Nachdem nun die Personen dergestalt ausgemacht sind, so glaubt Herr **Galland**, daß erwähnter Stein ein astronomisches und talismannisches Siegel sey, welches auf irgend eines Prinzen Geburt gestochen worden, um ihm alle die Gottheiten günstig zu machen, die er bey seinem Leben, ja gar nach seinem Tode, nöthig haben könnte.

Der Pater **Montfaucon** unterscheidet in diesem Steine zwo Reihen von Figuren. In der ersten vier; und in der andern zwo.

In der ersten gehöret der Kopf, welcher dem Schützen im Gesichte steht und den Herr **Galland** für des **Pluto** seinen hielt, diesem neuen Lehrgebäude nach, dem **Marcus Aurelius** zu. Er ist geschleyert und zwar als **Pontifex Maximus**, und als ob er Flaminis ritu opfern wollte. Was ein Doppelhaken zu seyn scheint, das ist unfehlbar ein Auguralstab. Die Kugel auf dem Kopfe hergegen, kann auch die Oberherrschaft andeuten.

Herrn Gallands Gott Mars verändert hier das Geschlecht und wird die Stadt Rom, eine kriegerische Gottheit, die man fast auf allen alten Denkmälern mit einem Helme auf dem Haupte findet; und was oben für den Osiris gehalten ward, das ist Aesculap.

In der andern Reihe, ist der weibliche Kopf unter dem Marcus Aurelius, die Göttinn der Gesundheit, bey den Griechen Υγιεια, bey den Lateinern aber Salus genannt. Man erkennet sie, wie Herr Montfaucon sagt, an der Schlange, die der Steinschneider fast wie einen Schlangenstab geflochten hat. Der andere Frauenzimmerkopf, welcher diesem Kopfe der Gesundheitsgöttinn fast gegen über steht, ist Faustina des Marcus Aurelius Gemahlinn, und von Herrn Gallands Venus wenig unterschieden.

Wenn dieß nun richtig ist, so wird es nicht schwer fallen zu glauben, daß gegenwärtiger Stein, ein symbolisches Bild derer Gelübde und Opfer sey, welche Marcus Aurelius gethan, um die berühmte Pest zu stillen, welche unter seiner Regierung die Stadt Rom verheerte. Der Schütze setzt den Zeitpunct dieser Opfer in den Monat November oder December, fest.

Herr Baudelot, der diese zwo Erklärungen, weder verwarf noch annahm, hat indessen drey oder vier andere davon angegeben.

Nach der ersten wird dieses Stück der Gottesfurcht irgend einer Privatperson zugeschrieben, die nichts anders im Sinne gehabt, als ihre Hausgötter, den Jupiter Hammon, den Mars, die Venus, den Pluto, oder Serapis, die Ops oder die Erde vorzustellen; und nach dieser Erklärung, kann der Schütz im Nothfalle, auch als ein Zeichen vom Neptun angesehen werden. Diese Meynung nun geht von Herrn Gallands seiner nicht eben so gar weit ab.

Die

Die andere kömmt **Montfaucons** seiner näher und eignet alle Figuren dieses Steines dem Geschlechte der **Antoninen** zu. **Antoninus Pius**, der seit seiner Gelangung zum Kaiserthume, gar wohl als das Haupt dieses Geschlechts angesehen werden kann, wird unter **Jupiter Hammons** Gestalt vorgestellt, weil er schon unter der Zahl der Götter war. **Marcus Aurelius** und **Faustine** seine Gemahlinn, die nach ihm gestorben und sowohl als **Antonin** vergöttert worden, erscheinen unter **Plutons** und der **Proserpina** Bildern. **Commodus** endlich und **Crispina**, die damals noch lebten, sind natürlich gemalet, und so, wie man sie auf vielen Münzen findet. Der Schütze, welcher nun noch zu erklären übrig bleibt, macht dem Herrn **Baudelot** gar keine Sorge, sondern setzt vielmehr alle diese Personen in ein Leben. Als ein Himmelszeichen, zieht Herr **Baudelot** daraus dessen Einfluß auf die ganze Familie; als ein bloßer **Centaurus** aber, beweist er, sowohl aus Münzen als aus andern Denkmälern, daß solcher der **Aurelier** ältestes und gewöhnlichstes Zeichen gewesen.

Jedoch will Herr **Baudelot** noch lieber voraussetzen, daß dieser Stich von des **Caligula** Zeiten sey, welchem auch der Kopf mit dem Helme ähnlicher sieht als dem **Commodus**. Er findet so gar die sämtlichen Angehörigen dieses Prinzen unter den Bildern der Gottheiten darauf, den **Julius Cäsar**, den **August**, die **Antonia** und **Drusilla**. Eignet man dieses abergläubische Werk irgend einem Leibarzte dieses Prinzen zu, so ist der **Centaur Chiron** ein Zeichen der Arzneykunst. Gleichwohl bewegt ein Hochzeitgedicht aus der **Anthologie**, welches gegenwärtigen Stein räthselhafter Weise erkläret, den Herrn **Baudelot**, dieses gegrabene Bild dem Dichter selbst zuzueignen, welches **Antipater** von **Thessalien** und nicht der von **Thessalonich** gewesen, mit welchem **Vossius** der Vater und **Gyraldus** ihn vermengt haben.

Man

Man weis, daß des Centaurs Verwandelung ursprünglich aus Thessalien ist. Und was nun noch schlüßlich in so vielen und verschiedenen Erklärungen den Ausschlag giebt, ist dieß, daß das Land der Muthmaßungen, unstreitig die größte Provinz in dem Reiche der Gelehrsamkeit ist.

* *

LIV.

Herrn von Boze

Abhandlung von den obsidionalischen Münzen.

Die große Zahl derer belagerten Städte, in welchen man zur Zeit des letzten Krieges dergleichen Münzen geschlagen, welche gemeiniglich **obsidionalische Münzen** genannt werden, hat zu verschiedenen Zeiten einige Privatpersonen, ja so gar Staatsminister, bewogen, die Akademie um Rath zu fragen, um den Ursprung dieser Art von Münzen, wozu sie eigentlich bestimmt gewesen, und wie sie aussehen sollten, zu erfahren; insonderheit aber zu wissen, ob es einem bloßen Statthalter oder Befehlshaber erlaubt sey, seinen Kopf darauf prägen zu lassen.

Herr von Boze nahm im 1710ten Jahre die Beantwortung aller dieser Fragen über sich und verfertigte von den obsidionalischen Münzen eine Nachricht, deren Inhalt kürzlich dieser ist.

Die Gewohnheit in den belagerten Städten besondere Münzen zu schlagen, die so lange gelten als die Belagerung währet, muß schon sehr alt seyn, indem deren Mutter die Nothwendigkeit ist. Denn in der That, da dieses Geld zu einer solchen Zeit, im Handel und Wandel sehr viel höher angenommen wird, als es innerlich werth

ist; so kömmt es den Commendanten, den Obrigkeiten, ja selbst den belagerten Einwohnern sehr zu statten.

Diese Art von Münzen sieht gemeiniglich derjenigen Drangsal ähnlich, durch welche sie verursachet worden. Sie sind von schlechtem Metalle, und der Stämpel ist sehr plump. Gleichwohl findet man auch einige, die von gutem Silber und wohl gearbeitet sind; allein bey solchen hat denn auch die Pralerey mehr gethan, als die Nothdurft.

Ihre Form ist nicht gewiß bestimmt. Es giebt runde, länglichte und viereckigte; einige sind rhombisch, einige achteckigt und einige dreyeckigt.

Das Bild und die Umschrift sind eben so wenig an gewisse Regeln gebunden. Einige sind auf beyden Seiten gepräget, und das ist was seltenes; andere haben nur ein einziges Zeichen. Oftmals findet man das Wapen der belagerten Stadt, zuweilen des Regenten seines und zuweilen auch des Gouverneurs Wapen darauf. Am allergewöhnlichsten aber ist es, daß man nur bloß den Namen der Stadt, entweder ganz ausgeschrieben, oder abgekürzt, die Jahrzahl und die Zahlen drauf findet, die den Werth des Stücks anzeigen.

Da die Liebhaber nachläßig gewesen, diese Art von Münzen zu sammeln, und da kein Schriftsteller davon geschrieben hat; so würde es sehr schwer seyn eine ordentliche Geschichte davon zu verfertigen. Der Unterschied derjenigen indessen, die wir kennen, und die Thaten auf welche sie sich beziehen, sind zu einer guten und angenehmen Abhandlung davon hinlänglich.

Die ältesten von diesen **obsidionalischen Münzen** die wir kennen, sind zu Anfange des sechszehenten Jahrhunderts geschlagen worden, als **Franciscus** der erste Italien mit Krieg bezog; und dieß geschah zwischen den Belagerungen von **Pavia** und **Cremona** im 1524 und 1526 Jahre. Drey Jahre darauf schlug man zu **Wien** in Oesterreich fast eben dergleichen, als **Soliman** der II. diese

Stadt

Stadt belagerte; und **Luckius** führt eine an, die sehr sonderbar ist, und von den **Venetianern** zu **Nicosien**, der Hauptstadt in **Cypern**, bey der Belagerung geschlagen worden, die **Selim** der andere in 1570 Jahre, auf diesen Ort unternahm.

Die ersten Kriege der Holländer mit den Spaniern, biethen nachmals eine große Menge solcher Münzen dar. Wir haben welche die zu **Middelburg** 1573 in **Seeland**, zu **Harlem** und zu **Alkmaer** geschlagen worden. Die einzige Stadt **Leiden**, hat in der Belagerung, die sie im 1574 Jahre ausgestanden, dergleichen Münzen mit drey verschiedenen Gegenseiten schlagen lassen. Aus **Schonhofen** hat man vom folgenden Jahre welche. Allein eine der merkwürdigsten war diejenige, welche die Einwohner zu **Campen** in der Belagerung von 1578 schlagen ließen. Sie ist auf beyden Seiten gestämpelt. Auf allen beyden sieht man das Stadtwapen; deren Name unten mit der Jahrzahl und dem Zeichen des Werthes steht. Oben liest man die Worte: EXTREMVM SVBSIDIVM, die letzte Zuflucht; welches dem Namen ziemlich gleich kömmt, den man in Deutschland dergleichen Münzen giebt; allwo man sie gemeiniglich den **Nothpfennig** nennet. Diejenigen die im 1579 Jahre zu **Mastricht** geschlagen worden, sind eben so merkwürdig; allein wir würden uns in sehr verdrießliche Wiederholungen einlassen, wenn wir ferner so in chronologischer Ordnung alles durchlaufen wollten, was seit der Zeit in diesem Falle geschehen ist.

Wir schreiten vielmehr zu der Frage, ob nämlich dergleichen Münzen, um einen rechtmäßigen Lauf zu haben, mit dem Kopfe oder dem Wapen desjenigen Prinzen bezeichnet seyn müssen, dem die belagerte Stadt gehöret; wenn beyde Zeichen durch das einzige Wapen der Stadt, oder des Gouverneurs der sie beschützt, ersetzt werden können; und endlich, ob es einem Gouverneur erlaubet sey, sich selbst auf dergleichen Münzen prägen zu lassen.

Was die Entscheidung dieser Frage schwierig zu machen scheint, ist, daß es in diesem Stücke gar kein Gesetz giebt, ja nicht einmal eine durch die Einwilligung der Völker, oder durch einen einträchtigen Gebrauch eingeführte Regel. Allein eben dieser Mangel der Gesetze und Gewohnheit in Ansehung der Belagerungsmünzen, berechtiget uns zu sagen, daß man sie mit Unrecht **Münzen** nennet. Zwar dienen sie eine Zeitlang statt derselben; allein im Grunde muß man sie für nichts als für Zeichen und öffentliche Pfänder der von dem Gouverneur oder Obrigkeit versprochenen Redlichkeit, in so schweren Zeiten als eine Belagerung ist, halten. Es scheint also auf ihr Gepräge sehr wenig anzukommen, wenn sie nur die erwünschte Wirkung thun.

Gleichwohl muß man bekennen, daß es besser seyn würde, wenn man auf dergleichen Münzen den Namen des Prinzen setzte; so wie es mit denen geschehen, welche im 1641 Jahre, eine von einem spanischen, die andere von einem französischen Statthalter geschlagen worden. Die erste führet die Aufschrift: PHIL. IIII. REX PATER PATRIAE ARIA OBS. 1641. Auf der andern liest man: LVD. XIII. REX PIVS IVSTVS INVICTVS ARIA VNO Ao. BIS OBSESS. 1641.

Man findet kein einziges von solchen obsidionalischen Stücken mit dem Kopfe eines bloßen Statthalters bezeichnet; vor der Münze von der Belagerung von **Tournay**, welches die erste von dieser Art ist. Man sagt hier von einem bloßen **Statthalter**, denn wir haben Beyspiele von Prinzen, die ihre eigene Städte selbst beschützt und es hierinnen nach eigenem Gefallen gehalten haben. Indessen könnte ein Privatgouverneur zu seinem Schutze den Mangel eines gegenseitigen Gesetzes, die Einwilligung des Stadtraths, das Vertrauen des Volks und der Soldaten, und noch über dieß alles, das natürliche Verlangen nach Ehre anführen, ohne seinem Landesherrn Eintrag zu thun.

Uebri-

Uebrigens muß man die obsidionalischen Münzen nicht mit denen Schaupfennigen vermengen, die bey Gelegenheit einer Belagerung und deren verschiedenen Vorfällen, oder der Uebergabe einer Stadt geschlagen werden.

* *

LV.

Betrachtungen über einige andere Münzen, oder neue besondere Schaupfennige.

Die zwo ersten auf beystehendem Kupfer gestochenen Münzen, sind der Akademie vom Herrn Boze gebracht worden, und beyde sind sehr sonderbar.

Auf der ersten, No. I. die von Silber und fast so groß als diese Zeichnung ist, sieht man den Kopf irgend eines unbekannten Prinzen oder Feldhauptmanns, mit der Umschrift ANTIREMIVICOS. Auf der Gegenseite liest man: BETTO MONEPR. ACCI und in dem Felde stehn die Buchstaben ARLAT, welche die verzogenen Buchstaben der Stadt **Arles** ausmachen. Es ist also nur die Schrift auf der Kopfseite einiger Schwierigkeit fähig, indem die Schrift der Gegenseite sich von selbst so erkläret: BETTO MONEtarius PRovinciæ AC CIvitatis AReLATensis. Der Name des Münzmeisters **Betto**, steht auch schon auf einigen Münzen, welche **Bouteroue** und **le Blanc** in des großen **Clodovåus** und seiner Kinder Zeiten rechnen.

Wenn die Geschichte der damaligen Zeiten, recht aus einander gesetzt wäre, und irgend eines berühmten Feldherrn Antiremius Erwähnung thäte, so würde man ohne Bedenken ihn auf dieser Münze erkennen und die Schrift um seinen Kopf herum so lesen: ANTIREMius VIce COmes.

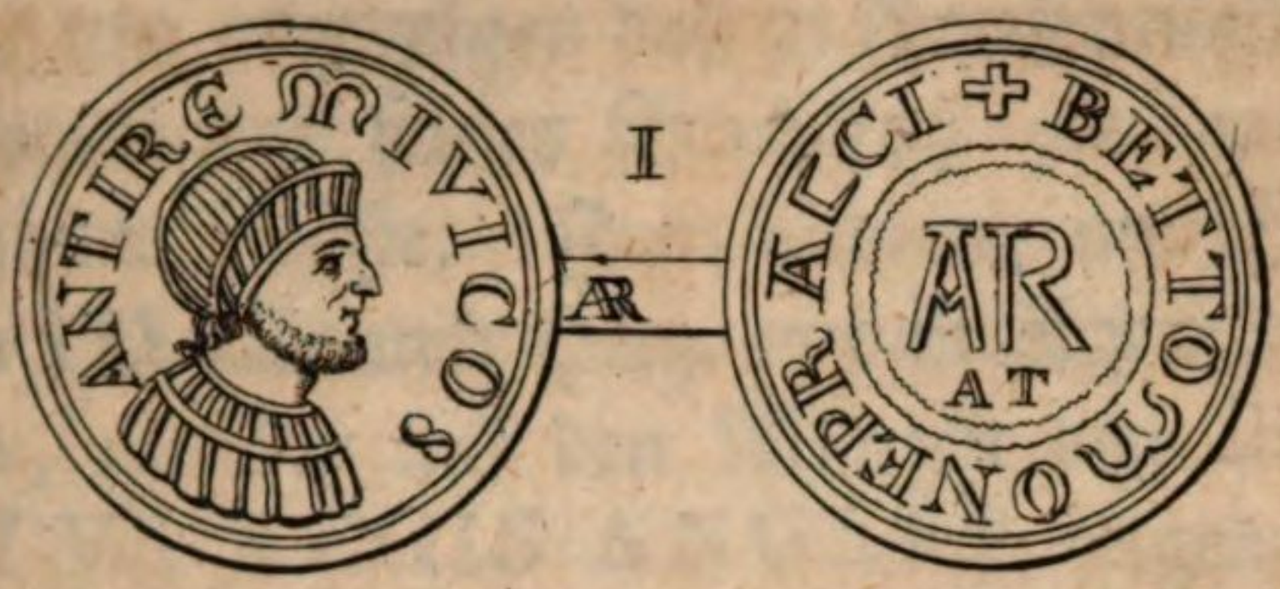
mes. Allein da hierzu die Beweise, ja sogar die mindesten Spuren fehlen, so ist es natürlicher, daß man um diesen unbekannten Kopf herum, den Namen desjenigen Ortes suche, allwo die Münze geschlagen worden, und vielleicht wird man ihn finden, wenn man die Schrift bey dem Buchstaben zu lesen anfängt, der dieselbe zu enden scheint, das heißt bey dem S, SANTI REMI VICO, welche einige Münzenkenner, wie sie versichern, bereits auf andern Münzen der ersten und zweyten Classe, eben so gelesen.

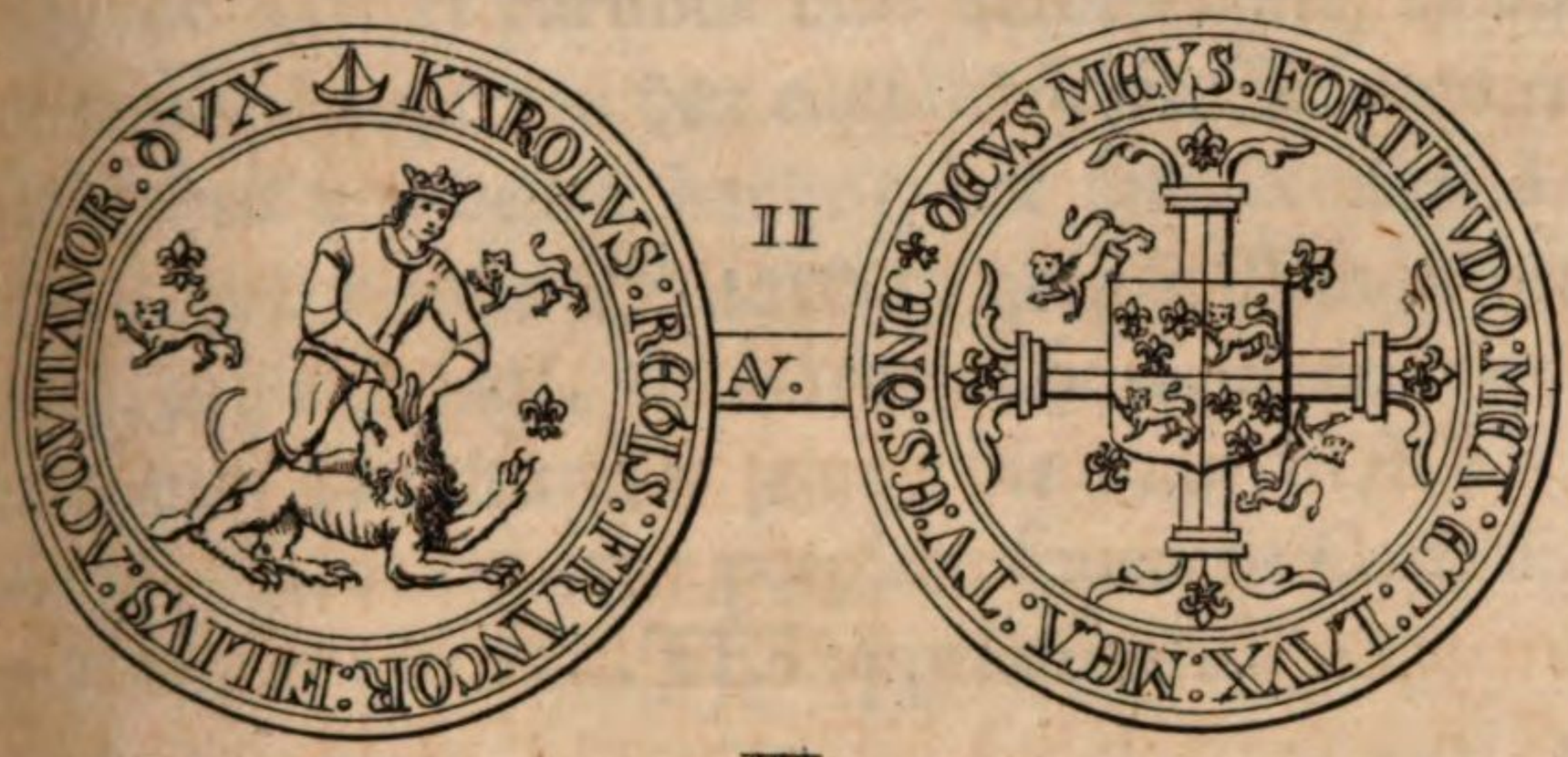
Das zweyte Stück ist von Golde, und ein Schaupfennig von **Carlen** von Frankreich, Herzogen von Aquitanien, **Carls** des VII. Sohn und **Ludwigs** des XI. Bruder. Dieser Prinz wird darauf vorgestellt, wie er einen Löwen zerreißt und man liest auf derselben Seite, KAROLVS REGIS FRANCORum FILIVS AQVITANORum DVX. Auf der Gegenseite sieht man ein mit Lilien verziertes Kreuz, welches an den Ecken und in der Mitten Lilien und Leoparden hat. In der Mitten ist der Schild des Prinzen, welcher im 1 und 4 Felde das französische, im 2 und 3 aber das aquitanische, nämlich ein rother Leopard im goldenen Felde ist. Rund herum steht: TV ES DomiNE DEVS MEVS FORTITVDO MEA ET LAVX MEA.

Der Schlag dieser Münze und die Zeichnung der Buchstaben in der Schrift, veranlassen einen anfangs zu glauben, es sey wirklich eine Münze von erwähntem Prinzen. Denn seines Bruders **Ludwigs** des XI. Münzen sind ihr ganz ähnlich. Der Titel KAROLVS REGIS FRANCORVM FILIVS, setzt die Frage noch mehr ins Licht. Es ist der einzige **Carl**, Sohn eines **Carls** Königs von Frankreich und Herzogs von **Aquitanien**, nach dem Tode seines Vaters. Ja vielleicht nahm er diesen Titel nur deswegen an, um diesen Unterschied unter ihm und andern Herzogen dieses Namens, festzusetzen. Außerdem konnten ihn noch zwo andere Ursachen dazu bewegen.

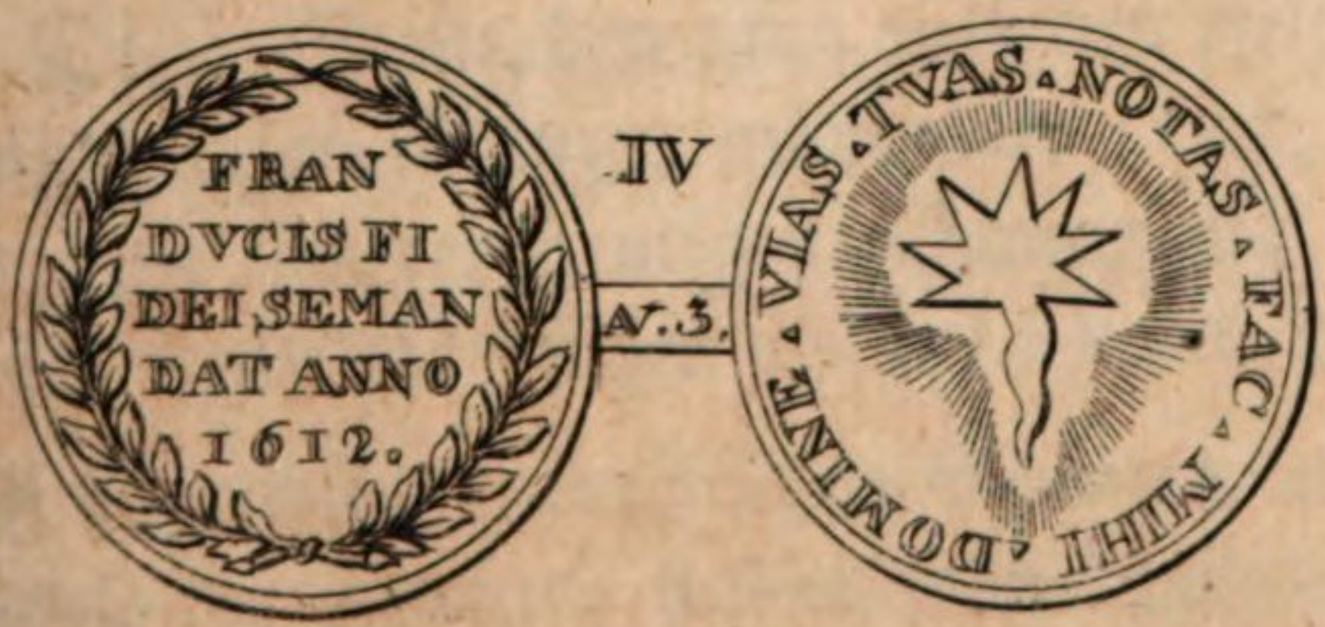
Erstlich,

Tab. 18.


ANTIRE MIVICOS
I
AR
ALCI + BETTOMEPR
AR
AT


DVX KAROLVS: REGIS: FRANCOR: FILIVS: ACQVITANNOR:
II
AV.
DEVS. NOBIS. HAEC. OTIA. FECIT. DEVS MEVS. FORTITVDO. MEA. ET. LAVS. MEA. DNS.

III
AV.
REGIS · SACRA FOEDERA · MAGNI ·
EX AVRO.
FRANCIGENA
AN·FOED·F·RENO
EFFOSSO
1602


FRAN
DVCIS FI
DEI, SEMAN
DAT ANNO
1612.
IV
AV. 3.
DOMINE · VIAS · TVAS · NOTAS · FAC · MIHI ·

Erstlich, um anzuzeigen daß er **Aquitanien**, nicht sowohl aus Freygebigkeit seines Bruders, als nach dem Rechte seiner Geburt, besäße. Zum andern, um **Eduards** Prinzens von **Wallis** und Herzogs von **Aquitanien** Beyspiele zu folgen, welcher auf den Münzen den Titel PRIMOGENITVS REGIS ANGLIÆ angenommen hatte.

Der Name dieser Münze ist in des **Budeus** Tractate, de Asse et partibus eius aufbewahret, allwo er, indem er überhaupt von den engländischen Münzen redet und insonderheit von denen handelt, die man Nobles à la Rose nennet, und welche **Eduard** in großer Menge verfertigen lassen, zugleich sagt, sie wären nicht so schwer gewesen, als **Carls von Aquitanien** seine, die man FORTS nannte. Rosatos, Eduardeosque pondere superant Carolei Aquitaniae Nummi qui FORTES appellantur.

Es ist leicht zu errathen, warum man diese Münzen Fortes nennet. Sie waren stärker als die Münzen von den Herzogen, die **Carls** von Frankreich Vorgänger gewesen waren. Uebrigens hatte auch die That, in welcher dieser Prinz darauf vorgestellet wird, zu dieser Benennung wohl Anlaß geben können, die sich auch zu dem Worte FORTITVDO auf der Gegenseite schickt. Endlich kann auch dieser Name als eine Entgegensetzung des Namens HARDI genommen worden seyn, den man den Münzen der engländischen Prinzen letztern Herzoge von **Aquitanien** und **Carls** von Frankreich Vorgängern gegeben hatte, welche darauf mit bloßem Schwerte vorgestellet wurden. Dieser Name, den man auch den kleinen kupfernen und geringhaltigen Münzen mittheilete, hat, allem Ansehen nach, zu unserer heutigen Benennung Liard Anlaß gegeben, als wenn man sagen wollte Li hardi, der **Kühne**.

Fast alle unsere französischen Münzen von dem dritten Stamme der **Könige**, haben solchergestalt Namen bekommen, die aus ihren Bildern genommen gewesen; unter **Philipp Augusten** die Masses; unter **Ludwigen** dem

VIII, unter seinem Sohne, dem heil. Ludwig und unter Ludwigen Hutin die Agnels; unter Philippen von Valois die Kronenthaler und Angelots; unter dem Könige Johann, die Francs à pied und die Francs à cheval, u. s. w.

Das dritte Stück, No. III. ist uns vom Herrn Abte Fraguier verschaffet worden. Es ist ein goldener Schaupfennig von Henrich dem IV. Die Gegenseite stellet zwo Seulen vor, die auf einem großen Gestelle, nach Art eines Altars zugehauen, ruhen; die Seulen aber sind mit zween Zweigen umschlungen, deren einer von Palmen, der andere ein Oelzweig, und oben sind sie mit einer geschlossenen französischen Lilienkrone geschlossen. Rund herum stehen die Worte: REGIS SACRA FOEDERA MAGNI. Auf dem Fußgestelle welches die Seulen trägt, liest man: EX AVRO FRANCIGENA ANno FOEDeris Feliciter RENOvati EFFOSSO. Im Abschnitte steht das Datum 1602.

Jacob de Bie hat in seinem France Metallique diesen Schaupfennig von Heinrichen dem IV. mit vielen andern angeführet, die eben nicht alle richtig sind; die Erklärung davon aber hat er nicht gegeben. Selbige nun kömmt auf zween Umstände an, die, ob sie gleich von unserer Zeit nicht weit entfernet sind, dennoch sehr vielen Leuten unbekannt sind. Man hat nämlich im 1602 Jahre, einige Jahre nach dem vervinischen Frieden, endlich mit den Schweizern das Bündniß wieder erneuert, welches bis dahin allerley Schwierigkeiten erduldet; und bey dieser Erneuerung, wobey es sehr feyerlich zugieng, theilte man den Abgeordneten der Cantons, die nach Paris gekommen waren (*Hist. Thuan. L. 123*) gewisse Münzen aus, die von demjenigen Golde gemachet waren, welches man aus denen in selbigem Jahre im Lionnesischen eröffneten Goldgruben gezogen hatte, und von welchen man sich große Hoffnung machte.

Herr

Herr Fraguier führte bey dieser Gelegenheit einen metallenen Schaupfennig vom Trajan an, auf welchem man liest: METALLI VLPIANI PANNonici; und zween andere vom Hadrian, auf deren einem man METallum NORicum, und auf dem andern METallum DELMaticum liest: alle diese sind sonder Zweifel von dem Metalle gemacht, welches unter dem Trajan und Hadrian, aus gewissen Bergwerken in diesen mittäglichen deutschen Provinzen gegraben worden.

So außerordentlich auch das Wort FRANCIGENA zu seyn scheint und wirklich ist, welches auf Henrichs des IV. Münze steht, so kömmt es doch besser mit dem Begriffe eines Goldes überein, das aus französischen Bergwerken gezogen worden, als AVRVM FRANCICVM würde gethan haben, welches in gutem Lateine, ein tributarisches Gold, aurum quod pendunt Franci, würde geheißen haben.

Das vierte Stück, No. IV. ist ebenfalls ein Goldstück. Herr Oudinet schickte dasselbe im 1706 Jahre der Akademie, und wollte wissen von welchem Prinzen es sey und welches wohl das in der Hauptschrift vergessene Wort seyn möchte. Er glaubte nämlich und viele Personen denen er es gezeigt hatte, waren seiner Meynung, daß in der Schrift die im Eichenkranze steht: FRANcisci DVCIS FIDEI SE MANDAT ANNO 1612. ein Wort, und zwar ein Hauptwort ausgelassen sey, da die Gegenseite nur ein bloßes Sinnbild ist.

Nachdem man nun diesen Schaupfennig ein wenig untersuchet hatte, so fand man, daß, anstatt FRANcisci DVCIS FIDEI SE MANDAT, SE MANtua DAT, gelesen werden müsse. Dieß fällt nun nicht gleich in die Augen, weil kein Punct da ist, der die Abkürzung anzeigte, und weil man mehrentheils mandare und selten dare se fidei alicujus, sagt.

Dieser Franciscus, Herzog von Mantua, ist Franciscus der vierte des Namens, welcher 1608 Mar-

garethen von Savoyen geheirathet hatte und zu Ende des 1612 Jahres starb, welches eben das Jahr ist, in welchem diese Münze geschlagen worden.

Man hat für billig gehalten dieses Beyspiel einer unvollkommenen Abkürzung hier anzuführen, ja die vieleicht mit Fleiß so gemacht worden, um zu zeigen, daß bey den Aufschriften und Münzen, zuweilen nur sehr wenig erfordert wird, Leute stutzig zu machen, oder gar zu betrügen, die sonst überaus geschickte Männer sind.

* *

LVI.

Entdeckung der alten Stadt der Viducassianer.

Es giebt zwo Meilen von Caen in der Nieder-Normandie, ein Dorf, welches man **Vieux** (alt) nennet und woselbst man so viele Ueberbleibsel des Alterthums findet, daß der gelehrte Verfasser des Ursprunges von **Caen**, **Huetius**, nicht gezweifelt hat, die Römer müßten an diesem Orte ein ansehnliches Feldlager gehabt haben. Er hat so gar geglaubt, der Name vieux könnte wohl von vetera castra kommen, so wie der Name der nicht weit davon liegenden Stadt **Coutances**, von constantia castra kömmt, welches auch in den dasigen Landesrechten immer beybehalten worden.

Herr **Foucault** der sich seitdem allda befunden, und als Aufseher der Provinz alle Vortheile vor sich hatte, die einer löblichen Neugierde forthelfen können, untersuchte diese Ueberbleibsel in der Nähe, deren ansehnlichste eine Wasserleitung, ein übrig Stück eines Dammes, einige Stücke von Seulen, Ueberbleibsel von Aufschriften, u. s. w. waren. Er ließ hie und da umher graben, und entdeckte verschie-

verschiedene Gebäude, deren Grund noch ganz war. Unter diesen Gebäuden ist das merkwürdigste ein vollständiges **Gymnasium**, mit Bädern, deren Einrichtung, Größe und alles Zubehör, mit des **Vitruvius** Regeln übereinstimmen.

Diese unleugbaren Zeugnisse nun einer alten und großen Stadt, wurden durch diejenigen Aufschriften bestätiget, welche man unter diesen Ruinen herausuchte, und auch durch diejenigen, die man bereits in den umliegenden Gegenden entdecket hatte. Sie sind fast alle von einer Art eines rothadrigten Marmors, davon der Steinbruch annoch zu **Vieux** befindlich ist.

In diesen Aufschriften, und insonderheit in derjenigen, die, nach der dasigen Landessage, zu **Franciscus** des I. Zeiten, von **Vieux** nach **Thorigny**, auf **Joachims von Marignon** Veranstaltung gebracht worden, wird von der Stadt der **Viducassier**, CIVITAS VIDVCassiuin geredet, die man auch im **Ptolomäus** genennt findet, und deren **Plinius** Erwähnung thut, wenn er die Völker der andern lionischen Provinzen nennet, Parrhisii, Trecasses, Andegaui, Viducasses, Vadicasses oder vielmehr Vadiocasses, nach andern Handschriften.

Da man aber nicht wußte, was aus dieser Stadt der **Viducassier** geworden ist, so haben die meisten Ausleger geglaubt, daß des **Plinius** Viducasses eben dieselben Vadiocasses oder Badiocasses wären, die dieser Schriftsteller gleich darauf nennet, und welches die nicht weit davon liegenden Einwohner zu **Bayeux** sind.

Der Herr **Foucault** und Herr **Galland**, welcher damals bey ihm war, schickten der Akademie im 1704 und 1705 Jahre, eine Nachricht von dieser Entdeckung. Sie fügten derselben ihre Betrachtungen über die Stadt der **Viducassier**, die Abschriften der vornehmsten Aufschriften und die Beschreibung einer großen Menge an demselben Orte gefundener Münzen hinzu.

Die wichtigste von diesen Aufschriften ist unfehlbar diejenige, welche man von **Vieux** auf das Schloß **Thorigny** gebracht hat. Man hatte sie zum Theile dem Herrn **Spon** mitgetheilet, der sie auch in seinen Alterthümern bekannt gemachet hat. Dieß ist ein marmorner Grundstein von fünf Fuß hoch und 2 Fuß breit, dessen drey Seiten beschrieben sind. Die erste, welche im **Spon** fehlet, lehret uns, daß dieser Stein die Bildseule eines P. SENNIVS SOLEMNIS aus der Stadt der **Viducassier** gebürtig, getragen. Die drey Provinzen der **Gallier** hatten ihm mit einhälliger Stimme diese Ehre in ihrer Stadt bewiesen, allwo man zu diesem Ende einen Raum dazu angegeben findet, unter dem Consulate des **Annius Pius** und **Proculus**, welches in das 902 Jahr der Stadt Rom fällt, und eben dasselbe ist, da der Kaiser **Maximian** zu **Aquileja** getödtet worden.

TRES PROV. GALL.
PRIMO V. MONVM. IN SVA CIVITATE
POSVERVNT LOCVM ORDO CIVITATIS
VIDVC. LIBENTER DED. P. XVIIII.
AN. PIO ET PROCVLO COS.

In den andern zu **Vieux** ausgegrabenen Aufschriften, findet man verschiedene römische Namen, insonderheit von dem Geschlechte Cornificia, Domitia und Novia.

Folgende ist auf einen viereckigten Grundstein gehauen, der wie ein Altar gearbeitet ist:

DEO MARTI
C. VICTORIVS
FELIX PRO SE ET
IVNIO FILIO SVO
ET MATERNÆ VIC
TORIS CONIVGIS
MEÆ V. S. L. M. DIALE
ET BASSO COS. IDIBVS
MARTIS.

Das Wort MEÆ ist unfehlbar anstatt SVÆ hieher gesetzt worden, um die Zweydeutigkeit zu vermeiden.

Dialis, der erste von den zween in dieser Aufschrift genannten Consuln, steht nicht in den Fastis die wir noch übrig haben, allwo man die Consules von dem Namen Bassus unter dem **Nero**, dem **Severus**, **Valerian**, **Gallienus**, und dem großen **Constantin**, sieht.

Dialis war also unfehlbar einer von den miteingeschobenen Consuln, Consules suffecti, die in den Fastis fast allezeit übergangen werden.

In folgenden zwo Aufschriften:

M E M O R I A
V A S S I O N I
Q. K.

M E M O R I A M.
M A G N I N I S E N I C I O N I S.

ist das Wort Memoria durchaus für Monumentum, Sepulcrum genommen. **Sueton** ist vieleicht der einzige lateinische Schriftsteller, welcher es in diesem Sinne gebraucht hat, wenn er sagt, **Otto** hätte, bevor er sich getödtet, ein Codicill gemacht, in welchem er seine Asche und die Besorgung des Begräbnisses der **Messaline** empfohlen: commendans reliquias suas et MEMORIAM.

Der **Magninus** oder **Magninius Senicio**, von welchem in der zweyten Aufschrift gedacht wird, kann wohl ein Nachkömmling desjenigen **Senecio** seyn, dessen Andenken uns **Seneca** der Redner *(Suasor. 2)* so boshaft aufbehalten und dem man noch den Zunamen **Grandio** gegeben hatte, welches der Bedeutung nach, mit dem **Magninus** ziemlich überein kömmt. Dieß war ein sehr aufrührischer Kopf und in seinen Sitten überaus abentheuerlich. Er befliß sich in seinen Gedanken und Ausdrücken einer lächerlichen Größe. Alles war groß an ihm, so gar seine Schuhe. Er trank nur aus sehr großen Gefäßen.

Er

Er gab den großen und dicken Feigen den Vorzug. Er hatte lauter große Sklaven; und selbst seine Geliebte war riesenmäßig lang.

Man hat zu **Vieux** noch eine große Menge alter Münzen gefunden; sie sind aus dem blühenden und verfallenden Reiche, von den ersten **Cäsarn** an, bis auf des großen **Constantins** Kinder; daher es natürlich ist zu schließen, daß diese Stadt der **Viducassier** erst im vierten Jahrhunderte gänzlich zerstöret und aufgegeben worden, und zwar in irgend einer Unruhe, deren umständliche Beschreibung die Geschichtschreiber gar zu sehr vernachläßiget haben.

Die seltenste von denen zu **Vieux** gefundenen Münzen, welche der Akademie mitgetheilet worden, ist eine griechische Münze vom **Diadumenianus.** Dieser junge Prinz wird auf selbiger im Brustbilde mit folgender Schrift vorgestellet: M. OΠEΛ. ΔIAΔOYMENIANOC. Auf der Gegenseite steht der Philosoph **Heraklit** mit der Umschrift HPAKΛEITOC EΦECIΩN.

Die Münzen vom **Diadumenian** sind zwar alle sehr selten. Die griechischen Münzen von diesem Prinzen aber sind noch seltener als die lateinischen, und die Gegenseite von der gegenwärtigen, ist die einzige in ihrer Art.

Nun möchte man noch wissen, ob dieses Volk durch den Ocean, an dessen Ufern diese Stadt so nahe lag, oder durch den unermeßlichen Raum der Ländereyen, mit den Griechen im Handel und Wandel gestanden. Vieleicht ist auch die bloße Liebhaberey hinlänglich gewesen, diese asiatischen Münzen an einen der äußersten Theile von Europa zu bringen; zumal in derjenigen Zeit, da diese zween Welttheile fast gänzlich einerley Regimente unterworfen waren.

* *

LVII.

Von der alten Stadt der Curiosoliten.

Die Stadt der **Curiosoliten**, eines alten Volks in **Armorica**, von welcher in **Cäsars** Commentarien an drey oder vier Orten gehandelt wird, ist heut zu Tage fast ein unbekannter Ort; denn es ist aus bloßen Muthmaßungen und indem immer einer den andern blindlings abgeschrieben, geschehen, daß die meisten Ausleger gesagt haben, es sey **Cornvalien** oder **Quimper** gewesen. Die wenige Verhältniß dieser Namen mit der Benennung **Curiosoliten**, von welcher doch allem Ansehen nach, eins oder das andere entstanden seyn muß; und die wenigen Spuren welche in erwähnten Städten, von der Pracht oder dem Alterthume übrig sind, wodurch sie sich doch vor andern hervor gethan haben müßten, das sind Einwürfe, auf welche die Antwort sehr schwer zu fallen scheint.

Einige Mitglieder die in dergleichen Dingen gewiegt sind und der Meynung waren, die alte Stadt der **Curiosoliten** könnte wohl heut zu Tage das Dorf **Corseult** nahe bey **Dinant** seyn, allwo man alle Kennzeichen einer großen und alten Stadt bemerkt, und dessen sehr analogischer Name, noch alle Buchstaben des Namens **Curiosolit** in sich hält. Herr **le Peletier de Suzy** nahm sich die Mühe im 1709 Jahre einen Ingenieur von **St. Malo** an diesen Ort selbst zu schicken, damit er die ihm angegebenen Ueberbleibsel untersuchen und davon den umständlichsten Bericht der ihm nur möglich wäre, einschicken sollte. Der Ingenieur reisete dahin und die Akademie erhielt bald darauf folgende Nachricht.

Nach=

Nachricht

von den Spuren des Alterthums, die man in dem Dorfe Corseult in Bretagne, zwo Meilen von Dinant westlicher Seite findet.

Dieses Dorf ist ganz gewiß auf den Ueberbleibseln einer ansehnlichen Stadt gebauet, wie aus der großen Menge von Mauerstücken erhellet, die man in den Gärten und Feldern, vier bis fünf Fuß tief in der Erde findet. Die Kirche in demselben ist ohne Zweifel aus den Ueberbleibseln irgend eines großen Gebäudes gemacht worden: denn man sieht an verschiedenen Orten der Thürgerichte, Seulen von eben solcher Dicke als die Pfeiler sind, die die Flügel der Chöre ausmachen. Dergleichen sind auch diejenigen, welche man hundert Schritte von der Kirche, mitten auf der **dinantischen** Straße sieht, und neben denen ein Grund von **attikurgischem** Profil von drey Fuß und sechs Zoll im Durchmesser, nebst ungefähr einem Fuße spiralischer Hohlstreifen, befindlich ist. Das merkwürdigste aber, ist ein großer Stein, der fünf Fuß lang, drey Fuß breit und dick ist, und den man aus einem Grabe gezogen, um einen achteckigten Pfeiler daraus zu machen. An selbigem nun hat man eine Seite breiter gelassen als die andern, um eine lateinische Aufschrift zu erhalten, die so aussieht, als folgende Abschrift zeiget:

D * M * S
SILICIA. NA.
MGIDDE-DO
MO. AFFRIKA
EXIMIA PIETATE
FILIVM SECVTA
HIC. SITA. EST
VIXIT. AN-LXV
CN. IANVARI
VS FIL-POSVIT.

Unten

Unten am Glockenthurme eben dieser Kirche in einem Loche von sechszehn Zollen ins Gevierte, sieht man eine gothische Schrift, die aber sehr schwer zu lesen ist.

An einigen guckt mit der Erden gleich eine kleine Mauer von zween Fuß und vier Zollen hervor, die in gerader Linie von der Süderseite der Kirche nach Norden zu, ungefähr zwo hundert Ruthen fortläuft. Sie geht queer durch den Kirchhof vor dem großen Eingange vorbey, zwischen zweyen Häusern durch, und verbirgt sich in einem Felde, wo man sie nicht nachsuchen lassen, indem sie zu einer Stadtmauer zu klein ist. Die Bauern sagen, sie sey bleyrecht von einer andern sieben bis acht Schu dicken, festen Mauer durchschnitten. Sie erkennen solches am Getreide, welches oben über dieser Mauer allezeit kürzer wächset, als an andern Orten. Es war ziemlich schwer zu errathen, was dieses seyn sollte, indem es noch eine solche Menge anderer Mauern giebt, die man im Umgraben dasiger Felder entdecket.

Am westlichen Theile dieser Mauer ist ein kleiner Brunnen in einem Felsen mit einem Steine von sieben Schuen im Durchmesser zugedeckt, und in der Mitten mit einem runden achtzehnzolligten Loche durchbohret.

Die Landstraße von Dinant, wenn man zu dem Dorfe hinaus kömmt, wird von einigen Ueberbleibseln kleiner Mauern zu zween bis drey Schuen durchkreuzet, welche zwo bis fünf Ruthen von einander stehen.

Auf diesem Wege nun hat man ungefähr zwo hundert Ruthen von der Kirche in einem Stücke ungebaueter Erde gegraben, und fährt noch damit fort, um darinnen Ziegelstücke zur Kitte bey dem St. Maloischen Festungsbaue zu suchen; und man hat verschiedene Spuren alter Gebäude darinnen gefunden. Das erste welches man entdecket, war eine Art einer kleinen Cisterne von sechs Fuß ins Gevierte, welche auf der Westseite eine Rinne und auf der Südseite abermals eine von acht Zollen ins Gevierte hatte. Das Pflaster desselben ist mit einer vier Zoll dicken Kitte bedeckt. Oben über ist ein Gewölbe voller Erde.

Zwo Ruthen höher hinauf, nach Norden zu, unter einem ungehauenen Steine von drey Schuen, liegt ein gehauener Stein von fünf Schuen und sechs Zoll auf vier und einen halben breit, und sechszehn Zoll dick. Man hat zu dessen Seiten graben lassen, um zu sehen was darunter läge, und da hat man gefunden, daß er in einem sonderbar beschaffenen Mauerwerke, eingefasset wäre. Dieß besteht aus kleinen Steinen und Stücken von platten Ziegeln, die auf eine sehr ebene Fläche von Kitte geworfen, und mit einem andern Deckel von Kitte bedeckt ist, der obenauf ebenfalls glatt ist. Dergleichen Betten nun liegen viele eins ober dem andern. Nachdem man aber alles rund herum fortgeschafft, so hat man nichts mehrers, als andere kleinere gehauene Steine, und unter denselben, Mauerwerk von Kalk und Sand, gefunden.

Zwo Ruthen höher hinauf, hat man in einer Art von Kammer zu zwölf Schuen ins Gevierte, in Kitte eingefaßt, einen Camin von fünf Fuß breit gefunden, welcher den Rauch, durch zween Gänge von Ziegeln aus einem Stücke, die auf beyden Seiten verkittet gewesen, ausgeblasen. Diese Rauchfänge sind achtzehn Zolle hoch und sechs ins Gevierte. An den zwey entgegen gesetzten Enden, sind sie mit viereckigten Löchern durchbrochen, die fünf Zolle lang und anderthalb Zolle breit sind.

Fünf Ruthen von diesem Orte war ein kleiner Gang vier Schu breit, mit vierzolligten viereckigten Steinen gepflastert, deren Staub feiner und grünlichter an Farbe fällt, als der Landsteine ihrer, dieser war auch mit einem gekitteten Rande eingefaßt.

Im Westen derselben Kammer war eine Art einer gewölbten Rinne, zween Schu breit und drittehalb Schu hoch, mit kleinen Pfeilern von Ziegeln neun Zoll ins Gevierte, in der Mitten. Ein wenig drunter liegt ein großer gehauener Stein, fünf und einen halben Schu breit und zwanzig Zoll dick. Zur Seiten ist eine halbcirklichte Mauer, die auf erwähnten Stein zustößt, und eine andere Mauer, sieben Fuß dick, geht zween Ruthen hinter ihr queer durch.

Eine

Eine andere Mauer, die von Norden nach Süden geht, scheint dieselbe berühren zu kommen, und diese ist wiederum durch eine Oeffnung unterbrochen, die man für eine ehemalige Thüre hält, deren Schwelle ein Stein von fünf Fuß lang und vier Fuß breit ist, sie ist auf einer Seite unter einer Einfassung von großen Backsteinen eingefüget. Die andere Seite scheint eben so eingefüget gewesen zu seyn. Nachdem man nun zehn Fuß tief unter derselben gegraben, so hat man einen gewölbten Gang von Backsteinen, auf einer Seite mit gehauenen Steinen verschlossen, und eine andere zurückgehende Mauer gefunden, die einen sehr stumpfen Winkel machte.

Ungefähr achthundert Ruthen von der Kirche ab, nach Südost zu, sieht man auf einer Höhe die Hälfte eines achteckigten Tempels, der annoch ein und dreyßig Fuß hoch außer der Erde steht. Er ist von innen und außen mit kleinen Steinen von vier Zollen ins Gevierte bedeckt, die ganz sauber gehauen und nach ordentlichen Reihen gesetzt sind. Die Winkel, das Obere und Untere, bis fast vier Fuß an den Gipfel, sind eingehauen, als ob ein Grund, ein Kranz und irgend eine Bekleidung daran gewesen wäre. Zwischen den Mauerbreiten des Achtecks merkt man auch verschiedene Löcher. An der Seite dieses Tempels entdeckt man einige Spuren eines kurzen Dammes in Kitte gefaßt und auf trockene Steine gesetzt.

Es zeigen sich noch andere Ueberbleibsel von Wegen nach Art der Dämme, die wohl von römischen Händen gemacht seyn mögen, und von **Corseult** bis auf zwo Meilen lang vor **Beaubois**, und von diesem Tempel bis auf eine gleiche Weite nach der Seite von **Quever** laufen. Dieser Weg ist an vielen Stellen unversehrt, ungeachtet er mehrentheils mit Erde bedeckt ist.

LVIII.

Von dem Zeitpuncte der französischen Monarchie.

Wenn es darauf ankömmt, den Zeitpunct von **Pharamonds** Erhebung auf den Thron der Gallier * festzusetzen, so findet man in dieser Sache so viel verschiedene Meynungen, als Geschichtschreiber davon geschrieben haben. Einige setzen diese Begebenheit in das 417te; andere in das 418te Jahr. Einige halten sich an das 419te Jahr. Die mehreste Zahl aber ist für das 420ste Jahr. Alle gründen sich auf eine Stelle aus dem **Prosper**, dem ältesten Geschichtschreiber, der vom **Pharamond** geschrieben hat. Sein Ansehen ist allerdings ehrwürdig; wenn nur dieses Werk, davon wir bloß ein Stück übrig haben, wirklich vom **Prosper** von **Aquitanien** ist, der zu Zeiten Kaiser **Valentinians** des III. gelebet hat, und von den Abschreibern nicht verstümmelt worden, wie man Ursache zu muthmaßen hat, insonderheit was die Zeitrechnung betrifft: allein sie folgen ihm nach ihrer Art; einige halten sich sehr gewissenhaft an dieses Schriftstellers Zeitrechnung; andere nehmen dieselbe nicht anders als verbessert an, und zwar, nach den Sätzen derjenigen Critick, die sie selbst festsetzen. So lauten aber **Prospers** Worte über des **Honorius** Kaiserthums 26stes Jahr: Trigesimus nonus Xistus Romanam Ecclesiam regit. Solis hoc anno facta defectio: PHARAMNVDVS regnat in Francia. Man giebt zu, daß man

in

* Ungeachtet in dem Grundtexte das Wort François steht; so haben wir es doch durch Gallier geben müssen. Denn wenn wir gleich hätten Franken setzen wollen; so gienge doch solches nicht an; indem Pharamond König der Franken war, ehe er über den Rhein gieng und Gallien eroberte. Die Franzosen aber vermischen immer das Wort Franken und Franzosen, in dem Worte François.

in dieser Stelle des **Zosimus** Namen, an statt des **Xistus** seinen setzen müsse; denn dieser steht nur aus einem Irrthume des Abschreibers darinnen, wie solches die Folge der Päbste, **Prospers** Fasti und des **Idatius** und **Marcellins** Chronicken zur Gnüge bestätigen.

Die ganze Frage scheint auf das Jahr anzukommen, in welchem diese drey Dinge zusammen treffen. Der Pater **Henschenius**, **Vendelin** und **Chifflet** setzen alle drey den Anfang von **Pharamonds**, **Markomirs** Sohns Regierung, in das 417te Jahr. Der Pater **le Cointe** erklärt sich in seinen Annalibus ecclesiasticis, ebenfalls für das 417te Jahr und sucht seine Meynung durch des **Idatius** Ansehen zu bestärken; indem er bemerket, daß, da die Sonnenfinsterniß, von welcher in **Prospers** Chronick geredet wird, nach dem **Idatius** im 14 Calend. Augusti eingefallen ist, der Sonntagsbuchstabe dieses Jahres, das J seyn müsse, welcher in das 417te Jahr trifft, und nicht der Buchstabe **F**, welcher erst dem 418ten Jahre zukommen würde. Hieraus nun schließt er, daß, da **Pharamonds** Inauguration in eben dasselbe Jahr fällt, als diese Sonnenfinsterniß und des **Zosimus** Erwählung, und da diese letztere Sache sich im 417ten Jahre zugetragen, man sich nicht enthalten kann den Anfang dieser Monarchie in eben dasselbe Jahr zu setzen.

Der Präsident **Fouchet** bringet diese Begebenheit auf den 14ten April des 419ten oder 420sten Jahres.

Tillet sagt in seiner Chronick, daß **Pharamond** im 420sten Jahre, oder nach den deutschen Chronicken, im 417ten Jahre, zum Statthalter von Gallien gemacht worden.

Die Herren **Sammarthan** setzen in ihrer genealogischen Geschichte des französischen Hauses, wenn sie von **Pharamunds** Krönung reden, nachdem sie angemerket, daß einige Geschichtschreiber dieselbe ins 419te, andere in das 420ste, und noch andere ins 421ste Jahr setzen, noch hinzu, daß man bey diesem Zweifel am sichersten das Mittel erwähle, und sich an das 420ste Jahr halte, wie viele gute Geschichtschreiber gethan haben.

Ungeachtet **Valesius** zwischen dem Zeitpuncte von 417 und dem Zeitpuncte von 420 zweifelhaft zu seyn scheint; so wählet er doch etwas gewisses im Anfange seiner französischen Geschichte, und bleibt bey dem 420sten Jahre stehen.

Andreas dü Chesne hält sich in dem ersten Bande seiner Sammlung französischer Geschichtschreiber, an das 420ste Jahr.

Mezeray datiret, in seiner französischen Geschichte **Pharamonds** erstes Jahr mit dem 420sten, und redet, in dieses Prinzen Leben, folgendergestalt: Prosper bemerket, daß das Jahr darauf, als Pharamond zu regieren angefangen, eine Sonnenfinsterniß gewesen. Es gab ihrer aber zwo um dieselbe Zeit herum; eine, im 418ten, und die andere im 421sten Jahre: die erste, den 19ten Julii, und die letzte den 17ten May. Man müßte daher seine Erwählung entweder in das 417te oder in das 420ste Jahr, und also in das drey und zwanzigste, oder ins sechs und zwanzigste Jahr von des Honorius Regierung, nach dem Tode seines Vaters Theodosius zu rechnen, setzen. Gleichwohl scheint es, daß **Mezeray**, seit der Zeit anderer Meynung geworden, indem er, in seinem Auszuge der französischen Geschichte, den Anfang der **pharamundischen** Regierung ins 418te Jahr setzt, welches durch eine große Sonnenfinsterniß sehr merkwürdig gewesen.

Es giebt noch andere Geschichtschreiber, die zwar nicht sonderlich berühmt sind, welche, ohne einen Grund ihrer Meynung anzugeben, das erste Jahr von **Pharamonds** Regierung, in das 418te und 419te Jahr, ja sogar später, und bis ins 424ste und 425ste setzen.

Der Herr Abt **Vertot**, welcher über sich genommen hatte, diese verschiedenen Meynungen zu untersuchen, stattete der Akademie im 1705ten Jahre seinen Bericht davon ab und fügte hinzu, daß die Sache am allernatürlichsten auf das 417te und 420ste Jahr ankäme. Der erste Zeitpunct wird von ziemlichen starken Gründen unterstützet. Der an-

dere hat eine große Zahl ansehnlicher Schriftsteller auf seiner Seite. Gleichwohl findet der Abt **Vertot**, daß **Pharamunds** Erhebung auf die Sonnenfinsterniß erst folgen, nicht aber derselben vorgehen müsse, wenn man sich auf dasjenige verlassen will, was man in **Prospers** Chronick findet, die von den Abschreibern verderbt worden, indem sie den **Honorius** zwey und dreyßig Jahre regieren lassen, da dieser Prinz gleichwohl nur neunzehn Jahre regieret hat. Uebrigens ist es auch so gar gewiß nicht, daß **Prosper** des Pabsts **Zosimus** Wahl, die Sonnenfinsterniß, und den Anfang von **Pharamunds** Regierung, in eben dasselbe 417te Jahr setzet, in welches nur des **Zosimus** Erwählung gehöret, den die unwissenden Abschreiber übel **Xistus** genannt haben. Mit der Sonnenfinsterniß hergegen ist es anders bewandt, welche unstreitig ins 418te Jahr gehöret, so wie der Zeitpunct von **Pharamunds** Regierung ins 419te, oder vielmehr ins 420ste Jahr gehöret; für welches Herr **Vertot** sich auch endlich erkläret.

* *

LIX.

Des Abts Vertot Vertheidigung desjenigen Theils von Fredegars Werken,

der die französische Geschichte betrifft.

Es ist schwer, wenn man gewisse Puncte der französischen Geschichte auch nur obenhin berühret, daß man sich nicht zuweilen dabey auf **Fredegars** Ansehen berufen sollte, welcher, in Absicht auf verschiedene Umstände, der einzige Geschichtschreiber in seiner Art ist. Allein da es viele Personen giebt, die ihn für einen fabelhaften Geschichtschreiber halten, von welchem man weder den Namen, noch das Alter, noch das Vaterland weis; oder die ihn als einen

sklavischen Abschreiber und Nachahmer von dem Mönche **Hunibald** ansehen, so wird man oft genöthiget ihn zu vertheidigen. Dieß geschah insonderheit vom Abte **Vertot** im 1708 Jahre, bey Gelegenheit einer Stelle dieses Chronickschreibers, allwo von einem **Theodemer** Könige der **Franken**, die Rede ist. Um den **Fredegar** nun zu rechtfertigen; so nahm er sich dreyerley Puncte vor.

Erstlich, zu zeigen, daß er in dem wichtigsten Theile seines Werks den Mönch **Hunibald** nicht abschreiben können.

Zum andern, seinen Namen, sein Vaterland und die Zeit in welcher er gelebet hat, anzuzeigen.

Drittens dasjenige, was er vom **Theodemer** dem Könige der Franken sagt, durch des **Gregorius von Tours** Zeugniß selbst zu bestärken.

Man gesteht gar willig zu, daß des Mönchs **Hunibalds** Geschichte nichts anders als ein erbärmlicher mit Fabeln durchspickter Roman sey, denen sogar alle Wahrscheinlichkeit gänzlich fehlet. **Tritheim** hat uns einen Auszug davon gemacht. Man weis, daß die sechs ersten Bücher den trojanischen Krieg, bis auf **Antenors** Tod betreffen; daß die sechs folgenden bis auf den **Pharamund** gehen, und daß die letzten endlich mit **Clodovåus** dem I. beschließen. Seit dem **Clodovåus** an also, ist **Fredegar** von dem Vorwurfe frey, daß er den Mönch **Hunibald** abgeschrieben, indem selbiger über dieses Prinzen Zeit nicht hinaus gegangen ist. Man kann ihm höchstens nur diejenige Stelle vorrücken, wo er von dem Ursprunge der Franken, von des **Merovåus** Geburt und den erstaunlichen Erscheinungen redet, die König **Childerich** in der Brautnacht gehabt.

Es ist wahr, daß er die ersten Franken aus dem alten **Troja** herleitet; allein diese, im Absehen auf das Alterthum so schmäuchelhafte Meynung, ist doch wohl nicht hinlänglich sein Werk verächtlich zu machen. Und würde nicht dieser Vorwurf den **Aimonius**, den **Siegebert** von **Gemblours**, den ungenannten Verfasser der Thaten der Könige

von

von Frankreich, den **Paul Diaconus**, den **Hinkmar**, den **Gaguin** und so viel andere, eben auch treffen?

Nahm nicht einer unserer vortrefflichsten Könige diese Worte zu seinem Wahlspruche:

VLTVS AVOS TROIÆ.

und weis man nicht, daß in diesem Falle nicht nur jedes Volk, sondern auch jede Privatperson ihre eigene Grille hat?

Es fehlet fast nicht, an Geschichtschreibern und Genealogisten, die, mit Beyhülfe eines Wortspiels, oder irgend einer Anspielung, uns in gerader Linie vom Könige **Priam** abstammen lassen. Zum mindesten ist es gewiß, daß **Aeneas**, dieser flüchtige Held, und alle **Trojaner** die an seinem Schicksale Theil nahmen, nicht hinlänglich sind, so vielen Völkern zum Stamme zu dienen, als man von ihnen ableiten will; und diese fabelhaften Anfänge, können weder der Güte des übrigen Werks, noch der Aufrichtigkeit des Geschichtschreibers, zum Nachtheile gereichen: Datur haec venia Antiquitati vt miscendo Humana Divinis, primordia vrbis augustiora fiant. *Liv.*

Dieser **livianische** Ausdruck kann allen denen Vorwürfen zur Antwort dienen, die man mehrentheils demjenigen macht, was **Fredegar** von des **Meroväus** Geburt sagt, die er von der Vereinigung von **Clodions** Frau mit einem Meergotte, herleitet, und auch wider das was er vom **Childeric** erwähnet. Dieß sind allerdings solche erstaunliche Begebenheiten, daß sie sich höchstens nur für Romanhelden schicken. Es sind Pöbelmährchen, die unsere alten Chronickenschreiber mit Vergnügen ergriffen. Vieleicht waren sie auch oftmals gar die Urheber davon, und schalteten sie in ihre Werke nicht sowohl als gewisse Wahrheiten, sondern als Zierrathen ein, um die trockene Einheit zu versüßen, die man in den alten Chronicken findet. Hierbey nun ward niemand betrogen: denn das war die erhabene Schreibart derselben Zeit. Ein jedes Jahrhundert hat darinn seine eigene Art gehabt, und wenn man das verschiedene Schicksal der

Beredsamkeit, wofern es erlaubt ist so zu reden, recht genau verfolgen wollte, so würde man finden, daß sie sich nach dem Geschmacke und der Fähigkeit jedes Jahrhunderts und in so fern ein jedes Volk sich von der Barbarey seines Ursprungs entfernet, verändert hat. Jedoch wir müssen auf etwas gewissers kommen.

Der erste Einwurf welchen man dem **Fredegar** macht, ist, daß man sogar seinen Namen nicht mehr weis. Des Pater **Sirmonds** Handschrift indessen, die auf dem Collegio zu **Clermont** aufbewahret wird, führet den Namen **Adarius**, ungeachtet die Schrift welche diesen Namen des Verfassers anzeigt, und die vom neunten Jahrhunderte seyn soll, neuer ist, als die Schrift des Werks selbst. Gesetzt aber, man gestünde auch, daß man auf allen Handschriften dieses Schriftstellers keinen Namen gefunden und daß **Joseph Scaliger** und **Marquard Freher** die ersten sind, welche von seinen Werken unter dem Namen Fredegarius Scholasticus geschrieben haben; so fällt doch, dieser Mangel des Namens, wofern es ein Mangel ist, auf alle ungenannte Schriftsteller zugleich. Was würde das aber für einen gewaltigen Riß in die Geschichte machen, wenn man alle Scribenten daraus verbannen wollte, deren Namen entweder durch die Unbilligkeit der Zeit untergegangen sind, oder die selbige selbst, entweder aus Bescheidenheit, oder aus andern uns unbekannten Ursachen, verschwiegen haben.

Was seine Nation anlanget, so giebt man zu, daß viel daran gelegen sey dieselbe zu wissen. Die Liebe zum Vaterlande hat nur gar zu oft ihren Einfluß in die Feder der Geschichtschreiber, und eben hierdurch verräth unser Schriftsteller sich selbst. Diejenigen welche sein Epitomen und seine Chronick, die bey dem **Gontrand** anfängt, (und diese zwey Werke nur allein, will der Abt **Vertot** vertheidigen) aufmerksam gelesen haben, werden sonder Mühe gewahr geworden seyn, daß dieser Schriftsteller entweder ganz, oder doch zum Theil, aus **Burgund** gewesen. Seine Neigung verräth sich an tausend Stellen, und wir haben ihm viele Sa-

chen dieses Volk betreffend zu danken, die man weder im **Gregorius von Tours**, noch anderwärts findet. Seine Chronick insonderheit, die man ganz allein als sein wirkliches Werk ansehen muß, scheint fast nur eine Geschichte der **Burgunder** zu seyn. Er fängt sie mit dem drey und zwanzigsten Jahre von **Gontrands** Regierung an, und er redet sogar von dessen Vätter, dem **austrasischen** Könige **Childebert**, nur in soweit er mit den Vorfällen dieses Volks einige Verbindung hat, oder nachdem dieser junge Prinz selbst auf den **burgundischen** Thron gefolget war. Wenn er die Jahre zählet, so rechnet er allezeit nach der Regierung der **burgundischen** Könige, wie **Gregorius von Tours** nach den **austrasischen** Königen, weil die Stadt **Tours** unter dieselben gehörte. Nachdem nun **Childebert** nach seinem Tode seine Staaten seinen zween Söhnen gelassen, so vernachläßigt unser Schriftsteller dasjenige zu erzählen, was sich mit dem **austrasischen** Könige **Theodebert** zugetragen, ungeachtet er der älteste war, und fährt in seiner Geschichte mit des Königes **Theodorichs** Regierung fort, der doch nur der jüngste war; allein er regierte in **Burgund**. Auch von **Clotarius** dem II. redet er nur nachdem er sich des **Burgundischen** bemeistert und die ganze Monarchie unter seine Herrschaft vereinbaret hatte.

Was die Zeit betrifft, in welcher **Fredegar** gelebet hat, welches eine noch wichtigere Sache ist, von welcher zuweilen der ganze Werth eines Geschichtschreibers abhängt; so muß man das Buch selbst zu Rathe ziehen, welches unter dem Namen von **Fredegars Chronick** bekannt ist.

Dieß Werk nun enthält 137 Capitel, welche bey dem drey- oder vier und zwanzigsten Jahre von des Königs **Gontrands** Regierung anfangen, das heißt, seit dem 584 bis an das 765 Jahr. **Fredegar** handelt darinn von den Händeln der **Franken, Burgunder, Gothen** und **Longobarden**. In der Vorrede sagt er, er habe nichts geschrieben, als was er zu seiner Zeit gesehen, was er von glaubwürdigen Zeugen erfahren, oder was durch die Lesung der

Geschicht-

Geschichtschreiber, zu seiner Wissenschaft gekommen; welches vermuthlich von den ausländischen Sachen zu verstehen ist, die die **Gothen** und **Longobarden** betreffen: Acta Regum et bella Gentium quae gesserunt, legendo simul et audiendo, aut etiam videndo, cuncta quae certificatus cognoui, in hujus libelli volumine scribere non silui.

Nun ist es nicht wahrscheinlich, daß **Fredegar** diejenigen Vorfälle mit Augen sollte gesehen haben, welche in so langer Zeit in unserer Monarchie vorgefallen sind, man müßte denn in **Conrads** Zeitrechnungsfehler verfallen und in des **Lichtenaw** seinen, der unter dem Namen des Abts von **Ursperg** noch bekannter ist. Denn dieser Schriftsteller, der ebenfalls eine Chronick zusammen getragen, legt sich nicht minder als hundert und sechszig Jahre bey, wenn man auch gleich setzt, daß er bereits im ein und zwanzigsten Jahre zu schreiben angefangen. Denn auf das 1099 Jahr erzählt er, daß er mit dem **Gottfried von Bouillon** die Reise über Meer gethan. Im 1102 Jahre ist er, wofern man ihm glauben will, zu Rom gewesen, als der Pabst **Paschal** der II. Kaiser **Heinrich** den V. feyerlich in den Bann that. Im 1106 Jahre hat er den Cometen gesehen, der damals erschien. Von dem 1117 und 1125 Jahre erzählt er allerley Begebenheiten und, indem er den Rest dieses Jahrhunderts mit einst überhüpft, so merkt er an, daß er im 1200sten Jahre den Predigerorden angenommen und im 1215 Jahre Abt von **Ursperg** geworden.

Um nun diesen Rechnungsfehler aus einander zu setzen, so muß man nur feststellen, daß die Abschreiber den Namen eines Hauptscribenten vor eine Sammlung verschiedener Chronicken gesetzt, und daß, da ein jeder Schriftsteller allemal in der ersten Person geredet, Ego veni, Ego vidi etc. man daher einem einzigen Geschichtschreiber alles das beygemessen, was doch ihrer vielen zukam.

Eben so ist es auch dem **Fredegar** gegangen, welcher ganz gewiß nur die 90 ersten Capitel seiner Chronick geschrieben hat, und welcher folglich, nach dem Herrn **Valesius**, nicht

nicht über Clodovåus des II. viertes Regierungsjahr, bis auf das 641 oder 642ste Jahr geschrieben hat.

Dieß beweist Herr Valesius nicht nur aus der Verschiedenheit der Schrift, sondern auch aus denen darinnen enthaltenen Begebenheiten, aus der unterschiedenen Schreibart jedes Schriftstellers, und aus der gegen einander laufenden Parteylichkeit; indem Fredegar den Burgundern so gewogen ist, als seine Fortsetzer den Austrasiern sind.

Die 90 Capitel in Pater Sirmonds Versalschrift, sind in Quadratschrift und großen Buchstaben geschrieben; die folgende aber ist von einer ganz andern Hand und Schrift.

Fredegar in seiner ersten Sammlung, wo er von den Päbsten redet, beschließt mit dem Theodor welcher 641 oder 642 auf den päbstlichen Stuhl kam, und im 649sten Jahre starb; seine Nachfolger sind mit einer andern Schrift, und von einer andern Hand angemerkt, wie Dom Ruinard versichert, der solches sorgfältig untersucht haben will.

Die Folge der Kaiser stimmt mit demjenigen überein, was er von den Päbsten sagt. Er führt deren Geschichte bis auf des Heraklius ein und dreyßigstes Jahr, das heißt, bis auf das 641ste der gemeinen Jahrrechnung und bis auf Clodovåus des II. viertes Regierungsjahr. Noch mehr, die meisten Abschriften von dieser Chronick lassen einen Raum und gewisse Kennzeichen von Unterscheidung, zwischen diesen 90 ersten Capiteln und den verschiedenen Fortsetzungen; und Melchior Goldasts Handschrift, welche wohl 600 Jahre alt ist, enthält nur diese 90 Capitel; unten aber steht das Wort explicit, welches das Ende des Werks anzeiget.

Der erste der diese Chronick fortgesetzet hat, ist nur ein armseliger Zusammenschmierer derer Fabeln, die aus dem ungenannten Verfasser der Gestes des Rois de France und aus Dagoberts Geschichte genommen sind; welches denn zu dem Tadel Anlaß gegeben, den einige Gelehrte dem Fredegar gemacht haben, weil er sein eigenes Werk von denen, die man ihm beygemessen, nicht genugsam unterschieden. Dieses Stück der Geschichte, welches nur fünf bis sechs Capitel

enthält,

enthält, ist nur ein unordentlicher Haufen übelgeschriebener Vorfälle, ohne die Folge der Könige zu bemerken. Unfehlbar ist es ein Werk von irgend einem Abschreiber, der dieses Stück an **Fredegars** Werk angeflickt hat, um den leeren Raum zwischen den 90 ersten Capiteln und dem 97sten, wo die wahre Fortsetzung wieder angeht, anzufüllen. In dem 109ten Capitel derselben giebt der Verfasser zu erkennen, daß er in dem 735sten Jahre schreibe. Die dritte Fortsetzung des **fredegarischen** Werks erstreckt sich bis auf **Pipins** Erhebung zum Throne, das heißt, bis ins 752ste Jahr. Die vierte und letzte Fortsetzung endiget sich mit **Carls des Großen** Krönung, im 768sten Jahre.

Wenn Herr **Valesius** in seiner französischen Geschichte, bis auf das 640ste Jahr kömmt, so beklaget er sich, daß er von einem so getreuen Wegweiser als **Fredegar** ist, verlassen werde, welcher, nach dem Zeugnisse dieses gelehrten Geschichtschreibers, zu derselben Zeit und gleich nach dem **Gregorius von Tours** gelebt hat. Fredegarius Scholasticus nos in eo anno destituit, Historicus pro captu illorum temporum diligens, vt aetate, sic auctoritate Gregorio proximus.

Was den **Theodemer** anlanget, so weis man, daß **Petav** und **le Blanc** eine goldene Münze von diesem Prinzen angeführet haben, mit der Umschrift TEVDOMEREX, um den Kopf herum, welches auch der schärfsten Critick eine Gnüge thun sollte. Allein der Beweis, den man aus diesem dem **Fredegar** so günstigen Denkmaale ziehen kann, wird noch durch **Gregors von Tours** Zeugniß bestätiget, welcher im 8ten Capitel des 2ten Buchs seiner Geschichte, sich so ausdrückt: Nam et in Consularibus legimus THEODEMEREM REGEM FRANCORVM filium Richimeris quondam, et Aschilam Matrem eius gladio interfectos.

Endlich möchte man gern diejenigen fragen, die den **Fredegar** so sehr verachten, aus welcher andern Quelle sie denn des **austrasischen** Königes **Theodeberts** und **Thierry**

des

des burgundischen Königs Geschichte, hergeholet haben? Wer hat sie denn die meisten Begebenheiten gelehrt, die unter Clotarius des II, Dagoberts und des jüngeren Clodovåus Regierung vorgefallen? Wem haben wir dieses alles zu danken? und was wäre aus diesem Theile der Geschichte des ersten Stammes geworden, wenn wir den Fredegar verloren hätten, oder wenn er niemals geschrieben hätte? Man findet, sagt Herr Valesius, gar keinen alten Geschichtschreiber, der nicht dieses Stück aus Fredegars Chronick abgeschrieben haben sollte. Nec quemquam ex nostris Historicis veteribus reperias, qui non Fredegarii Chronici librum quintum fere ad verbum transcripserit.

* *

LX.

Des Herrn Abts Massieu Geschichte der französischen Dichtkunst.

Wir haben zwar einige Versuche einer Geschichte der französischen Dichtkunst, allein wir haben doch keine vollständige Geschichte davon. Der Abt Massieu unternahm dieselbe im 1705ten Jahre, und las der Akademie verschiedene Stücke daraus vor. Das Stück welches man im zweyten Bande der Nachrichten unter dem Titel, Vertheidigung der Dichtkunst finden wird, ist eigentlich zu reden, die Vorrede des Werks welches wir hier ankündigen. Der Abt Massieu handelt darinnen unsere Dichtkunst von ihrem ersten Ursprunge an, ab, und setzt sich vor, ihr bis auf unsere Zeiten zu folgen.

Im ersten Theile zeigt er den Zustand, in welchem unsere Dichtkunst sich von ihrem Anfange, bis auf des Philippus Valesius Regierung befunden. In dem andern, die Veränderungen welche seit Philippen von Valois bis auf Franciscus den I. darinnen vorgefallen. In der dritten,

ihren

ihren Wachsthum seit Franciscus dem I. bis auf Henrichen den IV. Endlich in der vierten, die Vollkommenheit, zu welcher sie seit Henrichs des IV. Zeit, bis anjetzt, gebracht worden.

Er bringt in diesem Werke so viel sonderbares von unserer Sprache und von unsern Dichtern bey, daß er einigermaßen bey Gelegenheit der Dichtkunst, zugleich die Geschichte unserer Sprache und Dichter, verfertiget.

* *

LXI.

Auszug aus dem Bücherverzeichnisse derer Bücher aus der Könige Carls des V. VI. und VII. Bibliothek.

In dem II. Bande der **Nachrichten** dieser Akademie, wird in der Abhandlung die den Titel führet: **Bibliothek des Louvres unter den Königen Carl** dem V. **Carl** dem VI. und **Carl** dem VII. gezeigt, daß die Geschichtbücher den merkwürdigsten Theil derselben ausmachen; und man verspricht daselbst dereinst eine richtige Liste sowohl davon, als von allen Büchern zu machen aus welchen sie besteht. Vieleicht wird in Erwartung dieses Verzeichnisses, der Leser es nicht ungern sehen, wenn man ihm allhier diejenigen namhaft machet, welche der Verfasser jener Abhandlung als den merkwürdigsten Theil dieses alten Büchervorraths angiebt.

Wir werden weder in der Schreibart noch in der Rechtschreibung etwas ändern, welche fast in allen Artickeln von demjenigen **Giles Malet** ist, von welchem **Christine von Pisan in Carls** des V. Leben so viel Gutes sagt, und von welchem sie insonderheit versichert, que souverainement bien lisoit et bien ponctoit, et entendens homs estoit, daß er überaus richtig gelesen und puncriret, und ein gelehrter

ter Mann gewesen. Man wird von der Gelehrsamkeit dieses Bücheraufsehers aus dem getreuen Auszuge urtheilen können, den wir hier von seinem eigenhändigen Verzeichnisse mittheilen wollen.

Artickel so die Geschichte betreffen.

Auszug aus den alten Verzeichnissen des Bücher-vorraths der Könige Carls des V. Carls des VI. und Carls des VII.

Die zu Ende jedes Artickels stehenden Zahlen beziehen sich auf die Abschrift, welche Herr Boivin von diesen Verzeichnissen gemacht hat.

Erdbeschreibung, Reisen, allgemeine Geschichte.

Une Carte de Mer en tableaux, faite par maniere de unes tables paintes et ystoriée, figurée et escrite, et fermant à quatre fermoers. No. 201.

Eine Seekarte in Bildern, nach Art einer gemalten, historischen, figürlichen und geschriebenen Tafel verfertiget, mit vier Klammern zuzumachen.

Les Provinces du Munde, en un caier couvert de parchemin. 791.

Die Provinzen der Welt, in einer Schale mit Pergament bedeckt.

Solinus, des merveilles du Monde. 483.

Solinus, von den Wundern der Welt.

Solinus, etc. rymé. 384.

Solinus, ꝛc. in Reimen.

Solin, etc. couvert de soye vert, an fermoers d'argent dorez, donné au Roy par Gillet. 207.

Solin, ꝛc. mit grüner seidenen Decke, und vergoldeten silbernen Klammern, dem Könige geschenkt von Giller.

Solin, etc. en proſe, couvert de cuir rouge à empreintes. 84.

Solin, ꝛc. in Proſa, mit rothem Leder und Stämpeln.

Meſſire Guillaume de Maureville, qui parle d'une partie des merveilles du monde et des pays, couvert de veluyau ynde: et le donna au Roy Maiſtre Gervaiſe Chreſtien ſon premier-Phyſicien. 131.

Herr Wilhelm von Maureville, welcher von einem Theile der Wunder der Welt und Länder redet, in indiſchen Sammte gebunden; und es hat es dem Könige gegeben Herr Gervaſius Chriſtian ſein erſter Phyſicus.

Le Livre des oyſivetez des Empereurs, et une partie des merveilles du monde. 1117.

Das Buch von dem Müſſiggange der Kaiſer, und einem Theile der Wunderwerke der Welt.

Meſſire Marc Paul, qui parle de pluſieurs ſeigneurs et pays, ou lui et ſes deux freres furent, et par eſpecial parle du grant Caen. 97.

Herr Marcus Paul, welcher redet von verſchiedenen Herren und Ländern, wo er und ſeine zween Brüder geweſen, und inſonderheit redet er von dem großen Caen.

Marcus Paulus, en un caier couvert de parchemin. 396.

Marcus Paulus, in einer Schale von Pergament.

Marcus Paulus, couvert de drap d'or, bien eſcript et enluminé. 446.

Marcus Paulus, in Goldſtück gebunden, gut geſchrieben und illuminirt.

Marcus Paulus, non enluminé. 450.

Marcus Paulus, unilluminirt.

Miroer hiſtorial de Vincent de Beauvais. 17. 18. 19. 20. 24. 234. a 234. b 234. c 294. 295. 296. 297.

Hiſtoriſcher Spiegel von Vincenzen von Beauvais.

Chronologie, Chronicken, vermischte Geschichte ꝛc.

Les ans de Adam jusques à Jesus Christ. 376.

Adams Jahre bis auf J. C.

Les ans de la Nativité de Nostre Seigneur. 331.

Die Jahre von unsers Herrn Geburt.

Les ans de la nativité de Nostre Seigneur Jesus Christ, puis Adam, de l'aage du monde, et aussi des Pappes, Empereurs et Rois de France, paint, ystorié et escript selon un arbre en un parchemain plaiés par maniere de unes tables. 486.

Die Jahre der Geburt unsers Herrn Jesu Christi, ferner Adam, von dem Alter der Welt, und auch von den Päbsten, Kaisern und Königen von Frankreich, gemalt und mit Figuren ausgezieret, und als ein Baum auf ein Pergament geschrieben, welches als eine Tafel zusammen gelegt werden kann.

Viex cahier, sans ais, *de annis Arabum*, qui vint de Maistre Jehan de Marregny. 835.

Alte Bogen, ohne Breter, de annis Arabum, **welches von Herrn Johann von Marregny kömmt.**

La Cronologie des Pappes, Empereurs et Roys de France, et les temps que ils ont regné, et d'aucuns des fais qui en leurs temps sont avenus. 331.

Die Chronologie der Päbste, Kaiser und französischen Könige, und die Zeit ihrer Regierung, und einige Geschichte die sich zu ihrer Zeit zugetragen.

Unes Croniques faisant mencon du temps que les Pappes, les Empereurs, et les Roys de France commencierent à regner chascun en son siege, et combien chascun y a regné, et des faits notables, ou de la plus grant partie qui au temps de chascun d'eulx est avenuë, nommée Martinienne, couvertes de sove, à fermoer esmaillés de France. 64.

Eine Chronick, welche erwähnet der Zeit da die Päbste, Kaiser, und Könige von Frankreich ein jeder

der auf ihrem Sitze zu regieren angefangen, und wie lange ein jeder regiert hat, und von den merkwürdigen Begebenheiten, oder von dem mehresten Theile dessen was sich zu eines jeden Zeit zugetragen, genannt die Martinianische (Chronick) mit Seide gedeckt, und mit französischen emaillirten Klammern.

Unes Croniques, etc. *(comme ci-dessus)* jusques au temps du Pappe Jehan derrenier trespassé de son nom, couvert de cuir rouge à empreintes. 78.

Eine Chronick, ꝛc. (wie oben) bis auf die Zeiten des Pabsts Johann den letzten dieses Namens, in rothem Leder mit Stämpeln.

Unes Croniques des Pappes, Empereurs, etc. couverte de mesme. 81.

Eine Chronick der Päbste, Kaiser ꝛc. eben so gebunden.

Unes Croniques des Pappes et des Empereurs. 517.

Eine Chronick der Päbste und Kaiser.

Unes petites Croniques abregiées sur Vincent, em prose, bien escript, faisans mencon des Pappes, Empereurs et Roys de France, jusques à l'an MCCCXLII. 357.

Eine kleine Chronick aus dem Vincenz abgekürzt, in Prosa, schön geschrieben, welche der Päbste, Kaiser und Könige von Frankreich erwähnet, bis aufs 1362ste Jahr.

Alte geistliche Geschicht, Kirchengeschicht, griechische und römische.

Josephus, en deux tres grands volumes, couvert de cuir blanc à queuë et à Boüillons. 869. b.

Josephus, in zween sehr großen Bänden, in weißem Blech mit Rücken und Ecken.

Josephus escript en François, en lettre de note, couvert de veluyau azuré, à deux fermoers de cuivre dorez a tissus de soye. 912.

Jose-

Josephus französisch geschrieben, mit abgekürzter Schrift, in blauen Sammt gebunden, mit zwo Klammern von vergoldetem Kupfer und mit Seide gefüttert. 912.

Vie de Jesus Christ par S. Robert. 80.

Das Leben Jesu Christi durch S. Robertum.

Les miracles de Nostre Dame rymez, couvert de veluyau ynde et fermoers, rachettées des Anglois, bien escript et historiées. 154. Siehe auch No. 26. 31. 72. 73. 104. 257. 262. 330. 523. 524.

Die Wunderwerke der Jungfer Marie, in Reimen, mit indischem Sammte und Klammern, von den Engländern wiedergekauft, schön geschrieben, und mit Bildern gezieret.

Vie des Peres. 31. 34. 203. 340. 352. 355. 440. 495. 532.

Leben der Kirchenväter.

Vies des SS. 72. 86. 103. 113. 155. 164. 167. 290. 306. 322. 331. 352. 425. 800. a 800. b 800. c 800. d

Leben der Heiligen.

Vies des SS. Peres Hermites. 16.

Leben der heiligen Einsiedler.

Un Livre couvert de cuir rouge à empraintes, qui a quatre fermoers d'argent des armes de la Reyne, qui est de Genesis et du Roy Ninus, et autres choses. 39.

Ein Buch in Kupfer gebunden mit Stämpeln, welches vier silberne Klammern mit der Königinn Wappen hat, und vom ersten Buch Mose und dem Könige Ninus und andern Dingen handelt.

Histoire de Troye, Histoire de Thebes } Romans.

Geschichte von Trosa, Geschichte von Theben } Liebsgeschichte.

Alexander Magnus et Lucanus, couvert de parchemin sans ais. 905.

Alexander Magnus und Lucanus, in Pergament, ohne Breter.

Alexander em proſe, tranſlaté l'an m.cccxlj par Frere Jehan de Vignay. 365.

Alexander in Proſa, überſetzt 1341 durch den Bruder Johann von Vignay.

De vita Ariſtotelis. etc. 579.

L'original de Titus Livius en François, la premiere translation qui en fu faite, eſcript de mauveſe lettre, mal enluminé, et point yſtorié. 33.

Das Original vom Titus Livius, franzöſiſch, die erſte Ueberſetzung ſo davon gemacht worden, mit unleſerlicher Schrift geſchrieben, ſchlecht illuminirt und ohne Bilder.

Un Livre de Titus Livius, tres bien eſcript et bien yſtorié à quatre fermoers d'argent, couvert de ſoie a queuë, en tres grant volume. 252.

Ein Buch vom Titus Livius, ſehr wohl geſchrieben und mit ſchönen Bildern, mit vier ſilbernen Klammern, in Seide mit Rücken gebunden. Ein ſehr großer Band.

Titus Livius en un grant volume, couvert de ſoie, à deux grans fermoers d'argent, eſmaillez de France. 230.

Titus Livius ein großer Band, in Seide gebunden, mit zwo großen ſilbernen Klammern, franzöſiſch emaillirt.

Titus Livius, qui fu de Maiſtre Raoul de Praires, en deux volumes, couvert de cuir jaune. 866.

Titus Livius, der dem Herrn Raoul von Praires gehöret, in zween Bänden, meſſingener Band.

Titus Livius en Francois, en tres grant volume, couvert de cuir, qui autrefois fu au Roy, à deux fermoers d'argent, eſmaillez à fleurs de lis, très bien yſtorié et eſcript. 913.

Titus Livius franzöſiſch, ein ſehr großer Band, in Kupfer gebunden, ſo ehemals dem Könige gehö-

ret,

ret, mit zwo ſilbernen Klammern, mit Lilien illuminirt, ſehr hübſche Bilder und Schrift.

Un Titus Livius de la translation du Prieur de S. Eloy de Paris, contenant xxxix livres en trois decades, et eſt ſigné CHARLES, petit volume, gros, court. 1685.

Ein Titus Livius von des Priors von St. Eloy aus Paris Ueberſetzung, enthaltend 39 Bücher, in drey Decaden, und iſt unterzeichnet Carl, ein kleiner Band, dick und kurz.

La Conjuroiſon *(Conjuration de Catilina)* Katherine, et aucuns des conſeuls de Julius Ceſar, em proſe, couvert de drap d'or. 176.

Die Verſchwörung des Catilina, und einige Conſulate des Julius Cäſars, in Proſa. In golden Stück gebunden.

Julius Ceſar, em proſe tres bien eſcript, et tres grant volume, et couvert de cuir blanc a queuë. 300.

Julius Cäſar, proſaiſch, ſehr ſchön geſchrieben, ein ſehr großer Band und in blechernen Rücken.

La vie et les fais de Ceſar, em proſe, en deux coulombes, bien eſcript. 402.

Leben und Thaten Cäſars, proſaiſch, in zwoen Columnen ſehr wohl geſchrieben.

Les fais et la vie de Ceſar, et Suetoine, et des Romains, bien yſtorié et eſcript. 281.

Thaten und Leben Cäſars, und Suetons und der Römer, ſchön mit Bildern und ſchön geſchrieben.

Un Livre qui commence de Geneſis, et auſſi traite des fais Julius Ceſar, appelle Suetoine. 10.

Ein Buch welches beym 1 Buch Moſe anfängt, und handelt auch von Julius Cäſars Thaten, Sueſonius genannt.

Le fait des Romains en un Volume, Suetoine. 25.

Thaten der Römer in einem Bande, Sueton.

Un autre Livre qui auſſi commence de Geneſis, et aite auſſi des fais Julius Ceſar, et des Romains, et eſt couvert

couvert de veluyau vert, à deux fermoers d'argent, et s'appelle Lucan et Suetoine, bien escript et bien yſtorié. 11.

Ein ander Buch, welches auch beym 1 Buch Moſe anfängt, und handelt auch von Julius Cäſars Thaten und von den Römern, und iſt in grünen Sammt gebunden, mit zwo ſilbernen Klammern, und heißt Lucan und Sueton, ſchön geſchrieben und ausgemalet.

Un Livre en François, en un volume, qui ce commence de Geneſis, et traite du fait des Romains, de la Vie des SS. Peres Hermites et de Merlin. 16.

Ein franzöſiſch Buch in einem Bande, welches vom 1 Buch Moſe anfängt und handelt von den Thaten der Römer, von den Leben der Einſiedler und vom Merlin.

Croniques aſſemblées de Jule Ceſar et de Godefroy de Billion, em pappier, em proſe. 305.

Geſammelte Chronicken vom Julius Cäſar und Gottfrieden von Bouillon, auf Papier, in Proſa.

Liber Imperatorum. 621.

Des fais de Rome et de Conſtantinoble, em proſe. 303.

Geſchichte von Rom und Conſtantinopel, in Proſa.

Valerius Maximus, couvert de ſoie vermeille, à queuë, tres bien eſcript et yſtorié. 242.

Valerius Maximus, in rother Seide mit Rücken; ſchön geſchrieben und durchmalt.

Julien Frontin, en un cayer de papier, couvert de parchemin. 793.

Julian Frontin, auf Papier, in Pergamentband.

Habundancia exemplorum, cayers couverts d'un tres viel cuir. 792.

Habundancia exemplorum, **ein Heft in ſehr altem Leder.**

Orientalische Geschichte, Kriege jenseit des Meers.

La Fleur des ystoires de la Terre d'Orient, em prose. 426.

Die Krone aller Geschichte im Orient, in Prose.

De Mahomet. 500.

Vom Mahomed.

Historia Hyerosolymitana et de Mahomete, Lat. grant volume plat. 1015.

Vie de Mahomet. Histoire de Jerusalem, et le Lapidaire. Lat. 1032.

Mahomets Leben, Geschichte von Jerusalem und der Steinschneider. Lateinisch.

Les Croniques d'Oultremer, et comment Mahomet conquist presque toute la terre de Syrie, et Godefroy de Billion. 286.

Die Chronicken über Meer, und wie Mahomed fast ganz Syrien gewonnen, und Gottfried von Bouillon.

Godefroy de Billion etc. Voyez ci-dessus 305. et ci-dessous. 492.

Gottfried von Bouillon, u. s. w. Siehe oben 305 und unten 492.

Godeffroy de Billon de la Conqueste d' Outremer, qui fu de la Contesse de Pennebrok, couvert de soie, a queuë, et rymé. 37.

Gottfried von Bouillon, von der Eroberung jenseit des Meers, welches Buch der Gräfinn von Pembrock zugehört. In Seide gebunden, mit Rücken, und in Reimen.

Autre bien viel, em pappier. 324.

Ein anders sehr alt, auf Papier.

Autre. 292. **Ein anders.**

Autre, en un gros volume moyen. 1110.

Ein anders in einem dicken Mittelbande.

Autre, tres bien ystorié. 32.

Ein anders, sehr schön ausgemalt.

Autre, à deux coulombes, couvert de cuir blanc, a queuë. 282.

Ein anders, in gespaltenen Columnen, in weißem Blech, mit Rücken.

Unes Croniques de Godeffroy de Billon, de la conqueſte de la terre d'Oultremer, em proſe, bien vieilles, couvertes de cuir, à queuë blanc. 79.

Eine Chronick von Gottfrieden von Bouillon, die Eroberungen des Landes jenſeit dem Meere betreffend, in Proſa, ſehr alt, mit Leder bedeckt und weißem Rücken.

Comment Jeruſalem fu conquis aveques la terres d'Oultremer par Godeffroy de Buillon, em proſe: donné au Marquis de Saluce, quand il plaida en Parlement, par le Roy Charles. 284. rymé. 285.

Wie Jeruſalem und das Land jenſeit dem Meere von Gottfrieden von Bouillon eingenommen worden, in Proſa. Dem Marquis von Saluze geſchenkt, vom Könige Carl, als er im Parlamente redete. Ein anders gereimt.

De la terre de Jeruſalem, et de la conqueſte d'iceluy par Godeffroy de Billon, em proſe. 289.

Von dem Lande Jeruſalem und von deſſen Eroberung durch Gottfrieden von Bouillon, in Proſa.

Les Croniques de Jeruſalem. 280.

Die Chronicken von Jeruſalem.

Quantes fois Jeruſalem a été priſe. 376.

Wie oft Jeruſalem eingenommen worden.

Les fais de la terre d'Oultremer etc. 290.

Geſchichte des Landes jenſeit dem Meere.

Le paſſage de la terre ſainte, nomme *Directoire*, ou *Adrecement*. De la terre d'Oultremer, tres bien eſcript, em proſe 350.

Die Reiſe ins gelobte Land, Directorium oder Wegweiſer genannt. Von dem Lande jenſeit des Meers, ſchön geſchrieben, in Proſa.

Frans

Französische, wahre und fabelhafte Geschichte.

La Genealogie par maniere de Cronique des Roys de France. 372.

Geschlechtregister, als eine Chronick der französischen Könige.

Les Croniques de France, en deux volumes, couvertes de soïe ynde à queuë, et sont en deux estuys de cuir escorchiez, aux armes de France. 253. a 253. b.

Die französischen Chronicken, in zween Bänden, in seidenem Bande mit Rücken, und sind in zwey ledernen Futteralen von Franzband mit dem französischen Wappen.

Croniques de France. 292.

Französische Chronicken.

Unes Croniques de France en un volume, et en François, lesquelles furent de Sire Dandresel, escriptes de plusieurs lettres. 21.

Eine französische Chronick in einem Bande und französisch, so dem Herrn Dandresel gehöret hat, von vielerley Händen geschrieben.

Unes Croniques de France en François, couvertes de veluyau à fleurs de lis, et bouillons d'argent, bien escriptes. 63.

Eine französische Chronick von Frankreich, in Sammt, mit französischen Lilien und silbernen Ecken, schön geschrieben.

Unes Croniques de France en François, et en un volume, et à trois coulombes. 23.

Eine französische Chronick von Frankreich, in einem Bande, und in drey gespaltenen Columnen.

Unes Croniques de France très abregiées, en prose et petit volume, en un vies caier. 431.

Eine Chronick von Frankreich sehr abgekürzt, in Prosa und ein kleiner Band in einem alten Papiere.

Unes

Unes petites Croniques de France très abregiées, et en la fin ſont aucun Chartres de Laon. III.

Eine kleine Chronick von Frankreich ſehr abgekürzt, und zu Ende ſind einige Karten von Laon.

Unes petites Croniques abregiées des Roys de France en François. 1107.

Eine kleine abgekürzte Chronick der franzöſiſchen Könige in franzöſiſcher Sprache.

Le commencement des geſtes de France rymé, et eſcript en Gaſcoing, trés viel. 375.

Der Anfang der franzöſiſchen Thaten, in Reimen und gaſconiſch geſchrieben, ſehr alt.

La vie Sainte Bautheult, jadis Royne de France, trés bien eſcripte, en un cahier couvert de parchemin. 706.

Das Leben der H. Bautheult, ehemaliger Königinn von Frankreich, ſchön geſchrieben, in einem Pergamentbande.

Les geſtes du Roy Peppin et de ſa femme Berthe au grant pié, et les geſtes de Charlemaine, etc. 35.

Thaten des Königs Pippin und ſeiner Frauen Bertha mit dem großen Fuße, und Carls des großen Thaten. ꝛc.

La Vie S. Charlemaine. 280.

Leben Carls des großen.

Charlemaine et Turpin. 376.

Carl der große und Turpin.

Hiſtoire du Roy Philippe le Conquerant, des Makabées, etc. 191.

Geſchichte König Philipps des Eroberers, von den Makabeern. ꝛc.

De Philippe le Conquerant. 371.

Von Philipp dem Eroberer.

Du Roy Philippe le Conquerant, rymé. 378.

Von König Philipp dem Eroberer, in Reimen.

Des Waudres qui vinrent en France etc. 411.

Von den nach Frankreich gekommenen Waldenſern.

Une

Une grande partie de la vie et des fais de Monſſ. S. Loys que fiſt fere le Seigneur de Juinville, trés bien eſcript et yſtorié, couvert de cuir rouge, à fermoers d'argent. 77.

Ein großer Theil des Lebens und der Thaten des H. Ludwigs, welche der Herr de Joinville ſchreiben laſſen, ſchön geſchrieben und durchmalet, in rothem Leder mit ſilbernen Klammern.

Les miracles S. Loys, rymé etc.

Die Wunderwerke des H. Ludwigs, gereimt.

La vie et les fais S. Loys, rymé.

Leben und Thaten des H. Ludwigs, in Reimen.

La Vie S. Loys de France, et les fais de ſon voyage d'Oultre-mer. 107.

Leben des H. Ludwigs von Frankreich, und die Thaten bey ſeiner Reiſe übers Meer.

La vie S. Loys, et ſes miracles, couvert de drap d'or maramas, à fermoers d'argent, et em proſe. 130.

Leben des H. Ludwigs und ſeine Wunderwerke, in Goldſtück mit ſilbernen Klammern, und in Proſa.

Vie du meſme etc. à une chemiſe blanche, et fermoers d'argent. 157.

Leben deſſelben ꝛc. in weißem Bande mit ſilbernen Klammern.

Un Livre couvert de veluyau vermeil, ou eſt la vie S. Loys, à deux fermoers d'Argent, aux armes du Conte S. Pol, venus du Conte de S. Pol. 266.

Ein Buch in rothem Sammte, darinn des Heil. Ludwigs Leben, mit zwo ſilbernen Klammern und dem Wappen des Grafen von St. Paul, und geſchenkt vom Grafen St. Paul.

Autre, couvert de cuir vermeil, à empreintes, à deux fermoers d'argent, donné au Roy par Gilet. 207.

Ein anders in rothem Leder, mit Stämpeln, und zwo ſilbernen Klammern, dem Könige geſchenkt von Gilet.

La

La Vie S. Loys de France, en François. 1097.

Leben des h. Ludwigs von Frankreich, französisch.

Un trés petit Livret, ſans ais, intitulé deſſus: *Les enſſengnements Loys Caievaire Roy de France à ſa ſille la Ducheſſe de Bourgogne.* 461.

Ein ſehr kleines Büchlein, ohne Bretter, oben genannt: Unterricht Ludwigs Cajevaire Königs in Frankreich an ſeine Tochter die Herzoginn von Bourgogne.

Enſſengnements S. Loys à ſon fils et à ſa fille. 322.

Des heil. Ludwigs Unterricht an ſeinen Sohn und an ſeine Tochter.

La Vie ſuer Yſabeau de Lonchamp, qui fu ſuer S. Loys et ſes miracles. 477.

Leben der Schweſter Iſabelle von Lonchamp, einer Schweſter des heil. Ludwigs und ihre Wunderwerke.

De Charlon Conte de Provence, qui conquiſt Cecille et Puille, rymé, trés mal eſcript, et viel. 443.

Von Charlon dem Grafen der Provence, welcher Sicilien und Apulien überwand, in Reimen, ſchlecht geſchrieben und alt.

La Guerre du Roy Philippe et des Flamans en ryme, eſcript de forme, couvert de cuir à empreintes, à deux fermoers de cuivre. 925.

Krieg des Königes Philippus und der Flamänder, in Reimen, ordentlich geſchrieben, mit Leder bezogen, nebſt Stämpeln und zwo kupfernen Klammern.

La Bataille de Caſſel et Flandres, rymée, bien eſcripte et yſtoriée. 437.

Die Schlacht bey Caſſel und in Flandern, gereimt, ſchön geſchrieben und durchmalet.

La Guerre du Roy de France et du Roy d'Angleterre, et les fais du Roy de Navarre et de ceulx de Paris, quant ils furent contre le Roy, eſcript en pappier, ſans ais, couvert de parcheinin. 360.

Der

Der Krieg des Königes von Frankreich und des Königs von England, und die Thaten des Königs von Navarra und der Pariser, als sie wider den König waren; auf Papier geschrieben, ohne Breter, in Pergament gebunden.

Un livre couvert de cuir vert, sans ais, ou est le traité de la paix du Roy de France et du Roy d'Angleterre. 519.

Ein Buch in grünem Leder, ohne Breter, darinn der Friedensschluß zwischen dem Könige von Frankreich und dem von England enthalten.

Le livre du sacre des Roys en Latin et en François, toutes les mistéres, vestures et Officiers fugurez et historiez, couvert de drap d'Or tenné, à fermoers d'argent. (Le Roy la preint pour son sacre 5 Octobre IIIIxx). 159.

Das Buch von der Krönung der Könige, lateinisch und französisch, alle Geheimnisse, Kleidungen und Bedienten, in Figuren und ausgemalet, mit Goldstück bezogen und silbern Klammern. (Der König hat es zu seiner Krönung genommen den 5ten October IIIIxx).

Un livre du sacre des Roys de France en François et Latin, couvert de drap d'or. 409.

Ein Buch von der Krönung der Könige von Frankreich, französisch und lateinisch, in Goldstück gebunden.

De l' Ordonnance à enoindre et couronner le Roy, partie en Latin et partie en François. (*Addition au Catalogue de Mallet*). 947.

Von der Vorschrift bey der Salbung und Krönung des Königs, theils lateinisch theils französisch. (Zusatz zu Malets Bücherverzeichniß).

Un Livre rymé, qui se nomme le *Prophètes Nostre Dame* de l'instituçon du Royaume de France, et de la noblesse d'iceluy, an petis fermoers d'argent, donné au Roy par Gilet. 209.

Ein

Ein gereimtes Buch, welches heißt, die Propheten U. L. F. von der Stiftung des französischen Reichs, und seiner Vortrefflichkeit, mit kleinen silbernen Klammern, dem Könige geschenkt, von Gilet.

Le traittié des trois fleurs de lis. 321.

Das Buch von den drey französischen Lilien.

Un Livre fermant à clef, couvert d'un cuir vermeil, d'un avis comme le Pape ne l'Eglise ne pueent ne doit avoir aucune cognoissance en ce qui touche le temporel du Roy, du Royaume de France, de la couronne, ne des appartenances. 204.

Ein Buch mit dem Schlüssel aufzumachen, mit rothem Leder bezogen, mit einer Nachricht, daß weder der Pabst noch die Kirche die mindeste Kenntniß haben dörfe von dem, was das Zeitliche des Königs des Königreichs Frankreich, der Krone, oder dessen was davon abhängt, haben dörfe.

Un Livre appellé le *songe du Vergier*, qui est d'un avis comment le Pape ne doit avoir coignoissance en ce qui touche le temporel ne la justice du Roy, couvert de soïe à queuë (Baillé par le Roy à Maistre Evrart F'magon) 245.

Ein Buch, der Traum des Vergier betitelt, welches berichtet, wie der Pabst keine Kenntniß von demjenigen haben dörfe, was das Zeitliche und die Justiz des Königes betrifft, in Seide gebunden mit Rücken. (Der König hat es dem Herrn Evrart F'magon geschenkt).

Le songe du Vergier en François, et est signé *Charles* etc. 1086.

Der Traum des Vergier französisch, unterzeichnet Carl.

Item un autre livre, couvert de soïe à queuë, qui est le Latin du François du dit Livre. 246.

Item ein ander Buch, in Seide mit Rücken, welches die lateinische Uebersetzung besagten französischen Buches ist.

Un

Un autre petit livret, couvert de ſoie, qui traite de celle matiere.

Ein andres kleines Büchlein, in Seide gebunden, von eben der Materie.

Un livre couvert de ſoie, à deux fermoers d'argent dorez, ou ſont eſcripts en lettres de note les privileges donnez des Pappes aus Roys de France. 215.

Ein ander Buch in Seide gebunden, mit zwo vergoldten ſilbernen Klammern, darinnen mit abgekürzter Schrift, die Privilegia enthalten ſind, welche der Pabſt den Königen in Frankreich gegeben.

Un livre couvert de ſoie, ou ſont les teſtaments des Roys de France. 263.

Ein Buch in Seide gebunden, darinn die Teſtamente der Könige von Frankreich enthalten ſind.

Procés Meſſire Robert d' Artois en lettre de note, couvert de drap de ſoie. 100. 344.

Herrn Roberts von Artois Proceß, mit abgekürzter Schrift, in Seidenzeug gebunden.

Les Croniques des Evêques du Liege, et autres choſes en ryme et proſe, et tres groſſe lettre. 320.

Chronicken der Biſchöfe von Lüttich, und andre Sachen, gereimt und in Proſa, ſehr große Buchſtaben.

De Rolant et d'Olivier. 500. Roman.

Von Roland und dem Olivier. Liebsgeſchichte.

Guillaume d'Orenge, rymé. 373. Roman.

Wilhelm von Oranien, in Verſen. Liebsgeſch.

Guillaume d' Anjou, en un caier, ſans fin et ſans commencement, et en proſe, ſans ais. 386.

Wilhelm von Anjou, in einem Hefte, ſonder Ende und Anfang, und in Proſa, ohne Breter.

Geschichte anderer Länder.

A couronner l'Empereur par le Pape, sans couverture. 758.

Krönung des Kaisers durch den Pabst, ohne Band.

Les guerres d'Angleterre et d'Escosse, en pappier, et Godeffroy de Billon. 492.

Die Kriege von England und Schottland, in Papier, und Gottfried von Bouillon.

Un gros Romant en papier, gros et court, et parle des guerres d'Escoce et d'Angleterre. 1120.

Ein dicker Roman auf Papier, dick und kurz, und handelt von den schottischen u. engländischen Kriegen.

Les Croniques d'Espaigne, que fust l'Eveque de Burs, translatées en François par Frere Jehan Goulain, en deux volumes, et est signé CHARLES, à deux fermoers d'argent dorez et esmaillez de France. 1087.

Die Chronicken von Spanien, welche der Bischof von Burs gemacht, aus dem Französischen übersetzt, von dem Bruder Johann Goulain, in zween Bänden, und ist unterzeichnet Carl, mit zwo silbernen vergüldten französischen Klammern.

Un Livre, nommé Royal, en Latin, à une chemise blanche à queuë, à deux fermoers d'argent, que fist et donna au Roy le Patriarche d'Alexandrie, et est du Roy Pietre et du Roy Henry. 807.

Ein Buch das Königliche genannt, lateinisch, in weißem Bande mit Rücken, mit zwo silbernen Klammern, welches dem Könige vom alexandrinischen Patriarchen geschenkt worden, und ist vom Könige Peter und Könige Henrich.

De la Terre Prestre Jehan (donné au Senecal d'Eu, derrenier Decembre iiiixx, et xvii) 340.

Von der Erde, Priester Johann (dem Seneschall von Eu geschenkt den letzten Dec. 1320 und 17.

LXII.

Herrn Boindins Anmerkungen über den besondern Titel eines Buchs,

welches in vorstehendem alten Verzeichnisse der Bibliothek Carls des Weisen angezeiget worden.

In dem Bücherverzeichnisse, welches von Carls des V. Büchervorrathe mitgetheilet worden, ist eine Handschrift enthalten, die den Titel führet: **Unterricht Ludwig Cajevaire, Königs von Frankreich, an seine Tochter, die Herzoginn von Burgund.** Das Wort Caievaire, welches weder im **Nicot**, noch im **Monet**, noch im **Borel**, noch in andern Wörterbüchern steht, erregte die Neugierde der meisten Mitglieder, und man suchte um die Wette, was es wohl wahrscheinlicher Weise bedeuten möchte.

Einige glaubten, das Wort **Caivere**, wäre an statt Severe gesetzt worden, ein Name der dem **H. Ludwig**, dem man dieses Buch zueignet, zuzukommen schien und ihm in der That zukam. Andere wollten, daß Caievaire nur eine bloße Anzeige eines originalen Buchs sey, darein der Unterricht geschrieben wäre. Dieses mittelmäßig dicke Buch, dessen Band grün ist, wäre Cahier-vert oder Caie-vair, genannt worden; und dieser Zuname, den man auf die erste Seite über den Titel und das Wort Loys oder **Ludwig** gesetzt, wäre nach diesem aus Unwissenheit irgend eines Abschreibers, für den Titel des Buchs selbst gehalten worden.

Herr **Boindin** theilte der Akademie noch ein Paar andere Erklärungen des Worts **Caievaire** mit. Nach der ersten, muß man **Caievaire** theilen und zwey Wörter daraus machen, deren erstes nämlich **Caie**, anstatt Sage (weise), gesetzt worden. Man findet in den alten Schriften ziemlich

oft ein C anstatt eines S, und ein S anstatt eines C. Der Gebrauch des J anstatt des G ist in den alten französischen Handschriften eben so gemein. Wenn man nun ein S anstatt des C, und ein G anstatt des I setzet, so wird man anstatt Caie, Sage lesen.

Was nun das Wort Vaire betrifft, so leitet man es von dem Adverbio verè her, und will, daß man vaire anstatt vraïement (gewiß) hat setzen können; so wie man ehedem voir anstatt vrai von dem Lateinischen verus, gesetzt hat. So viel ist gewiß, daß das Wort vaire annoch in einigen nahen französischen Provinzen und insonderheit in der Normandie, gebräuchlich ist; so daß der König Loys Caie-vaire, der König **Ludwig** vraïement Sage (wahrhaftig weise) seyn würde, ein Name der dem H. **Ludwig** unstreitig zukömmt.

In der andern Erklärung, welche Herr **Boindin** vorschlug, bedeutet Caie-vaire, soviel als delaissé, abandonné (**verlassen**). Das Wort Gaiver, welches **verlassen** bedeutet, steht in einem Glossario über das Recht, Indice des droits Royaux, betitelt. **Füretiere** hat in seinem Wörterbuche eben dieses Wort und giebt ihm auch dieselbe Bedeutung. Das Adjectivum Gaive soll in der **Normandie** sehr gebräuchlich seyn; und man sieht in den Gebräuchen dieser Provinz, einen Artickel des choses gaives, das heißt, von **verlassenen Dingen**, deren man sich nicht annimmt. Von dem Worte Gaiver oder Caiver aber, denn das G und C nehmen gar oft eines des andern Stelle ein, ist nun das Participium Caivair, oder Caie vaire entstanden, welches so viel als **verlassen** anzeigen soll. Daß nun dem H. **Ludwig** der Zuname des **verlassenen** zukomme, insonderheit im Absehen auf seine letzte Reise ins gelobte Land, davon wird ein jeder überzeugt werden, der das Leben dieses Prinzen liest.

Diese letzte Erklärung fand noch weniger Beyfall als die erste. Der Ausdruck delaissé war schon zu des H. **Ludwigs** Zeiten, ja noch zuvor, gebräuchlich; dieses bezeugen die damaligen Geschichtschreiber, und unter andern **Joinville**. Es war also natürlicher, sich des Worts delaissé, als des

Worts

Worts Caievaire zu bedienen. Uebrigens hat man kein Exempel, daß die Mittelwörter unserer Zeitwörter ehemals andere Endungen sollten gehabt haben, als sie anjetzt haben, und man sieht nicht, wie man aus der unbestimmten Art Gaiver, oder Caiver, ordentlicher Weise das Mittelwort Caivair oder Gaivair machen können.

Endlich hielt sich Herr **Boivin** der jüngere, welcher der Akademie die Erklärung des Worts Caievaire vorgeschlagen, verpflichtet, solches in einer eigenen Abhandlung selbst zu erklären, darinnen er zeiget, erstlich, daß obbesagter Unterricht von dem Könige **Ludwig** dem heiligen ist. Dieses Werk nun, was in einem Verzeichnisse angezeiget steht, welches zu **Carls** des V. Zeit unter dem Titel gemacht worden Enssengnements Loys Caievaire Roy de France à sa Fille la Duchesse de Bourgogne, **Unterricht Ludwigs Caievaire, Königs von Frankreich, an seine Tochter die Herzoginn von Burgund**, kann nicht anders als von einem Könige in Frankreich Namens **Ludwig** gemacht worden seyn, der vor **Carln** dem V. regieret und eine Tochter gehabt hat, die eine Herzoginn von **Burgund** gewesen. Nun hat von zehn Königen des Namens **Ludwig**, die vor **Carln** dem V. regiert haben, nur der einzige heilige **Ludwig** eine Herzoginn von **Burgund** zur Tochter gehabt.

Zum andern zeigt Herr **Boivin**, daß das Wort **Caievaire** des H. **Ludwigs** Zunamen gewesen, und eben von der Art, wie man vielen andern Königen beygelegt hat, und die man als eine Art von Spottnamen ansehen kann. Dergleichen sind die Zunamen, der **Kahle**, der **Einfältige**, der **Lallende**, der **Dicke**, u. s. w.

Die Muthmaßung daß Caievaire für Severe gesetzt worden, scheint dem Herrn **Boivin** gar zu kühn zu seyn, und diese zwey Wörter sind einander zu unähnlich, als daß eines für das andere sollte gesetzt worden seyn. Eben so wenig glaubt er, daß man Cahier vert oder Caié-vair lesen solle. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß dieß Wort sich, auch sogar aus Versehen eines Abschreibers, an die Stelle hätte

einschleichen können, wo es steht. Uebrigens hat **Gilles Malet Carls** des V. Bücheraufseher und Verfasser dieses Bücherverzeichnisses, nicht einen bereits verfertigten Catalogum nur abgeschrieben; sondern er selbst hat ein originales Bücherverzeichniß von seines Herrn Büchervorrathe gemacht, und erst nachdem er ein jedes Buch gesehen und handthieret hatte, hat er jeden Artickel dieses Verzeichnisses zu schreiben angefangen.

Das wahrscheinlichste scheint dem Herrn **Boivin** dieses zu seyn, daß man, anstatt **Caievaire**, **Saievaire** lesen müsse. Die ganze Aenderung besteht darinn, daß man aus dem **C** ein **S** mache, und diese Aenderung ist gar zu gewöhnlich, daß man dawider streiten könnte. Saie-vaire besteht aus zwey Wörtern, aus Saie und Vaire. Das Wort Saie, welches ehedem sehr gemein gewesen, sowohl als das Wort Saion, wird in alten und neuen Wörterbüchern erkläret. **Füretiere** sagt, Saie sey ein altes Wort und habe ehemals einen Soldatenrock bedeutet, dergleichen die Griechen und Römer sich bedient und der bey den **Galliern** gebräuchlich war; lateinisch Sagum. Man kann den Herrn **du Cange** in seiner **Abhandlung von den Wappenröcken** und in seinem lateinischen Glossario unter den Wörtern, Sagum, Saga, Saja etc. zu Rathe ziehen. Daselbst wird man sehen, was die Saie, oder Saion bedeute, deren man sich ehedem in Frankreich, es sey nun in Kriegsläuften oder Friedenszeiten, bedienet.

Was das Wort Vaire betrifft; so ist es ein Beywort, das so viel heißt als **bläulicht weiß**. **Wilhelm Guyart** bedienet sich in seiner Branches aux Royaux lignages, dieses Beyworts, welches er mit dem Namen pennes oder pannes zusammen setzt. Man findet es auch in dem Roman von der Rose, im **Parcifal**, im Roman vom **Gaydon** u. s. w. Das Substantivum Vair ist, nach dem **Nicot**, eine Art eines reichen Pelzsamtes mit blauen und weißen Haaren, dessen sich unsere Könige ehedem als eines Pelzfutters bedienet. Nach dem **Monet**, ist Vair eine Art

von

von reichhaarigten Eichhörnchen, welches oben auf dem Leibe ins Columbine und unten am Bauche ins Weiße fällt, dessen Haut den Mänteln zu einem reichen Futter dienet. Man arbeitet sie in Vierecken und Feldern, eins Columbin, das andere Weiß, einige größer, einige kleiner, die man *grand vair* und *petit vair* nennet. Man sehe auch noch den Herrn du Cange in erwähnter Abhandlung und in seinem Glossario unter dem Worte Varius.

Alles dieses nun vorausgesetzt, so kömmt der Beyname Saievaire einem Menschen zu, der sich durch saies, das heißt, durch Kleider unterscheidet, die die Vairfarbe haben, oder mit Eichhörnerfelle gefüttert sind. Wenn man nun beweist, daß der H. Ludwig diese Farbe geliebt und dergleichen Pelze den andern allen vorgezogen hat, so wird es leicht seyn, sagt Herr Boivin, zu zeigen, daß der Name Saievaire ihm leichtlich von seinen Unterthanen, oder wenigstens von einigen seiner Hofbedienten kann gegeben worden seyn. Es ist gewiß, daß der H. Ludwig zum mindesten einige Zeitlang, Pelze von kleingewürfeltem Eichhornfelle getragen. Wenn Joinville von des heiligen Königes Reise ins gelobte Land redet, so bemerket er, daß er in seinen Kleidern ferner weder Eichhornpelz, noch grau, noch Scharlach, tragen wollen. Der lateinische Geschichtschreiber und Wilhelm Guyart, Verfasser der la Branche aux Royaux lignages, bemerken eben dasselbe, und die Folge so man aus diesen Zeugnissen ziehen muß, ist diese, daß der Heil. Ludwig, vor seinen Kreuzzügen gemeiniglich, den kleinen Eichhornpelz getragen. Wendet man ein, daß schon vor dem heil. Ludwig unsere Könige dergleichen getragen, so antwortet Herr Boivin, daß der Pelz, dessen dieselben sich bedienet, von des heil. Ludwigs seinem sehr unterschieden gewesen. Die Könige sagt Monet, bedienten sich ehemals des großgewürfelten weiß und blauen Futters in ihren Mänteln, der heil. Ludwig, war aus Bescheidenheit, mit dem kleinen zufrieden. Hier sind

also zwo Gattungen dieses königlichen Mantelfutters ; das großgewürfelte welches bey den alten Königen von Frankreich gewöhnlich war; und das kleinwürflichte welches der heilige **Ludwig** getragen. Weil er nun, indem er dieses kleinwürflichte Futter trug, sich von den Königen seinen Vorfahren unterschied, so darf es niemanden fremde vorkommen, daß man ihm einen Beynamen gegeben, der an ihm den Gebrauch einer ihm besonders eigenen Tracht bemerkte, und die er so gar auch an den Prinzen und vornehmsten Bedienten seines Hofes so gern sah, daß, als er das Jahr nach seiner Vermählung in **Compiegne** war und daselbst seinen Bruder **Robert** zum Ritter geschlagen hatte, er, wie **Wilhelm Guyart** sagt, den Großen die ihm gefolget waren, pennes vaires ausgetheilet, das heißt, Pelze von oberwähnter Art; und vieleicht könnte man den Zeitpunct des Zunamens, davon wir hier handeln, auf eben diesen Freudentag und auf die Austheilung der Sayes vaires, die an demselben geschehen, festsetzen.

* *

LXIII.

Sinnbilder, Aufschriften, und Münzen,

so von der Akademie verfertiget worden.

Man hat zu Anfange dieser Geschichte gesehen, daß, als die Akademie, vor ihrer Erneuerung, im 1701sten Jahre, nur noch aus sieben oder acht Personen bestanden, auch die Arbeit, so zu reden, gemeinschaftlich gewesen, und daß ein großer Theil dieser Arbeit darinnen bestanden, daß man jährlich die erforderten Sinnbilder zu den Münzgeprägen des königlichen Schatzes, zu den zufälligen Stücken, zu den gewöhnlichen und außerordentlichen Kriegsgeldern, zu den Gebäuden, zu den Meerfachen und

Ga-

Galeeren, lieferte; daß man gehörige Aufschriften zu den Gebäuden verfertigte, die der König bauen ließ, oder zu denen Denkmälern, die das Volk dem Landesherrn zu Ehren aufrichtete; daß man auf die wichtigsten Begebenheiten seiner Regierung Münzen erfände; auch historische Beschreibungen eben dieser Begebenheiten verfertigte, u. s. f.

Als nun die Gesellschaft bis auf vierzig Mitglieder angewachsen war, und die griechische und lateinische Litteratur sowohl als die alte und neue Geschichte, der Hauptgegenstand der akademischen Bemühungen und des besondern Fleißes eines jeden Mitgliedes geworden war, so ward die gemeinschaftliche Arbeit der Sinnbilder, Aufschriften und Münzen, weit gefehlt daß sie hätte aufhören sollen, vielmehr noch mehr erweitert als sie vorhin gewesen; indem, da die Gesellschaft, bekannter, zahlreicher und insonderheit bestätigter geworden, man immer mehr fortfuhr, von ihr, nicht nur alle Arten solcher Erfindungen zu begehren, die mit dem Könige oder mit dem gemeinen Wesen, eine Verwandtschaft hatten, sondern weil sie auch noch mitten aus den Provinzen von Städten und Privatpersonen die einigen Geschmack hatten, ja oft auch von Fremden um Rath gefraget ward.

Seit der Erneuerung von 1701 also, ward des Königs Geschichte in Münzen, die schon weit gekommen war, fortgesetzt und zu Ende desselben Jahrs gedruckt; und seit diesem Drucke, hat man eben dergleichen Münzen auf die andern merkwürdigen Vorfälle seiner Regierung, bis an den Tod dieses Herrn gemacht, und man hoffet dem gemeinen Wesen, ehestens eine neue und vollständige Ausgabe dieser Geschichte geben zu können.

Außer dem Gelde des königlichen Schatzes, der besondern Fälle, der ordentlichen und außerordentlichen Kriegsgelder, der Gebäude, des Seewesens und der Galeeren, sind wenig Jahre vorbey gegangen, darinnen man nicht von der Akademie Sinnbilder zu den Geldern für Ihro Hoheit die Dauphine Herzoginn von Burgund, für die Stadt Paris,

für die Artillerie, für die Rechnungskammer, die kleinen Lustausgaben, Silberkammer u. s. w. abgefordert hätte.

Im 1701 Jahre, verfertigte die Akademie eine Aufschrift, die Herr **Peletier de Souzy** von ihr zu dem großen Thore von **Bayonne** foderte, welches von neuem gebauet und nach Art eines Triumphbogens aufgeführet ward.

Man machte noch andere Aufschriften, welche auf eine Art von Seulen sollten gesetzt werden, die man stufenweise auf der Mittagslinie setzen wollte, welche von den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, von dem Observatorio zu Paris an, bis auf die höchsten pyrenäischen Gebirge war gezogen worden, die das **Roussillonische** von **Catalonien** absondern.

In eben demselben Jahre, foderte der spanische Staatsrath durch den Herrn Marquis **de Torcy**, von der Akademie, Erfindungen zu den Schaupfennigen auf des Königes und der Königinn von Spanien glückliche Ankunft, ab.

Im 1702 Jahre, foderte man noch einmal von der Akademie, Erfindungen zu Schaupfennigen und Sinnbilder zu den Münzen für den König und die Königinn von Spanien.

Man machte zugleich Aufschriften, die auf den Eingang der Landstraßen kommen sollten, die der König in dem **Cevennischen** hatte bahnen lassen.

Man arbeitete auch an einem Grabmaale, welches für die Herzoginn von **Arpajon** verlanget ward, und an zwo oder drey Aufschriften von eben der Art.

Im 1704 Jahre lieferte man die Sinnbilder zu verschiedenen Fahnen der Regimenter.

Man erfand einen Schaupfennig für das Handelsgerichte zu **Rouen** und einiger andern Städte.

Man arbeitete an einer Aufschrift, die auf das Thor einer Festung kommen sollte, die der König in der Insel **St. Domingo** aufführen ließ; und man lieferte noch eine, zu dem Eingange der großen Straße, in dem Walde zu **Compiegne**.

Im 1705 Jahre, machte man Sinnbilder für die mehresten Abtheilungen der Truppen des Königes von Spanien, und einige andere für französische Regimenter; auch eine Aufschrift nach **Canada**, und einige Grabschriften, die man für gewisse ansehnliche Standespersonen gefodert hatte.

Im 1707 Jahre, wandte sich der Churfürst von **Cöln** an die Akademie, um einen Schaupfennig zu der Feyer seiner Einweihung und seiner ersten Messe.

Die Stadt **Lyon** begehrte zwo Aufschriften. Eine, auf den Durchzug derer Prinzen, die ihren Bruder den König von Spanien bis auf die Gränzen seiner Staaten begleitet hatten. Die andere, auf die Geburt des Herzogs von **Bretagne**; auf welche Begebenheit auch viel andere Städte welche verlangt hatten.

Im 1708 Jahre, begehrte die Stadt **Toulon** von der Akademie eine Aufschrift, die Beständigkeit und den Eifer ihres Bischofs des Herrn **Armand Bonin de Chalucet** zu ehren, welcher in einem sehr hohen und zu den Beschwerlichkeiten einer Belagerung sehr unbequemen Alter, dennoch die Stadt nicht verlassen wollen, als die Feinde vor **Toulon** kamen, und durch sein Beyspiel die vornehmsten Einwohner daselbst erhielt, sie allezeit durch fromme und lebhafte Reden aufmunterte, und hernach zu diesem geistlichen Beystande noch ansehnliche Austheilungen an Geld und Korn hinzuthat, um die in der Stadt zerstörten Häuser wieder zu recht zu bringen, und einen Theil des herumliegenden Erdreichs zu besäen, welches sonst unfruchtbar hätte liegen müssen.

In eben dem Jahre, foderte man verschiedene Grabschriften von der Akademie; die hauptsächlichste davon war auf die Gräfinn von **Pontchartrain**.

Im 1709 Jahre, wandte sich der Prinz von **Conti** an die Akademie, wegen der Sinnbilder, Aufschriften und Schaupfennige, womit er seines Herrn Vaters des Prinzen von **Conti** Begräbniß gezieret wissen wollte.

Herr le Peletier de Souzy begehrte eine Aufschrift zu einem neuen Thore von St. Malo.

Die Wundärzte zu Paris begehrten auch eine zu dem neuen Gebäude, welches sie nahe bey St. Cosme aufführeten.

Im 1710 Jahre endlich, mit welchem dieser Band der akademischen Geschichte schließt, erfand man Sinnbilder für die Versammlung der Geistlichkeit, eine Aufschrift zu der neuen Brücke von Moulins und noch eine zu der Hauptkirche des Hafens zu Orient.

Vieleicht theilet man der Welt einmal eine Sammlung aller derer Sinnbilder, Aufschriften und Schaupfennige mit, die in der Akademie beschlossen und so gar vor ihrer Erneuerung im 1701 Jahre erfunden worden sind. Aus dieser einzigen Sammlung könnten in dieser Sache, gewissere Regeln entspringen, als diejenigen sind, welche man bisher in verschiedenen Werken von dieser Materie findet.

Vorjetzund ist es genug zur Richtigkeit der Geschichte, daß man auf eine etwas umständliche Art, diesen Theil der akademischen Bemühungen angezeiget hat; damit man ihr nicht einige andere Stücke von dieser Art schuld gebe, von denen sie sehr versichert ist, daß kein Kenner sie mit ihren Erfindungen vermengen werde. Es muß auch vielen Personen angenehm seyn und zu ihrer Befriedigung gereichen, wenn sie aus dieser Anzeige sehen, daß, wenn nur das was sie begehren, einigermaßen der Mühe werth, oder von der Gesellschaft untersuchet worden ist, sie sich allezeit eine Pflicht und ein Vergnügen draus mache, ihre Bemühung darauf zu wenden.

Leben

Leben

derer

Mitglieder der Akademie

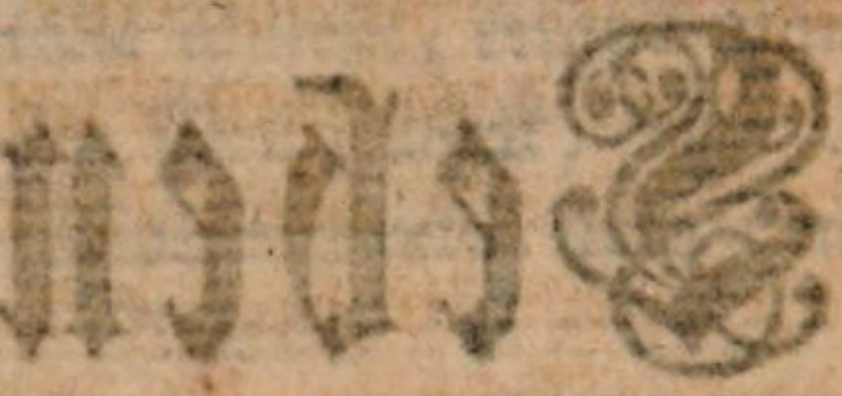
welche

seit ihrer Erneuerung

bis

an das 1710te Jahr

gestorben sind.



* *

LXIV.

Vorbericht.

Herr Charpentier war das erste Mitglied der Akademie, welches nach deren Erneuerung von 1701 verstarb, und sein Leben sollte von rechtswegen vor allen denen die man hier mittheilet, zuerst stehen. Allein, da der Gebrauch der öffentlich abzulesenden Leben, damals in der Akademie noch nicht eingeführet war; so ist auch ihm dergleichen nicht wiederfahren. Ein richtiges Verzeichniß seiner Werke, wird daher bey denjenigen die Stelle eines Lebens ersetzen, welche wissen, daß man das wahre Wesen eines Mitgliedes eben hierinnen suchen muß, und daß dieser Theil seiner Geschichte, zugleich ein Theil der Geschichte der Akademie selbst ist.

Herrn Charpentiers gedruckte Werke.

Des **Sokrates** Leben und die merkwürdigen Sachen dieses Weltweisen. 1650.

Uebersetzung von **Xenophons Cyropädie.** 1658.

Abhandlung von Errichtung der indian. Compagnie. 1664.

Nachricht von der Aufrichtung obiger Compagnie. 1665.

Vertheidigung der französischen Sprache zur Aufschrift einer Ehrenpforte. 1676.

Von der Vortrefflichkeit der französischen Sprache. 1683.

Reden und akademische Vorlesungen, die in den Sammlungen der **französischen Akademie** eingerückt stehen.

Geschriebene Werke.

Xenophons sämmtliche Werke übersetzt, nebst einer Abhandlung von der Cyropädie.

Aristotels Rhetorick übersetzt, mit Anmerkungen.

Uebersetzung in ungebundener französischer Rede von drey Lustspielen aus dem **Aristophanes, Plutus,** die **Wolken,** und die **Frösche.**

Tractat

Tractat von der Malerey, unter dem Titel: **redende Malerey**, in welchem der Verfasser beweisen will, daß man auf die historischen Gemälde, Aufschriften, und auf die Bildnisse, Namen setzen soll.

Verschiedene poetische Stücke, worunter Erklärungen der Psalmen und die Uebersetzungen verschiedener Sinngedichte aus **Martials** Anthologie enthalten sind.

Herr **Charpentier** war den 15 Febr. 1620 zu Paris gebohren. Er starb daselbst den 22 April 1702, im zwey und achtzigsten Jahre und etlichen Monaten. Er war Aeltester der **französischen Akademie** und der **Akademie der Aufschriften.**

Die fünf ersten Leben der folgenden Sammlung, sind bey den öffentlichen Versammlungen der Akademie, vom Herrn Abte Tallemant vorgelesen worden, welcher bis ins 1706 Jahr Sekretär derselben gewesen.

* *

LXV.

Leben des Herzogs von Aumont; in der öffentlichen Versamlung nach Ostern im 1704 Jahre abgelesen.

Bisher hat die Akademie der Aufschriften sich damit begnüget, daß sie den Tod ihrer Mitglieder nur in ihren Registern bemerket und ein kurzes Lob derselben hinzugefüget hat, welches in wenigen Worten die Haupteigenschaften enthielt, wodurch sie sich schätzbar gemacht hatten. Allein anjetzt, da diese Gesellschaft durch die Freygebigkeit des Königes, um ein Ansehnliches vermehret und verschönert ist, so scheint es, daß, wenn sie sich befleißt, diesen Wachsthum der Welt kund zu thun, sie derselben auch zugleich von dem Verluste derer Mitglieder Rechenschaft zu geben habe, aus denen sie besteht. Das Unglück, welches

uns

uns eine der größten Zierden dieser Akademie, in der Person des Herrn Herzogs von **Aumont**, entrissen hat, eröffnet dieses Feld auf eine sehr ansehnliche, obgleich schmerzhafte Weise, und hätte ganz allein uns bewegen sollen, von unserer gewöhnlichen Bescheidenheit abzustehen.

Es ist so was seltenes, daß vornehme Standespersonen sich mit etwas anderm als dem Kriege, oder mit ihrer Ehrsucht, oder mit den Vergnügungen beschäfftigen, daß man diejenigen nie genug loben kann, welche mitten unter den herrlichsten Bedienungen, gleichwohl eine Liebe zu den Wissenschaften bezeugen, die Gelehrten werth halten, und einen Geschmack an allem demjenigen haben, was den Verstand bessern kann.

Ein solcher war Herr **Ludwig Maria von Rochebaron**, Herzog von **Aumont**, **Pair** von Frankreich, Ritter der königl. Orden, Oberkammerjunker des Königs, und Gouverneur von **Boulonois**. Er war im December des 1630sten Jahres gebohren. Der Marschall von **Aumont**, sein Vater, Hauptmann der Leibwacht, Ritter der königl. Orden, und nachmaliger Statthalter von **Paris**, sah gleich anfangs bey ihm alle diejenigen Eigenschaften, von welchen er sich einen würdigen Erben seiner Tugenden versprechen konnte, und er unterstützte diese glücklichen Neigungen durch eine seiner hohen Geburt gemäße Erziehung. Im zehnten Jahre ward er schon Obrister bey der Reuterey, und er säumte nicht die Dienste zu verrichten, wodurch er denn im sechszehnten Jahre die Anwartschaft, auf die Hauptmannsstelle bey der Leibwacht erhielt. Unser damals junger König sah ihn allezeit zu seiner Seiten in den bürgerlichen Kriegen, die unser Frankreich in währender seiner Minderjährigkeit betrübten, und er hat allezeit bey den gefährlichen Vorfällen, die wir unter der langen und glückseligen Regierung, in welcher wir jetzt leben, schon lange vergessen haben, die nützlichsten Dienste geleistet.

Als der König nach **Flandern** zog die Rechte der Königinn auszufechten, so bemächtigte sich der Marschall von

Aumont, dem der König einen Theil seines Heeres anvertrauet hatte, von Armentiere, Bergen, Furnes und Courtray, indessen daß Tournay, Oudenarde, Douay, Alost, und Lille, sich endlich unserm siegreichen Monarchen unterwarfen. Der Herzog von Aumont war damals erster Brigadier des königl. Heeres; und so thaten sich Vater und Sohn bey diesem glorreichen Feldzuge hervor, der alle unsere Nachbarn so sehr erschreckte und dem Könige fast das ganze spanische Flandern unterwürfig machte.

Der König ernannte ihn zu seinem Oberkammerjunker, um ihn desto näher um sich zu haben. Auch in diesem Amte, verrichtete er, sowohl als bey der Stelle eines Hauptmanns der Leibwacht, die er schon lange bekleidet hatte, alle seine Pflichten mit aller Geflissenheit und Aemsigkeit die solche Aemter erfordern. Bey denen berühmten Feldzügen, die die Welt durch die Geschwindigkeit der Siege und durch die Menge und Wichtigkeit der eroberten Städte, in Erstaunen gesetzt hat, sah der Herzog von Aumont, der sich nie von seinem Könige entfernete, die weise Aufführung und den unerschrockenen Muth seines erlauchten Herrn in der Nähe an; und indem er seiner eigenen Gefahr wenig achtete, so war er beständig zwischen der Bewunderung und Furcht in Bewegung; er war bezaubert, daß er ihn der Gefahr Trotz biethen sah, und ohn Unterlaß besorgt, ihn zu verlieren. Das Vertrauen welches dieser große Prinz in ihn setzte, war Ursache, daß er ihn in das Bulonesische schickte, um vor den Unternehmungen der Feinde gesichert zu seyn, die den Seeküsten droheten. Der Herzog von Aumont machte in kurzer Zeit solche weisliche Anstalten in dieser Provinz, daß er fast in einem Augenblicke funfzehntausend Mann auf den Beinen hatte. Ein einziges Zeichen, setzte ein ganzes Volk in Waffen und ordnete dessen Glieder. Ein jeder kannte seine Officier und seine Fahne, und diese unerschrockene Mannschaft, hat unter einem geliebten und erfahrenen Anführer, diese Gränzfestung so furchtbar gemacht, und vertheidigte deren Zugänge gegen die fürch-

terli-

terlichen engländischen und holländischen Flotten so gut, daß man seitdem eben dieselbe Kriegszucht auf allen französischen Küsten mit gutem Erfolge beobachtet hat.

Man brauchte eine längere Zeit als die gewöhnlichen Lebenserzählungen haben, wenn man alles durchlaufen wollte, was in des Herrn Herzogs von **Aumont** Leben merkwürdig ist. Allein was man insonderheit erwägen muß, das ist, die unverletzliche und unveränderte Treue gegen des Königs Person. Dieß war eine heftige Leidenschaft, die er von seinen Vorältern ererbt, die er treulich erhalten hat, und sie auf sein ganzes durchlauchtes Haus fortzupflanzen bemüht gewesen ist. Es ist leicht einen Prinzen zu lieben, bey dem man nichts als Hoheit und Tugend gewahr wird, und welcher mit den Reizungen seiner Person eine nie genug zu bewundernde Gnade und Sanftmuth verbindet. Glückselig sind diejenigen, die ihn ohne Unterlaß sehen und hören können!

Alle Herzen sind nicht gleich empfindlich, noch zu der Geflissenheit geschickt, die mit großen Leidenschaften verbunden ist. Der Herzog von **Aumont** liebte den König, wenn man so reden darf, mit einer Zärtlichkeit, die von aller Ehrsucht frey war, und diente ihm mit einer Begierde, die die Empfindlichkeit seines Herzens zur Gnüge verrieth.

Dieses meine Herren ist der hauptsächlichste Theil von unsers Herzogs von **Aumont** Leben. Allein wir müssen auch dasjenige nicht vergessen, was uns selbst eigentlicher angeht, und zu dem Fortkommen in der Kenntniß der Münzen, die in den vorigen Jahrhunderten ziemlich vernachläßigt war, nicht wenig beygetragen hat. Der Herr Herzog von **Aumont** hat lange Zeit den Ausbund gelehrter und neugieriger Personen bey sich versammelt. Seine große Höflichkeit verursachte, daß sie mit Freuden kamen, und seine prächtige Einrichtung both ihnen täglich die seltensten Alterthümer zur Uebung ihrer Critick dar. Sein eigener Geschmack half der andern ihren bessern, und mahnte alles zur Nacheiferung an; diese Versammlungen aber, die seine

müssige Zeit auf eine so rühmliche Weise kürzten, sind die Quelle wichtiger Erläuterungen in der alten Geschichte und Zeitrechnung.

Als der König die Zahl dieser Akademie vermehrte, so warf er gleich seine Augen auf den Herzog von **Aumont**, als auf eine Person, die vor andern geschickt wäre diese Gesellschaft zu zieren, und durch seine treffliche Kenntniß und reinen Geschmack in allem was die Künste betrifft, beyzustehen. Wir haben ihn unsern Versammlungen mit Vergnügen beywohnen sehn; und außer seinen beständigen Geschäfften, können wir gewiß seyn, daß sein Fleiß noch größer gewesen seyn würde. Kurz, die Akademie hat an ihm verloren, was sie schwerlich wieder wird ersetzen können. Der Herzog von **Aumont** war mit allen Annehmlichkeiten des Leibes und mit einer erhabenen Seele gebohren, die sich niemals verleugnet hat. Er war voller Tapferkeit, kluger Aufführung, auf alle seine Pflichten wachsam, freygebig und prächtig. Er ist von dem Könige, von dem ganzen Hofe und insonderheit von dieser Gesellschaft bedauret worden, welche sein Andenken allezeit ehren und theuer schätzen wird.

* *

LXVI.

Herrn Pavillons Leben;

in der öffentlichen Versammlung nach Ostern im 1705ten Jahre vorgelesen.

Wenn auch gleich die in dieser Akademie eingeführte löbliche Gewohnheit mich nicht verbände ein lobvolles Leben von dem verstorbenen Herrn **Pavillon** abzufassen, so würde dennoch die Unterlassung dieser frommen Pflicht eine Art von Undankbarkeit an mir seyn.

Herr

Herr **Pavillon** hat, es sey nun aus einiger natürlichen Neigung, womit ich mir mit Vergnügen schmäuchele, oder wegen meiner Ergebenheit gegen seine Person, die er an mir bemerkte, mir von meinen ersten Jahren an, vielen Theil an seiner Freundschaft gegönnet. Meine Liebe zu den Wissenschaften, nebst einer heftigen Begierde mich nach guten Mustern zu richten und zu üben, reizte ihn an, die wenige Fähigkeit, welche er bey mir zur Beredsamkeit und Dichtkunst fand, zu bearbeiten, und mich den erhabensten und seltensten Köpfen beyzugesellen, welche Frankreich damals aufzuweisen hatte. Hätte ich Geschicklichkeit genug gehabt von einer mir so vortheilhaften Gesellschaft Nutzen zu ziehen, was für ein Mann würde ich Ihnen meine Herren nicht zu seyn scheinen? mit was für einer Anmuth würde ich Ihnen nicht den liebenswürdigsten Mann abschildern? was für Blumen würde ich nicht auf sein Grab streuen? Jedoch zu allem Glücke ist hier nicht der Ort zu Lobreden, ich muß mich nur in eine kurze Lebensbeschreibung einschränken, um zu gleicher Zeit meiner Pflicht, als der Freundschaft eine Genüge zu thun, die ich seinem Angedenken schuldig bin.

Stephan Pavillon war im 1632 Jahre zu **Paris** gebohren. Sein Vater ein Enkel eines der berühmtesten Sachwalter des parisischen Parlaments, war damals bey ganz ansehnlichen Mitteln, und durch die Verbindung, in welche seiner Schwester Heirath ihn mit eines der vornehmsten obrigkeitlichen Häuser gesetzt hatte, konnte er vernünftiger Weise hoffen, er würde für einen Sohn, der zu den größten und herrlichsten Bedienungen tüchtig war, eine ansehnliche und ehrenvolle Versorgung finden können. Es war ihm nicht genug, daß er ihn nur in allen guten Wissenschaften unterrichten ließ; er wollte ihm auch, da er in die Welt trat, eine gründliche Erziehung ertheilen, die ihm sein Lebenlang statt eines Wegweisers dienen könnte. Zu diesem Ende schickt er ihn nahe zu seinem Bruder, dem Bischofe von **Aler**, dessen Gottseligkeit so bekannt gewesen

ist. Hier bekam unser berühmter Mitbruder einen Geschmack von der heil. Schrift und den Kirchenvätern, darinnen er es weit brachte, und sich eine bewundernswürdige Fertigkeit erwarb, über allerley Religionssachen zu reden. Bey seiner Rückkunft bekam er das Amt eines Generalsachwalters zu Metz. Ungeachtet er noch sehr jung war, so zeigte er doch gar bald seine großen Gaben zur Beredsamkeit und seine Geschicklichkeit in den Gerichtshändeln. Es konnte keine Sache vorfallen, von welcher er nicht aus dem Grunde unterrichtet zu seyn schien. Das römische Recht, des Königs Verordnungen und die Satzungen dieses Königreichs, waren ihm bey aller Gelegenheit im Gedächtnisse, und in den Aussprüchen der Concilien, den päbstlichen Decreten und der Freyheiten der gallicanischen Kirche war er nicht minder bewandert. Alle diese Gelehrsamkeit, die mit vieler Vernunft, einem vortrefflichen Gedächtnisse, einer angenehmen Gestalt, einer glücklichen und ungezwungenen Art sich auszudrücken, und endlich mit einer Aussprache verbunden war, die man von einem vollkommenen Redner nur wünschen kann; alles dieses besaß Herr **Pavillon**, und dieß erwarb ihm in erwähntem berühmten Parlamente einen so großen Ruhm, daß selbiges ihn noch jetzo bedauret.

Ein so trefflicher Kopf und solche seltene Eigenschaften, erforderten einen größern Schauplatz als Metz war, und zwar einen solchen als das Glück selbst ihm zubereitet zu haben schien. Allein dieses Glück ist eine eigensinnige Gottheit, die sich ein Vergnügen draus macht die Verdienste zu quälen. Die Veränderung welche in den Staatssachen vorgefallen war, hatte auch den Glücksumständen seines Vaters Herrn **Pavillons** ein ander Ansehen gegeben, welcher nun nicht mehr im Stande war seinen Sohn zu solchen Aemtern zu erheben, wohin man nicht sonder ansehnliche Glücksgüter gelangen kann. Das gemeine Wesen verlor viel dabey; Herr **Pavillon** indessen gewann dadurch eine Muße die er niemals gehoffet hatte, und deren

Reizungen seiner Gemüthsart jedoch nicht gleichgültig waren. In dieser süßen Muße, dabey er allezeit die Ehrwürdigkeit einer Magistratsperson behielt, richtete er sich selbst eine Art von Tribunal auf, dessen Herrschaft die besten Köpfe mit Vergnügen erkannten. Er schickte sich als ein wahrer Aristippus in alles. Seine gelinden und ungezwungenen Sitten waren jedermann beliebt. Er bewaffnete sich mit der Vernunft, die er andern beyzubringen und in ihr ganzes Licht zu seßen wußte, und dadurch war er über andere erhaben. Als ein liebenswürdiger Tadler und den man mitten unter den gewöhnlichen jugendlichen Vergnügungen und den Ergößungen der Welt werth hielt, verließ ihn niemals ein gewisses weises Ansehen, welches auch die Lüderlichsten verehreten. Hätte der Hochmuth einigen Antheil an seinem Herzen gehabt, so hätte es ihm an Gelegenheiten sich zu erheben, nicht gefehlet; und der Umgang, den sein schöner Verstand und die Anmuth seiner Unterredungen, mit allen denen Personen verschaffte, aus welchen damals die witzige Welt und der geistreiche Hof bestand, hätte ihm leichtlich dasjenige ersetzen helfen, was das Glück ihm entzogen hatte. Allein, es sey nun aus Philosophie, oder aus einer gerechten Furcht vor den Gefahren, denen ein weiser Mann in wichtigen Bedienungen ausgesetzt ist, oder endlich aus Liebe zur Ruhe geschehen, so gab er bloß seiner Mäßigkeit Gehör. Diese gieng so weit, daß, als er nach diesem zur Erziehung eines jungen Prinzen gerufen ward, bey welchem er ein ansehnliches Glück hoffen konnte, man ihn gleichwohl nie bereden konnte, sich dazu zu entschließen, so viel Erleichterungen und Annehmlichkeiten man ihm auch anboth.

Mein Glück hatte mich mit ihm bekannt gemacht, und die Freundschaft welche ihn mit meinen Verwandten verband, verursachte, daß ich ihn seitdem beständig gesehen und gehöret. Warum ist mir es doch nicht erlaubt, Ihnen meine Herren, die unschuldigen Vergnügungen einer ganz geistreichen und liebenswürdigen Gesellschaft vor-

zustellen, deren Seele er war und deren ganze Freude in ihm bestand. Die Gleichheit seiner Gemüthsart, seine Gelindigkeit, und seine Gefälligkeit, munterte alles auf, und erhielt bey allen eine angenehme und geistreiche Lustigkeit, deren Reizungen ich weder vergessen, noch beschreiben kann. Man müßte nur die Gedichte lesen, die er damals verfertiget hat, um ein angenehmes Bild davon zu haben; und darinnen würde man, mitten unter dem Spielen und Scherzen, allezeit den verständigsten und liebenswürdigsten Menschen, erkennen.

Als die gerechten Befehle eines ganz gottseligen Königes, die Ketzerey ausrotteten, so entferneten sie zugleich vom Herrn **Pavillon** einige seiner berühmten Freunde. Es kam ihm sehr schwer an das was ihm am theuresten war zu verlassen; allein die Freundschaft des Weisen hat ihre Gränzen und bleibt bey den Füßen des Altars stehen. Er bedaurete ihre Irrthümer, allein er hörte nicht auf ihre Personen zu lieben und sich alles dessen anzunehmen was sie nur angieng. Man wird in seinen Werken die Spuren seiner Zärtlichkeit gegen dieses ganze Geschlecht finden und die weisen Rathschläge sehen, die er denen daraus entsprossenen Kindern giebt, welche sich in der Fremde niedergelassen. Ich habe Ursache zu glauben, daß Herr **Pavillon** bey einer solchen Trennung ungemein gelitten. Um nun seinen Schmerz zu lindern, so erhielt er diejenigen Freunde, die ihm noch übrig blieben und fand einigen Trost darinnen, daß er den Rest seines Lebens mit denjenigen zubrachte, die jener Familie allezeit ergeben gewesen waren und von denen er versichert war, daß sie ihn so ansahen und liebten, als er es verdiente.

Hier will ich die besondere und neue Art nicht vergessen, wie er in die **französische Akademie** gekommen ist. Ich hatte ihm oft gesagt, daß sich eine Stelle in diesem berühmten Orden ungemein wohl für ihn schickte; insonderheit weil er nicht viel zu thun hätte; allein seine Bescheidenheit hielt ihn zurück, und weil er es für nöthig hielt, daß man

um

um eine solche Stelle erst bitten müßte, so schreckte ihn dieses ab. Die Akademie war einmal im Gleichgewichte zwischen zwoen Personen die gleich viel Stimmen hatten und folglich zwo Parteyen machten, die man nicht vereinbaren konnte. Ich weis nicht wie mir es in den Sinn kam von dem Herrn **Pavillon** zu reden: so bald ich ihn aber nur nannte, so erscholl ein allgemeiner Beyfall; man ließ die zwo Parteyen fahren, für welche man so hitzig gefochten hatte, und alles vereinigte sich in einem Augenblicke über einen verdienstvollen Mann, der allen andern überlegen zu seyn schien. Diese ungewöhnliche Art zu wählen, nahm jedermann wunder, und Herr **Pavillon**, dem ich die Nachricht davon brachte, gerieth selbst darüber in eine unglaubliche Bestürzung. Das Verfahren einer so ehrenvollen und verbindlichen Wahl indessen überwand ihn, er war bey der Ehre die man ihm anthat sehr gerührt, und seine Danksagung zeigte offenbar, die Größe seiner Erkenntlichkeit und die Billigkeit einer so sonderbaren Wahl.

Bald darauf fieng sein kränklicher Zustand an, ihn zu Hause zu halten, und zwung ihn seinen Lehnstuhl zu hüten, zwar auf eine eben nicht schmerzliche Art, die ihm aber doch keine Fähigkeit erlaubte davon aufzustehen. Wenn dieser Zustand erträglich, ja so gar angenehm seyn kann, wofern man so reden darf, so muß es gewiß der Herr **Pavillon** erfahren haben. Die Gewißheit ihn zu Hause zu finden, zog die besten Gesellschaften zu ihm. Da nun sein Kopf frey und gesund war, so trug er zur Unterredung das seine bey, sagte seine Entscheidungen als ein Meister, aber ohne Stolz, redete von allen möglichen Materien mit bewundernswerther Fertigkeit und blieb allezeit der Wahrheit ergeben.

Hier will ich mich gern auf alle diejenigen berufen, die ihn gekannt haben. Suchte man Rath? wer hat jemals bessere Rathschläge ertheilet? Wollte man ein Gutachten wissen? so fand man das seinige ja jederzeit vernünftig, billig und gemäßigt. Einige bestrafte er mit Sanft-

muth, andere tröstete er, und versöhnte alle Menschen mit einander. Die empfindlichsten Leibesschwachheiten, welche sich gerade zu einer Zeit eräugeten, da die Glücksgüter und die Ehre mit vollen Händen auf eine Familie ausgeschüttet wurden, mit welcher er die Ehre hatte nahe verwandt zu seyn, entzogen ihm noch einmal die Gunstbezeugungen des Glücks. Der Minister, welcher den Umfang seines Verstandes kannte, hatte unfehlbar im Sinne, selbigen zu seinen Absichten zu gebrauchen. Allein der ganze gute Wille mußte sich lediglich darinn einschränken, daß er ihm nur angenehmere Arbeiten verschaffte, die auf eine solche Art einträglich waren, daß ein mäßiger Weltweiser, sich daran genügen lassen konnte. Des Herrn Racine Tod machte ihm in der Akademie der Aufschriften Platz, in welcher er trotz seiner gezwungenen Abwesenheit, dennoch viel heilsame Rathschläge zu derjenigen Geschichte ertheilte, welcher weder die alte noch die neuere Zeit ein Beyspiel entgegen setzen kann.

Ich fürchte, daß ich mich zu lange aufhalte; und mache daher den Beschluß mit seinen Werken, davon die mehresten in jedermanns Händen sind. Seine gebundene und ungebundene Schreibart läßt nichts zu wünschen übrig. Das Lob, die Sittenlehre, die Liebe, der Scherz, alles erscheint in seiner Art vollkommen darinnen, und hat allezeit einen ehrbaren und eingezogenen Character. Die Akademie empfindet an ihm einen Verlust der schwer zu ersetzen ist. Denn eine Gesellschaft wird nicht minder durch große Namen geehret, als durch die Gegenwart derer die sie führen. Die Nachwelt wird nicht sonderlich untersuchen, ob Herr **Pavillon** fleißig in die Akademie gekommen ist; allein aus demjenigen was sie von ihm übrig behält, wird sie urtheilen, daß er eine der größten Zierden dieser Gesellschaft gewesen seyn müsse.

* * * \

Die Fräuleins in dem Kloster St. Cyr stellten die verschiedenen Personen dieses Stücks vor, und machten eine sehr angenehme Ergötzung daraus. Der König selbst beehrte diese Vorstellung mit seiner Gegenwart, und erholete sich daselbst einige Stunden lang von den unermeßlichen Bemühungen, denen er sich unabläßig unterzieht, um den Frieden in Europa und die Ruhe seiner Unterthanen zu befördern. Herr Düche vollendete noch ein Stück, was diesem ganz ähnlich und zu gleicher Absicht bestimmet war, als ihn der Tod in der Blüthe seiner Jahre dahin raffte.

* *

LXVIII.

Herrn Pouchards Leben;

in der öffentlichen Versammlung nach Ostern im 1706 Jahre vorgelesen.

Die Akademie der Aufschriften hat in einer Zeit von wenig Tagen zween berühmte Akademisten verloren, die sie mit allem Rechte bedauert; den einen, wegen des beständigen Beystandes den er ihr geleistet hat; und den andern, wegen desjenigen was sie sich noch von ihm künftig versprechen konnte.

Julian Pouchard, ein Beysitzer dieser Akademie, war im 1656 Jahre, nahe bey Domfront in der Niedernormandie gebohren. Er gab seine Lust zu den Wissenschaften und die Geschicklichkeit es weit darinnen zu bringen, zeitig zu erkennen. Denn nachdem er seine Studien zu Mans angefangen, und in das Collegium zu Lisieux gekommen war, dieselben fortzusetzen, so glaubte Herr Gillot, der über seiner Fähigkeit und Zunahme in den Wissenschaften erstaunte, er könne seine Großmuth nicht besser anwenden,

wenden, als daß er des Herrn **Pouchards** Aeltern der Kosten seiner Erziehung überhöbe. Er setzte sogar ein so großes Vertrauen in ihn, daß er auch die Sorge und Aufführung der ganzen Jugend, welcher derselbe einen Unterricht umsonst ertheilen sollte, seiner Wachsamkeit überließ. Unter so verschiedenen und beschwerlichen Bemühungen nun, unterließ Herr **Pouchard** gleichwohl nicht, für sich selbst zu studieren, wodurch er in wenigen Jahren unter die gelehrtesten Männer in allen Arten der Litteratur, gehörte. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und der Richtigkeit seiner Sitten, veranlassete, daß man ihn zur Erziehung des Herrn Marquis **de Coisquin** berief. Dieser junge Herr ließ vieles von sich hoffen; allein der Tod riß ihn in der Blüthe seiner Jahre dahin. Herr **Pouchard**, der gleichwohl einen Titel führte, der sich selten die Freundschaft junger Leute zuzieht, war demselben gleichwohl so lieb, daß er auch da er in den Krieg gieng, ihn um sich haben wollte: ein offenbares und seltenes Zeugniß von des Schülers Tugend und von des Hofmeisters weisen Aufführung.

Der Herr Abt von **Caumartin** ließ dem Herrn **Pouchard** kaum die Zeit seine ersten Thränen zu trocknen. Allein ob er ihn gleich zu seinen angefangenen Studien überaus nöthig hatte, so glaubte er doch, er müsse denselben seinem Bruder zu Gefallen fahren lassen, welcher zur Erziehung seines einzigen Sohnes, Herrn von **St. Ange**, einen so weisen und erleuchteten Lehrmeister nöthig hatte, als Herr **Pouchard** war. Der Ausgang hat gewiesen, daß sie sich in ihrer Hoffnung nicht betrogen.

Diese junge Pflanze wuchs und verschönerte sich zusehens; sie trieb Blüthen hervor, von welchen man Früchte hoffen konnte, die des Stammes würdig seyn würden, aus welchem sie entsprossen war. Süsse Hoffnung für einen Vater, welcher die Glückseligkeit seines Lebens und eine lange und berühmte Nachkommenschaft auf solche schöne Anscheinungen gründete.

Ich

Ich mag hier einer allgemein beliebten Familie nicht das Andenken einer schmerzlichen und empfindlichen Wunde erneuern. Weder die hohen Bedienungen noch die großen Ehrenstellen werden jemals den Herrn von Caumartin wegen des Verlustes eines Sohnes trösten, der der einzige Gegenstand seiner Bemühungen gewesen, und durch ein Verdienst welches sich bereits in der Welt hervor that, ihm so viele Hoffnung gab diese Sorgfalt dereinst zu belohnen.

Herr **Pouchard** verlor alles, da er einen Schüler verlor, der ihm so viel Ehre machte; allein des Herrn von **Caumartins** Freygebigkeit hörte deswegen gegen ihn nicht auf. Sie erstreckt sich sogar noch jetzt auf die Seinigen; welche sonst durch seinen Tod von allen Gütern entblößet geblieben wären.

Als es dem Könige gefiel diese **Akademie** zu vermehren, so ward Herr **Pouchard** gleich zum **Beysitzer** erwählet. Wir haben ihn hier sehr fleißig gesehen und ihn allezeit von allem unterrichtet gefunden, was nur auf die Bahn kommen konnte. Er hat seine Gelehrsamkeit und seine Feder in dem **Tagebuche der Gelehrten** bekannt gemacht, darüber er die hauptsächlichste Aufsicht hatte. Seine große Fähigkeit erwarb ihm die königliche Profession der griechischen Sprache.

Herr **Pouchard** mag wohl zuweilen seiner Neigung zur Critick gar zu sehr gefolget seyn; dennoch aber hat er seine Entscheidungen nie für Machtsprüche gehalten, und wir können glauben, daß er sie sonder Galle und nach seiner Einsicht gethan hat. Vieleicht hat er auch nur seine Schreibart dadurch munter machen und bey den Lesern desto mehr Begierde darnach erwecken wollen, indem ihnen die Strafschriften lieber sind, als die Lobserhebungen. Dem ungeachtet wissen diejenigen, die ihn näher gekannt haben, daß er dienstfertig, gütig und insonderheit sehr gottsfürch-

tig

tig gewesen. Die Ehre und Tugend welche ihn lebenslang nicht verlassen, werden sein Andenken bey seinen Freunden allezeit theuer erhalten und die Betrübniß der Akademie in langer Zeit kein Ende nehmen lassen.

* * * \

seine außerordentliche Mildigkeit gegen die Armen, machte daß er mit Vergnügen auch sein Nothwendiges hingab. Er ward zu einem der Unterlehrer des mazarinischen Collegii erwählet; und bey diesem kleinem Amte, befliß er sich, der gar nicht ehrsüchtig war, mit allen auswärtigen Gelehrten im Briefwechsel zu stehen. Unsere Akademie die ihn angenommen hatte, versprach sich, seine Einsichten lange Zeit zu nutzen, allein ein schleuniger Tod hat alles unser Hoffen vernichtet.

* *

LXX.

Herrn Vaillants, des Vaters, Leben; in der öffentlichen Versammlung nach St. Martin 1706 vorgelesen.

Johann Foy Vaillant ward im 1632sten Jahre den 24sten May zu Beauvais gebohren. Im dritten Jahre verlor er seinen Vater. Ein mütterlicher Oheim, dem der Tod fast zu eben der Zeit seinen einzigen Sohn geraubet hatte, nahm sich seiner Erziehung an. Der Fortgang seiner ersten Studien freuete ihn, und er bestimmte ihn schon zu seinem Nachfolger in seinem Richteramte. Da er nun auf dem Todbette lag, ehe sein Neffe noch im Stande war seine Hoffnung zu erfüllen; so machte er ihn doch zum Erben seines Namens und des größten Theils seines Vermögens. Dieser Tod veränderte die Anschläge zu seiner Beförderung. Er verließ die Rechtsgelehrsamkeit, legte sich auf die Arzneykunst, und war noch nicht vier und zwanzig Jahre, als er Doctor derselben ward.

Bis dahin hatte Herr Vaillant, welcher dereinst einer der berühmtesten Alterthumsforscher und der treff-

lichste

lichste Münzenkenner seiner Zeit werden sollte, noch gar keine Begierde zu dieser Art von Wissenschaft blicken lassen.

Ein Pachter unweit **Beauvais**, fand, indem er den Acker umarbeitete, eine große Menge alter Münzen. Er brachte sie dem Herrn **Baillant**, der dieselben untersuchte und anfänglich glaubte, er sähe sie nur so obenhin an. Bald darauf befliß er sich lediglich auf dieselben. Sein Verstand ward gerührt, und seine Neugierde, die beständig durch neue Begebenheiten unterstützet ward, die von den Geschichtschreibern übel berichtet worden, oder von denen sie auch wohl gar nichts gesaget hatten, erlaubten ihm nicht solche Denkmäler aus den Augen zu lassen. Sein Geschmack und seine Fähigkeit zur Münzwissenschaft entdeckten sich nunmehro. Er erklärete sie schon mit so leichter Mühe, daß es bey ihm einer Eingebung ähnlich sah, indem solches bey andern erst eine Frucht einer langwierigen Uebung ist. So ward denn diese Wissenschaft seine angenehmste Zeitkürzung. Er widmete derselben seine müssigen Stunden, eine Zeit die man immer leicht ausfündig macht, um dem, was man liebt, nachzuhängen.

Als ihn gewisse häusliche Geschäffte nach **Paris** riefen, so besuchte er den Herrn **Seguin**, Dechanten von **St. Germain l'Auxerrois**, welcher einige Abhandlungen über gewisse auserlesene Münzen herausgegeben hatte und für sehr geschickt gehalten ward. In den Unterredungen, die sie von dieser Sache hatten, merkte Herr **Seguin** die erhabene Fähigkeit des neuen Antiquarii, er mochte ihm nun Fragen thun, oder Zweifel vorlegen, oder Muthmaßungen wagen, oder Entdeckungen angeben. Herr **Seguin** erstaunte, daß die Provinz einen Mann einschließen sollte, der solche glückliche Gaben hatte, er eilete daher, ihn mit denenjenigen bekannt zu machen, welche, so wie er, die Münzwissenschaft heftig liebten, deren Nutzbarkeit kannten und dieselben in ihren Cabinettern, als Schätze einer zärtlichen und kostbaren Gelehrsamkeit, aufbewahrten. Dergleichen waren die Herren von **Lamoignon**,

Bignon, von Seve, und von Harlay, gelehrte und berühmte obrigkeitliche Personen, deren bloßer Name schon eine Wissenschaft berühmt machen konnte, die noch erst in der Wiege lag.

Auch dem Herrn Colbert ward Herrn Vaillants Geschicklichkeit bekannt. Er überredete ihn nach Italien, Sicilien und Griechenland zu gehen, um daselbst die gehörigen Münzen aufzusuchen, wodurch diejenige Sammlung ergänzet werden könnte, welche Se. Hoheit Gaston Herzog von Orleans dem Könige geschenket hatte. Herr Vaillant war froh, daß er seinen Geschmack durch eine solche Ausforschung ausbessern sollte; er reisete fort, und kam in etlichen Jahren mit einer reichlichen Erndte nach Hause. Des Königs neues Cabinet ward dadurch um die Hälfte vermehret; und ohne das, was man noch seitdem hinzugefüget hat, so war es bereits damals besser, als alle Sammlungen, die man in Europa kannte. Auch die Privatsammlungen genossen Herrn Vaillants Bemühungen, und wurden nach seiner Rückkunft mit unzähligen Münzen angefüllet, die man entweder noch gar nicht gesehen, oder doch für einzige Stücke gehalten hatte.

Alles was Italien, Sicilien und Griechenland in dieser Art kostbares besaß, das war gleichsam durch seine Hände gegangen, und was er nicht hatte erlangen können, das hatte er doch sorgfältig abgezeichnet. Daher war niemand besser im Stande von der Seltenheit einer Münze zu urtheilen, als er. Die Gelehrten und Neugierigen, denen diese Kenntniß nicht gleichgültig war, bathen ihn um einen Aufsatz derer Stücke, die entweder wegen des Bildes, oder wegen des Lichtes am merkwürdigsten wären, welches man daraus für die römische Geschichte ziehen könnte. Er erfüllete ihr Begehren, und gab sein Verzeichniß seltener Münzen in zween Quartbänden unter dem Titel heraus: Numismata Imperatorum Romanorum praestantiorum, à Iulio Caesare ad Postumum et Tyrannos.

Es kamen nach einander zwo Auflagen dieses Werks zu **Paris** und eine dritte in **Holland** heraus. Ein Glück, welches bey bloßen Catalogis sehr selten ist, als die man mit wahren Gerippen vergleichen kann, deren Schönheit höchstens nur von den Meistern in der Kunst, erkannt und geschätzt wird.

Der Minister war überzeugt, daß Herr **Vaillant** bey seinen Reisen allemal wichtige Sachen entdecken würde, und beredete ihn noch einmal über die See zu reisen. Er reisete daher im 1674sten Jahre im Monate October von **Paris** aus, und gieng zu **Marseille** mit vielen andern Personen zu Schiffe, welche so wie er, bey dem Anfange des großen Jubelfestes des heiligen Jahres in **Rom** zu seyn und dessen Feyerlichkeit gelassen anzusehen gedachten. Allein ein betrübter, aber sehr seltsamer Fall, vernichtete diese Neugierde. Sie waren auf einem **livornischen** Fahrzeuge, welches den andern Tag nach der Abfarth, von **einem algierischen** Seeräuber angefallen und gefangen ward. Die Franzosen, welche keinen Krieg mit den **Algierern** hatten, schmäuchelten sich, man würde sie an Land setzen, und so war es auch bey andern Gelegenheiten nur ganz neuerlich gehalten worden. Allein der Corsar weigerte sich dessen, weil er zu weit vom Lande wäre und nur so viel Lebensmittel hätte, daß er nach Hause kommen könnte. Man plünderte sie auch eben so gut als die andern, und sagte immer dazu: Bona pace Francesi; da man sie aber nach **Algier** brachte, hielt man sie alle als Sklaven. Der französische Consul forderte sie vergeblich los. Der Dey beharrete dabey, daß er sie als ein Entgeld für acht **Algierer** behalten wolle, die, wie er sagte, auf des Königes Galeeren wären, und deren Freylassung er nicht hätte erhalten können. Kurz, nach fünftehalb Monaten Gefangenschaft, dorfte Herr **Vaillant** wieder nach Frankreich reisen. Man gab etwa zwanzig goldne Münzen wieder, die man ihm genommen hatte, und er setzte sich in ein Fahrzeug, das nach **Marseille** abgieng.

Zween Tage lang gieng selbiges mit gutem Winde, als der Pilot ein Schiff von Sale bemerkte, welches mit vollen Segeln auf sie zukam; und so sehr er sich bemühete ihm zu entgehen, so kam ihm doch der Seeräuber auf einen Canonenschuß in die Nähe. Damals fürchtete Herr **Vaillant** das Elend einer abermaligen Sklaverey und verschluckte die goldnen Münzen, die man ihm in **Algier** wiedergegeben hatte. Allein ein einziger Stoß Wind entfernete sie fast in demselben Augenblicke von dem Corsaren und warf sie an die **catalonischen** Küsten, allwo sie fast gescheitert wären. Hierauf blieben sie zwischen den Sandbänken sitzen, die an der Mündung der **Rhone** sind; sie verloren dabey die Anker; und Herr **Vaillant** der in das Boot gestiegen war, rettete sich mit noch fünf andern an das nächste Ufer.

Indessen beschwerten ihn die verschluckten Münzen ungemein, die wohl fünf bis sechs Unzen wiegen mochten. Er befragte sich bey zween Aerzten, was er machen sollte. Der Zufall kam ihnen seltsam vor; allein sie konnten über dem Gegenmittel nicht eins werden, und in dieser Ungewißheit that Herr **Vaillant** gar nichts. Die Natur half ihm selbst von Zeit zu Zeit, und er hatte schon mehr als die Hälfte seines Schatzes wieder, als er nach **Lion** kam. Daselbst besuchte er einen Liebhaber der sein Freund war, dem er seine Begebenheiten erzählete, und vergaß auch die Geschichte mit den Münzen nicht. Er zeigte ihm diejenigen, die schon wieder von ihm gegangen waren, und beschrieb ihm diejenigen, die er noch erwartete. Unter diesen letztern war ein **Otto**, der seinem Freunde so viel Neugierde erweckte, daß er ihn ihm für einen gewissen Preis zu überlassen bath. Herr **Vaillant** ließ sich solches, wegen der Seltsamkeit der Sache, gefallen, und zu allem Glücke war er auch im Stande, noch denselben Tag, sein Wort zu halten.

Er kam nach **Paris** zurück und gieng mit neuen Befehlen abermals auf eine glücklichere Reise. Er durch-

reisete

reiſete das innerſte Aegypten und Perſien, allwo er alles fand, was die Mühe eines Alterthumsforſchers belohnen und ihm ſeine ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten erſetzen kann.

Die neuen Schätze, welche er von dort herbrachte, bereicherten die königliche Sammlung dermaßen, daß, wenn man die erſtaunliche Menge von Münzen anſah, man hätte ſagen ſollen, die Erde habe mit Fleiß alle ihre Schätze zum Beſten eines Prinzen dahin getragen, der ein Belieben hatte dieſe ehrwürdigen Ueberbleibſel des Alterthums zu Rathe zu ziehen.

Nach der Wiederkunft von dieſer zweyten Reiſe in die Levante, gab Herr Vaillant die Geſchichte der ſyriſchen Könige aus ihren Münzen, heraus: Seleucidarum Imperium, ſiue Hiſtoria Regum Syriae, ad fidem numiſmatum accommodata. Paris 1681. in 4.

Dieſer Theil der alten Geſchichte war ſehr dunkel; und alles was man gemeiniglich davon wußte, war dieß, daß zehn Jahre nach des großen Alexanders Tode, Seleucus, einer ſeiner Statthalter, das Königreich Syrien gegründet hätte, welches 250 Jahre geſtanden, das heißt, bis auf die Zeit da Pompejus, nachdem er Syrien vom aſiatiſchen Antiochus erobert, eine Provinz des römiſchen Reichs daraus gemacht hatte. Man kannte auch noch einige dieſer Könige aus den Büchern der Maccabäer und aus Josephs Geſchichte; allein ſehr viele blieben noch unbekannt und würden es vieleicht allezeit geblieben ſeyn, wenn nicht Herr Vaillant dem Stillſchweigen der Geſchichtſchreiber, durch das Anſehen der Münzen, abgeholfen hätte.

Er gab alſo die 27 Könige heraus, die in Syrien vom erſten Seleucus an, bis auf den XIII. Antiochus regiret haben, welchen Pompejus überwand. Er bewies die chronologiſche Folge dieſer Prinzen, aus den verſchiedenen Zeitpuncten, mit welchen ihre Münzen bezeichnet waren. Mit eben dieſer Beyhülfe brachte er auch die

mehresten ihrer Zunamen wieder heraus, welche in unsern Büchern verstümmelt sind, oder deren eigentliche Ableitung man nicht wußte.

Die Beobachtung, welche er von der Denkzeit der Seleuciden machte, zeigt ebenfalls von einer wundernswürdigen Scharfsinnigkeit. Die guten Zeitrechner setzten dieselbe einhällig auf das erste Jahr der 117ten Olympias; allein sie waren wegen der Zeit des Jahres nicht eins, in welchem dieser Zeitpunct angefangen hatte. Herr Vaillant setzt sie auf das Aequinoctium des Frühlings fest, weil Antiochia, die Hauptstadt in Syrien, wenn sie die Jahre auf ihren Münzen anzeigte, fast allezeit dabey die Sonne im Zeichen des Widders, vorstellet.

Auf die Geschichte der syrischen Könige ließ Herr Vaillant die Erklärung derer metallenen Münzen folgen, die in den römischen Colonien für die Kaiser, Kaiserinnen und Cäsars geschlagen worden. Hier wird bey jeder Münze die alte Erdbeschreibung erläutert, und die Lage der Stadt beschrieben. Man erfährt, wer die Helden gewesen, die sie erbauet haben, und was für große Männer sie hervor gebracht; die Schutzgottheiten, die sie angebethet; die Spiele, durch welche sie berühmt geworden; die Freyheiten, deren sie genossen; die verschiedenen Namen, so sie geführet; was für verschiedene Glücks- und Unglücksfälle sie betroffen; und indem er auf die besondere Erklärung eines jeden Bildes kömmt, so findet man unzählig viel Umstände von den Leben der Kaiser, die durch ihre Neuigkeit rühren, oder wegen der richtigen Anwendung gefallen. Man sieht zur Gnüge, daß dieß eine unendliche Arbeit ist. Herr Vaillant widmete sie einem Prinzen (dem Herzoge von Maine,) welcher verdiente der Mecän dieses Werks zu seyn, und der sich den Verfasser durch ein ansehnliches Gnadengehalt verbindlich gemachet hatte.

Nach so vielen Werken, glaubte er dennoch den Alterthumsforschern noch ein mehrers schuldig zu seyn. Occo, ein Arzt in Augspurg, hatte zu Ende des vorigen Jahrhun-

Hunderts eine Sammlung aller derer Münzen herausgegeben, welche ihm von den römischen Kaisern bekannt waren; allein es waren sehr wenig griechische dabey, und sie waren auch außerdem sehr übel beschrieben. Im 1683sten Jahre hatte der Graf **Mezzabarba**, **Occons** Buch mit vielen tausend lateinischen Münzen vermehret und zugleich alle griechischen hinaus geworfen, von denen er in zweyen Jahren einen besondern Band zu liefern versprach. Es war fast funfzehn Jahre, daß die Welt darauf wartete, als Herr **Vaillant**, welchen seine zwölf Reisen nach **Rom**, zwo in die **Levante**, und eben so viel nach **England** und **Holland**, in der That in den Stand gesetzt hatten, einem solchen Versprechen eine Gnüge zu leisten, zu **Paris** seine Sammlung unter dem Titel drucken ließ: Numismata Imperatorum, Augustarum et Caesarum, à Populis Romanae ditionis Graece loquentibus, ex omni modulo percussa. **in 4.** 1698.

Die **amsterdammischen** Buchhändler schlugen ihm bald darauf eine neue Auflage vor; und selbige kam im 1700sten Jahre zum Vorscheine. Er hat sie mit mehr als 700 Münzen und einer großen Menge vortrefflicher Anmerkungen bereichert, die nur bloß der Deutlichkeit und Richtigkeit wegen, kurz zu seyn scheinen. Herr **Foucault**, dieser berühmte Akademist, welchem Herr **Vaillant** diese zwo verschiedenen Ausgaben seiner Sammlung zueignete, ist wegen seiner Geschicklichkeit in diesen Sachen überall bekannt, und sein Beyfall wird allezeit für das Schicksal eines Werks Bürge seyn.

Im 1701sten Jahre gab er in **Amsterdam** die Geschichte der **ägyptischen** Könige aus Münzen heraus, die er gleichsam versprochen hatte, als er die Geschichte der **syrischen** Könige auf eben die Art herausgegeben hatte. Die Schriftsteller geben uns viel mehr Unterricht von den **Aegyptiern** als von den **Syriern**; und durch ein Widerspiel, davon man keinen Grund angeben kann, sind der **Ptolomäer** Münzen schwerer zu unterscheiden, als der

Seleuciden ihre. Sie enthalten gar keinen Zunamen, wenn man des **Evergetes** und **Philopators** ihre ausnimmt, die man auch nicht einmal rund um das Bildniß dieser Prinzen, sondern nur auf den Gegenseiten einiger Gottheiten findet. So dunkel sie indessen zu seyn scheinen, so wenig waren sie es dem Herrn **Vaillant**. Er fand darinnen die chronologische Folge derer 14 **Könige**, welche **Aegypten** innerhalb 294 Jahren beherrschet hatten, nämlich seit dem **Ptolomäus** des **Lagus** Sohne, welcher nach **Alexanders** Tode dasselbe bemeisterte, bis auf die berühmte **Cleopatra**, mit welcher das Geschlecht und Regiment der **Lagiden** ein Ende nahm. Was aber diejenigen Wunder nehmen kann, die in diesen Geheimnissen nicht beschlagen sind, ist dieses, daß er durch die Münzen die Dauer verschiedener Regierungen festsetzte, die von den Schriftstellern gar nicht waren bemerket worden.

Diese Geschichte der **ägyptischen** Könige aus den Münzen erschien unter des Großherzogs Schutz, welcher den Herrn **Vaillant** mit einer besondern Hochachtung beehrete, und ihm alle Jahr einen starken Vorrath auserlesener Weine schickte. Dieses ist vieleicht ein gewisseres Merkmaal von eines Fürsten Angedenken, als irgend ein ander Geschenk gewesen seyn würde.

Endlich druckte man noch im 1703ten Jahre ein neues Werk vom Herrn **Vaillant** über die Münzen; und das war die Erklärung aller Schaupfennige der römischen Familien: Nummi antiqui Familiarum Romanarum perpetuis interpretationibus illustrati. **Zwey Bände in Folio. Amsterdam.**

Einige Liebhaber des Alterthums hatten bereits dieselbe Materie abgehandelt; allein so ausführlich, ordentlich und mit so glücklichem Erfolge war noch nie davon geschrieben worden. Dieses Werk ist annoch in Frankreich sehr unbekannt, indem die Stöhrung des Handels nicht erlaubet hat, viele Abdrücke davon kommen zu lassen. Die Buchhändler halten es wegen der Zahl der Kupfer, der

Schön-

Schönheit des Stichs und der Stärke zweener Foliobände, sehr hoch; die Gelehrten aber werden es wegen der darinnen befindlichen Gelehrsamkeit, noch weit höher schätzen.

Dieses sind nun Herrn **Vaillants** hauptsächlichste Werke; denn wegen der Menge oder Wahl der Materien, hat man seine Erklärung von des Abts von **Camps** großen Schaupfennigen, zu **Paris** 1694 in **Quart** gedruckt; seine Anmerkungen zu des Herrn **Seguin** anderer Auflage seiner auserlesenen Münzen, (**ebendas.** 1664) und andere Stücke verschwiegen, die in der Hitze gewisser gelehrten Streitigkeiten entstanden sind, welche allein seinen Namen der Vergessenheit hätten entreißen können. Er machte uns auch noch Hoffnung zu einer Geschichte der **macedonischen, pontischen, bithynischen, thracischen** und **cappadocischen** Könige, aus ihren Münzen; und eine glückselige Erfahrung lehrte uns, auf die Ausführung seiner Anschläge bauen.

Als es dem Könige gefiel die **Akademie der Aufschriften** zu vermehren und ihr eine neue Gestalt zu geben, so ward Herr **Vaillant** so gleich als **Beysitzer** aufgenommen; bald darauf aber rückte er in die Stelle eines **Besoldeten**, an des verstorbenen Herrn **Charpentiers** Statt. Seine fleißige Gegenwart bey den Versammlungen und seine Begierde die Arbeiten mit der Gesellschaft zu theilen, werden in unserm Verzeichnisse auf ewig aufbewahret bleiben.

Uebrigens ist Herr **Vaillant** zweymal verheirathet gewesen, und hat, auf besondere päbstliche Zulassung, zwo Schwestern nacheinander geheirathet. Er hat viele Kinder gezeuget, und unter andern einen Sohn, der allemal der Gegenstand seiner Bemühungen gewesen. Er flößte demselben beyzeiten die Liebe zu den Wissenschaften ein. Er erweckte in ihm einen Geschmack zu den Alterthümern; und nachdem er ihm die Frucht seines Studierens, seiner Reisen und seiner Betrachtungen mitgetheilet,

so schenkte er ihn der Akademie, als er im Julius des 1702ten Jahres im Stande war, sich einen Schüler zu ernennen.

Er starb den 23sten October dieses Jahrs an einem Schlagflusse. Die Seinigen und seine Freunde wurden von seiner vollkommenen Ergebung erbauet, die er in seinem letzten bewies. Er war 74 Jahre und 5 Monate alt, und seine starke Leibesbeschaffenheit schien ihm noch ein längeres Leben zu versprechen.

* *

LXXI.

Dom Mabillons Leben;

in der öffentlichen Versammlung nach Ostern des 1708ten Jahres abgelesen.

Dom Johann Mabillon war den 23sten November 1632 zu St. Piermont, einem Orte an den champagnischen Gränzen, auf einer gleichen Weite zwischen Mouzon und dem Carthäuserkloster Mont-Dieu, gebohren.

Seine Aeltern schickten ihn frühzeitig auf das Collegium der hohen Schule zu Reims, daselbst zu studieren, und vernahmen mit Vergnügen, daß sein gesunder und lebhafter Verstand ihn bey seinen Lehrern beliebt machte. Diese Eigenschaften, die mit vieler Bescheidenheit und Gottesfurcht verknüpfet waren, brachten ihm eine Stelle in dem Seminario der Metropolitankirche zuwege, allwo diejenigen jungen Leute erzogen werden, die man zum Dienste des Kirchspiels bestimmet. Allhier blieb er drey Jahre und gieng nur heraus, um sich Gott in der Abtey der Benedictiner zu St. Remi, allwo die Verbesserung bereits eingeführet war, durch feyerliche Gelübde zu weihen.

hen. Er legte 1653 das Ordenskleid an, und leistete im September des folgenden Jahres den Eid.

Man sah ihn gleich als einen Menschen an, der fähig wäre, die größten Hoffnungen des Ordens zu erfüllen. Seine Gaben und sein Eifer waren Bürgen dafür: allein die heftigsten Kopfschmerzen, wogegen kein Mittel zu finden war, änderten auf einmal das Schicksal dieses jungen Geistlichen. Er war zu der mindesten Arbeit untüchtig, und obgleich er zu wichtigen Entdeckungen in allen Arten der Litteratur gebohren war, so ward er doch genöthiget sich auch fast des Denkens zu enthalten. Man mußte also sein Studieren beyseite setzen, und ihm alles untersagen, was einiges Nachsinnen erforderte.

Seine bekümmerten Vorgesetzten schickten ihn in ein Landkloster **Nogent-sous-Coucy** genannt; allwo man ihn nur bey solchen Verrichtungen gebrauchte, an welchen der Witz den kleinsten Antheil zu haben scheint. Von diesem Kloster zu **Nogent**, gieng er in das Kloster zu **Corbie**, und hier unterließ der Prior, welchem sein Zustand zu Herzen gieng, nichts zu thun, was seine Gesundheit wieder herstellen konnte. Weil er nun glaubte, daß einige Bewegung und Zerstreuung hierzu nicht wenig und gar ein mehreres beytragen würde, als eine ganz müssige Lebensart; so untergab er ihm die Gelder, und machte ihn hierauf zum Kellner, welche zwey Aemter, wegen des großen Gebiethes der Abtey zu **Corbie**, sehr wichtig sind.

Die Ausrechnungen der Geldsachen waren allein vermögend einem Menschen ekelhaft zu werden, dessen vornehmste Tugend die Geduld war. Sie vermehreten auch seine Liebe zur Einsamkeit, und die Natur that zu gleicher Zeit einen Versuch, ihn den Wissenschaften wieder zu schenken. Gleichwohl entließ man ihn ungern einer Verwaltung, welche derselbe, so widrig sie ihm auch war, dennoch sehr wohl verwaltete. Man schickte ihn nach St. Denys, und er blieb ein ganzes Jahr daselbst um die Schätze der Abtey und die Gräber der Könige zu zeigen.

Dom

Dom Lucas Dachery ein gelehrter Benedictiner, arbeitete damals an derjenigen Sammlung auserlesener Stücke, die der Welt unter dem Titel Spicilegium zu Theil geworden. Er suchte jemanden, welcher ihm in seinem Nachforschen behülflich seyn könnte, und man warf die Augen auf den Dom Mabillon, der ihm sehr nützlich war und aus diesem ersten Versuche zu erkennen gab, daß er selbst es dereinst weiter bringen würde, als diejenigen, welche sich anjetzt seiner Hülfe bedieneten.

Bald darauf eröffnete sich ein neues Feld. Die Congregation zu St. Maur hatte den Schluß gefaßt eine neue Ausgabe der Kirchenväter zu veranstalten, die nach den Handschriften durchsehen seyn sollte; indem die Büchervorräthe des Benedictinerordens, da sie die ältesten sind, auch deren die größte Anzahl besitzen. Dem Dom Mabillon ward die Arbeit über den H. Bernhard aufgetragen, und er verfertigte dessen Ausgabe mit ungemeiner Geschwindigkeit; die Güte der Arbeit aber, machte diese Geschwindigkeit erst merkwürdig.

In der That war es ihm nicht genug des H. Bernhards Werke nach den Materien einzutheilen, und diese Eintheilungen wiederum nach chronologischer Ordnung abzusondern, in dem Texte eine große Menge von Fehlern zu ändern, die der Aufmerksamkeit aller seiner Vorgänger entwischet war; sondern er sonderte noch überdieß mit einer wundernswürdigen Scharfsichtigkeit die ächten Stücke von den falschen oder verdächtigen ab; er brachte auch noch andere zum Vorscheine, die noch nie das Licht gesehen hatten, und erklärete sie alle mit gelehrten Noten. Er fügte noch historische und sehr ausführliche Tabellen hinzu, und, was allein für ein großes Werk gelten kann, so handelte er in der Vorrede eines jeden Bandes, die dunkelsten und merkwürdigsten Stellen von Bernards Leben, seinen Schriften, oder der Geschichte seiner Zeiten, aus dem Grunde ab.

Die-

Dieser Kirchenvater, welcher nach der Zeitordnung der letzte genennet worden, war der erste, den die Congregation von St. Maur ans Licht gab. Man druckte ihn in demselben 1667sten Jahre in zween Foliobänden und in neun Octavbänden.

Die Besorgung solcher Ausgaben nun konnte in keine besseren Hände gerathen. Allein es gab noch ein ander Werk, welches den ganzen Benedictinerorden noch näher angieng, und des Dom Mabillons Fleiß erforderte. Dieß aber war die Geschichte dieses Ordens selbst. Die Leben einer großen Anzahl Heiligen, machte deren größten Theil aus, und eben hiervon hielt Herr Mabillon für billig den Anfang zu machen. Mit dem 1668sten Jahre gab er den ersten Band davon unter dem Titel heraus: Acta Sanctorum ordinis sancti Benedicti in seculorum classes distributa. Er hat von diesem Werke nach und nach, nämlich 1669, 1672, 1677, 1680, 1685 und 1701, neun Bände in Folio herausgegeben. Der zehnte liegt auch fertig und ist der einzige der noch übrig blieb.

Künftighin wird man die Leben der Heiligen, ja selbst der heiligen Einsiedler, nicht mehr als Bücher ansehen, die höchstens die Andacht und den Glauben der Frommen zu erwecken dienlich sind. Dom Mabillon hat zu diesem besondern Nutzen derselben, noch andere Vorzüge beyzufügen gewußt. Dergleichen sind die wiederhergestellte Zeitrechnung, die ergänzte Geschichte, die Entdeckung und Erklärung verschiedener Gebräuche der Zeit, und die Erläuterung und Festsetzung der wichtigsten Stücke der Kirchenzucht; denn diese sind gemeiniglich das Wesen der Noten und Vorreden dieses gelehrten Herausgebers.

Unter den kützlichen Fragen die Dom Mabillon darinnen abhandeln müssen, verwickelte ihn die vom Gebrauche des süßen Brods bey der Meßfeyer in eine Streitigkeit, die er nicht vorher gesehen hatte. Der Cardinal Bona, dessen Meynung er, ohne sein Wissen, widerleget hatte, bath ihn die Sache noch einmal zu prüfen, und bemerk-

merkte zugleich die Art, wie er sie abgehandelt zu werden wünschte. **Dom Mabillon** richtete daher im 1674sten Jahre, eine Abhandlung in Octav an ihn, worinnen er aus neuen Gründen den Gebrauch der süßen Brodte in der lateinischen Kirche vor der photischen Spaltung, festsetzte. Die Zueignungsschrift dieses Stücks, ist voll von einer solchen Höflichkeit, die man bey Gelehrten von Profession, nicht sonder Erstaunen gewahr wird. Das Werk selbst aber verräth einen Verfasser, welchem es nicht möglich ist, auch nur den Schatten der Wahrheit, allem möglichen Wohlstande der Welt hindan zu setzen.

Dom Mabillons Untersuchungen in der Geschichte des **Benedictinerordens** haben wir auch noch vier Octavbände unter dem Titel Vetera Analecta zu danken, die 1675, 1676, 1682 und 1685 heraus gekommen sind. Dieß sind so viele Sammlungen sonderbarer und unbekannter Stücke. Einige gehen unsere Geheimnisse und das was unsere Religion am heiligsten in sich begreift, an; andere sind seltene Stücke des Alterthums, Ueberbleibsel der Kirchenversammlungen und Chronicken, Stiftungen von Kirchen und Klöstern, kaiserliche, königliche, päbstliche, bischöfliche Briefe, Aufschriften, Acten, Formulare, Verordnungen, u. s. w.

Die Untersuchung so vieler Urschriften, nebst einer großen Menge Charten und alter Privilegien, verschaffte der Welt das berühmte Buch der **Diplomatick**, (1681, in groß Folio) in welchem dieser geschickte Kunstrichter, eine Kunst in Regeln zu bringen und auf Grundsätze zu stellen versuchte, von welcher man bis dahin nur lauter verwirrte Begriffe gehabt hatte. Dieses neue und kühne, aber glücklich ausgeführte Unternehmen, schien bey dem ersten Versuche zu seiner Vollkommenheit gebracht zu seyn.

Jedermann weis, daß **Dom Mabillon** in diesem Werke die Mittel an die Hand giebt, wie man die wahrhaften Befreyungen von denen unterscheiden soll, welche von einer arglistigen Gewinnsucht unterschoben worden.

Das

Das ägyptische Papier, die Rinden und andere Sachen auf denen man schrieb, werden untersuchet. Die Gleichförmigkeit der Buchstaben wird ins Licht gesetzet. Die Schreibart und der Geschmack der verschiedenen Jahrhunderte die Arten zu datiren, der Gebrauch der Unterschriften und Siegel, nichts entgeht den Anmerkungen unsers Schriftstellers, und sein Geist zeigt sich so gar in der Wahl derer Stücke, die er als Beweise seines Lehrgebäudes anführet. Alle haben einige merkwürdige Umstände an sich, die sie von der Trockenheit der Materie bewahren.

Dom Mabillon, welcher schon den Gelehrten aus vielen Büchern bekannt war, ward durch dieses diplomatische Werk der ganzen Welt bekannt. Der gelehrte Pater **Papebroch**, ein antwerpenscher Jesuit, welcher wenige Zeit zuvor (**in seinen** Prolegomenis, **im zweyten Theile der Leben der Heiligen, Monat April**) versucht hatte Regeln davon zu geben; that fast so fort einen öffentlichen Wiederruf, in einem Briefe an den **Dom Mabillon** 1683, und seitdem hat man wenig ernsthafte Fragen von dieser Sache gesehen, über welche das pariſische Parlament, und andere höhere Gerichte des Königreichs, diesen neuen **Oedipus** nicht zu Rathe gezogen hätten.

Herr **Colbert** dem diese Diplomatick zugeeignet war, kannte den Werth des Werks schon zum voraus. Er hatte den **Dom Mabillon** oftmals in wichtigen Angelegenheiten gebraucht, wobey es auf die Entscheidung alter Gerechtsamen ankam; und er hatte denselben nie zur Annehmung einer Erkenntlichkeit überreden können. Dieser des Abschlagens ungewohnter Staatsmann, glaubte damals, daß seine Uneigennützigkeit doch einem starken Gnadengehalte nicht widerstreben würde, und er wollte ihm solches auf die Register setzen; allein dieser demüthige Geistliche versicherte, daß ihm in seiner Congregation nichts mangele, und daß er die ihm zugedachte Ehre nicht verdiene.

Im 1683sten Jahre ward er auf des Königes Befehl nach Deutschland geschickt, um in dasigen Archiven und

Bücher-

Büchersälen der alten Abteyen, alles aufzusuchen was merkwürdig und am geschicktesten wäre, die Kirchenhistorie überhaupt, oder die französische insonderheit, zu bereichern. Diese Reise währete nur ungefähr fünf Monate, und es ist gut dieß zu wissen; um diejenigen nicht im Irrthume zu lassen, die davon aus der Menge der Entdeckungen, welche er in diesem Theile der Gelehrsamkeit gemacht hat, hätten schließen wollen. Der vierte Theil seiner **Analecten** ist voller merkwürdigen Stücke, die er aus dem Staube der Bibliotheken gezogen. **Trithems** weitläuftige Chronick, welche seitdem (1690) von dem Mönche zu **St. Gallen** in zween Foliobänden heraus gekommen, ist auch noch von dieser Zahl, und viel andere Stücke die er nur bloß angezeiget hat.

Bey seiner Rückkunft in Frankreich fand **Dom Mabillon** eine große Veränderung im Staatsrathe, allein für ihn hatte sich nichts geändert. Der Herr Erzbischof von **Reims**, welcher nach Herrn **Colberts** Tode dasjenige zu besorgen hatte, was die Wissenschaften betraf, bezeigte gegen ihn eine besondere Hochachtung, und **Dom Mabillon** zeigte gar bald durch die Art seiner Erkenntlichkeit, daß er Ursache dazu hätte. Er richtete 1685 einen gelehrten Quartband an diesen Prälaten, von der **gallicanischen Liturgie.** Auch dieses war eine Frucht seiner deutschen Reise und zwar nicht die geringste derselben.

Man zweifelte gar nicht, daß nicht die Franzosen bis auf des **großen Carls** Zeit eine ihnen eigene Liturgie sollten gehabt haben; indem dieser Prinz, welchem der Pabst **Hadrian** des **Heil. Gregorius** Sacramentarium zuschickte, in seinen Capitularen befiehlet, daß man künftighin die Messe nach der vom römischen Ritual vorgeschriebenen Art feyern solle. Allein dieser Befehl vom **großen Carl** ward so genau beobachtet, daß das Volk in kurzem gar vergaß, daß es jemals eine andere Liturgie gegeben, und daß auch die Geschicktesten nachmals nicht mehr wußten,

ten, worinnen dieselbe bestanden. **Dom Mabillon** fand in der Abtey von **Luxeuil** ein Lectionarium, dessen man sich vor mehr als tausend Jahren in Frankreich bedienet, um die Messe, die Prophezeyungen, Episteln und Evangelien zu lesen. Den Augenblick merkte er die Wichtigkeit seiner Entdeckung, und als er nachmals das Manuscript mit verschiedenen überbliebenen Stücken vom h. **Hilarius** Bischofen von **Poitiers**, vom **Apollinaris Sidonius** Bischofen von **Clermont**, vom h. **Cäsar** von **Arles**, vom h. **Gregorius** von **Tours**, und von einigen andern Schriftstellern verglichen, die zu des **großen Carls** Zeiten gelebet, so eignete er dieses erste Denkmaal von unserer Väter Gottesfurcht, der Ehre unsers Volks wieder zu.

Der Erzbischof von **Reims** glaubte, es erfordere das Wohl der Wissenschaften, daß **Dom Mabillon** noch die wälschen Büchersäle eben so durchzöge, wie er in Deutschland gethan; und als er mit dem Könige davon geredet, so befahl er, daß **Mabillon** diese Reise, als vom Könige abgeschickt Bücher und Nachrichten aufzusuchen, thun sollte. Er reisete im Monate **April** des 1685sten Jahres ab, und kam im **Julio** des folgenden Jahres mit einer reichen Erndte wieder heim. Er lieferte in des Königs Büchervorrath mehr als dreytausend Bände seltener theils gedruckter theils geschriebener Bücher, und verfertigte im 1687sten Jahre unter dem Titel Museum italicum zween große Quartbände, derer Stücke, die er entdeckt hatte. In dem ersten Bande dieses Musei italici findet man eine Beschreibung seiner Reise. Jedoch geht seine Geflissenheit dabey nicht so weit, daß er alle die Ehre beschrieben hätte, welche die Gelehrten und die größten Standespersonen ihm erwiesen. War **Dom Mabillon** zu allen Arten der Wissenschaften gebohren, so besaß er auch eine Demuth, die über allen glücklichen Fortgang erhaben war. Man weis es nur als eine öffentliche Geschichte, daß, als er in **Rom** gewesen, die **Büchercommission** ihn um sein Gutachten von des **Vossius** Buch

über die siebenzig Dollmetscher gefraget, in welchem dieser Verfasser von der Allgemeinheit der Sündfluth redet.

Nachdem er nun dergestalt der Welt von seiner italiänischen Reise Rechenschaft gegeben, so theilte er im 1690sten Jahre eine zweyte Ausgabe vom h. Bernhard mit, welche fast funfzig Briefe mehr enthielt, die mit einigen neuen vorläufigen Abhandlungen und neuen Anmerkungen begleitet waren.

Kaum war er mit dieser Arbeit fertig, als seine Obern und einige hohe Freunde ihn bewogen, sich über eine gewisse Frage zu erklären, die damals die Stimmen theilte. Es fragte sich: ob den Mönchen das Studieren erlaubt wäre, oder ob die Einschränkung ihres Standes ihnen solches untersagte? Der Herr Abt de la Trape hatte sich für das letztere erkläret; und der Beyfall dieses berühmten Einsiedlers, legte fast beyden Theilen ein Stillschweigen auf, als **Dom Mabillon** seinen **Tractat von dem klosterlichen Studieren** 1691 ans Licht gab. (**in 4to, es giebt auch eine Ausgabe in zween Duodezbänden**) Einen Theil davon wendete er an, die Nothwendigkeit der Studien eines Ordensmannes, aus des **Basilius, Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus** und **Gregorius** Beyspielen; aus dem Ansehen der Kirchenversammlungen, aus der Kirchenväter einhälligen Meynung, und aus der beständigen Gewohnheit der ältesten Klöster, zu beweisen. In dem übrigen Theile des Werks, setzt er die für die Einsamen gehörigen Studien fest, und schreibt ihnen die Art zu studieren, unfehlbar nach der Art vor, deren er sich selbst bedienet hatte, und welche von den Kennern für so trefflich gehalten ward, daß der **Tractat vom klosterlichen Studieren** sogleich in andern Ländern nachgedruckt und in fremde Sprachen übersetzt ward.

Der Streit über dieser Sache ward indessen dadurch nur lebhafter und hitziger. Der Abt **de la Trape** antwortete mit einer Kunst, die den Nutzen seiner Studien verrieth, und auf diese Antwort folgte eine Gegenantwort, welcher

Dom

Dom Mabillon nur den Titel von Betrachtungen gab. (1692 in 4to, die andere Ausgabe in zween Duodezbänden) Die aufmerksame Welt erkannte damals, daß diese zween großen Männer nicht sehr von einander abgiengen. Der eine schalt nur den Misbrauch eiteler Kenntniß, der andere aber schrieb den guten Wissenschaften zum Vortheile. Die beyden Parteyen wurden daher ohne Mühe vereint, und ihre Anführer, die sich allezeit einander hochgeschätzt hatten, liebten sich zärtlich.

Sobald dieser Streit ein Ende hatte, wünschten Dom Mabillons Obern, daß er des Benedictinerordens allgemeine Jahrbücher schreiben möchte, von dem er bereits fast alle Acta Sanctorum herausgegeben hatte. Sein herangenahtes Alter und seine von so langen Arbeiten geschwächte Gesundheit, waren Gründe, die ihm nicht wichtig genug waren ihn davon loszusagen, indem es schwer war einen Schriftsteller aufzubringen, der fähiger, richtiger und fleißiger wäre, dieses Unternehmen auszuführen; dessen Schreibart deutlicher und reiner wäre, und der besser wählen und ordnen könnte.

Man hat bereits vier Folianten von diesen Jahrbüchern gedruckt, welche des Ordens allgemeine Geschichte seit fast sechshundert Jahren enthalten; das heißt, seit des h. Benedictus Geburt, bis auf das 1066ste Jahr J. C. (Sie sind von 1703, 1704, 1706 und 1707.)

Man wird mit so vieler Lust als Erbauung eine Gesellschaft gewahr, die durch die Einsamkeit vergrößert und durch Verfolgungen blühend wird. Man nimmt Theil an ihr, wenn man liest, daß die Einwohner der ersten Klöster allmählich die Regeln dieser neuen Gesellschaft denenjenigen vorziehen, die ihnen von andern Heiligen vorgeschrieben worden. Man bewundert darinnen die Absichten der göttlichen Vorsehung, welche zuläßt, daß die zeitlichen Güter und Würden diese Einsiedler in dem Innersten der Wüsteneyen suchen müssen, um sie der ganzen christlichen Welt zur Schau zu stellen. Kurz, man bemerkt mit Verwunderung darinnen,

daß selbst der Verfall, vor dem der Orden sich in einer Zeit von so vielen Jahren nicht hüten können, nur zu mehrerer Befestigung seiner Heiligkeit gedienet hat; indem er zu eifrigen Verbesserungen Gelegenheit gegeben, welche allezeit den ersten Eifer der Einsetzung desto stärker wieder belebet haben. Indessen darf sich der Leser nicht bloß mit dieser einfachen Erzählung vom Ursprunge und Fortgange des Ordens begnügen. Die ganze Kirchengeschichte derselben Zeiten, ist darinnen aufs ausführlichste befindlich, und wird durch die genauesten Verbindungen mit eingeflochten.

Der vierte Band dieser Jahrbücher erschien erst gegen das Ende des 1707ten Jahres; allein diese Ausgabe würde weiter gegangen seyn, wenn **Dom Mabillon** dieselbe nicht in währender Arbeit unterbrechen müssen, um einen Anhang zu seinem **diplomatischen** Werke ans Licht zu stellen, welches Werk ein allgemeiner Beyfall und ein mehr als zwanzigjähriger Besitz, den ewigen Rechten des Tadels nicht hatte entziehen können. Indessen ist der fünfte Theil vollendet und an dem sechsten fehlet sehr wenig, indem **Dom Mabillon** seine Arbeit bis auf des heiligen **Bernhards** Zeiten, so wie er sich es allezeit gewünschet, gebracht hat: denn seine Liebe zu diesem Kirchenvater war außerordentlich. Sein erhabener Geist, die Reinigkeit seiner Sitten, und die Heiligkeit seiner Lehren bezauberten ihn, er betrachtete beständig sein Leben und seine Werke, es sey nun als ein Ordensbruder, oder als ein Gelehrter, und er hat eine dritte Ausgabe von ihm ganz fertig hinterlassen.

Bisher haben mich die Ordnung und Verbindung der Materien verhindert etwas von verschiedenen andern Werken zu gedenken, die **Dom Mabillon** dann und wann herausgegeben. Sie werden klein zu seyn scheinen, wenn man sie mit den vorerwähnten in Vergleichung stellen wird; allein sie werden doch allezeit groß und schätzbar seyn, wenn man nur nach ihrem innern Werthe davon urtheilet.

Dergleichen sind nun z. E. die Anmerkungen welche er im 1677sten Jahre wider diejenigen in einem Duodezbande heraus-

herausgab, welche behaupten **Thomas a Kempis** sey Verfasser des Buchs **von der Nachfolge Christi.** Es giebt wenige Bücher, deren Verfasser weniger bekannt und streitiger sind. Anfangs glaubte man, es sey vom heiligen **Bernhard**; allein weil vom heiligen **Franciscus** darinnen geredet wird, welcher erst achtzig Jahre nach ihm gelebet hat, so hat diese Meynung nicht statt finden können. Diejenigen welche es dem berühmten **Gerson**, Kanzlern der **pariſischen** hohen Schule zuschreiben, hatten nicht acht gegeben, daß der Urheber des Buchs von der Nachfolge, sich mehr als einmal einen **Mönch** nennet, und daß **Gerson** niemals einer gewesen. **Thomas a Kempis**, regulirter **augustinischer Domherr**, und **Johann Gerson**, Abt des **Benedictinerordens**, waren also die einzigen welche ihr Recht auf dieses Werk behauptet hatten; und es war schon lange, daß ihre Mitbrüder, wegen des Vorzuges im Streite mit einander waren.

Der **Pater Delfau** von der Congregation zu **St. Maur**, hatte eine Abhandlung zu **Johann Gersons** Vortheile gemacht und erst nach dieses guten Ordensmannes Tode, erschien für den **Thomas a Kempis** eine hitzige und fast persönlich anzügliche Antwort. Dieser Umstand rührte den **Pater Mabillon.** Er schrieb, brachte mit wenigen Worten den Zustand der Frage zurechte und bestärkte des Paters **Delfau** alte Beweise mit dem Ansehen von zwölf Handschriften, von denen er eine genaue Nachricht gab.

Im 1687sten Jahre mußte **Dom Mabillon** von einer ganz andern Materie schreiben, ungeachtet er abermals die Ehre hatte eben dieselbe Congregation zu vertheidigen und dieselben Widersacher zu bestreiten. Es kam auf den Vorsitz unter den **Benedictinern** und den regulirten **bourgognischen Domherren**, bey den Landständen an. Er gab von dieser Materie 1687 zwo Nachrichten in Quart heraus, die man minder für facta als für gelehrte Abhandlungen ansehen muß, darinnen von dem Vorsitze und Alter dieser zween Orden gehandelt wird. Der zum Rechtsgelehrten

gewordene Ordensbruder, redet allezeit als ein gewissenhafter Geschichtschreiber. Als nun die deutschen **Benedictiner** seit der Zeit mit den **regulirten Domherren** in eine gleiche Streitigkeit gerathen mußten, so haben sie nichts mehr gethan, als daß sie diese zwo Nachrichten lateinisch übersetzt drucken lassen. Was **Dom Mabillon** von dem remiremondischen Instituto geschrieben hat, das wird eben dasselbe Schicksal haben, so oft es darauf ankommen wird, den Ursprung der **regulirten Canonissinnen** zu bestimmen.

Im 1689sten Jahre gab er einen Duodezband ans Licht, bloß zu Widerlegung einer neuen Erklärung, welche gewisse Ausleger den Worten **Messe** und **Communion** gegeben hatten, die in des heiligen **Benedicts** Ordensregel steht. Dieser Tractat kam ohne des Verfassers Namen heraus: es war auch fast nicht mehr nöthig, daß **Dom Mabillon** sich nennete; indem die Gelehrten sich hierinnen nicht leicht irren konnten.

Des **Eusebius** lateinischer Brief an den **Theophilus** wegen des Gottesdienstes der unbekannten Heiligen, ward ebenfalls dem **Dom Mabillon** zugetheilet, als er 1698 in Quart herauskam, und als er sich 1705 in einer zweyten Auflage selbst entdecken wollte, so war niemand der ihn nicht bereits an derjenigen Gottseligkeit erkannt hätte, die der Hauptzweck des Briefes ist. Diese Frömmigkeit ist richtig und unverstellt; allein sie will auch an ihrem Gegenstande nichts gewagtes haben. Eben dieser Sinn herrscht auch sogar in demjenigen, was er für die heilige **Larme von Vendome** schreiben müssen (**Brief an den Bischof von Blois**, in Duodez, 1700) ungeachtet der durch den Aussenschein betrogene gemeine Mann, ganz anders davon zu denken scheint.

Um nichts zu vergessen, so sollte ich noch von des heiligen **Bernhards** Büchern von der Consideration reden, welche **Dom Mabillon** im 170rsten Jahre in Duodez für den Pabst zu Anfange seiner Regierung drucken ließ; von den **Beyspielen des christlichen Todes**, welchen Tractat

er

er 1702 an die Königinn von England richtete; von vielen andern Briefen und Vorreden, welche sich einige verständige Schriftsteller vor ihre Werke ausgebethen, um deren Aufnahme desto mehr zu befördern; und von fast einer unzähligen Menge geschriebener Briefe an diejenigen, welche ihn in den schwersten Puncten ihres Studierens zu Rathe zogen.

Welch ein Verzeichniß könnte ich nicht machen, wenn ich zu dieser Zahl der **mabillonischen** Werke noch diejenigen rechnen wollte, die demselben ihren Anfang, ihre Gestalt, oder ihre Endschaft zu danken haben; und auch diejenigen, die von den wichtigsten Schriftstellern * an ihn gerichtet worden? Jedoch der gelehrte Ordensmann **, welchen er seit langer Zeit seinen Arbeiten beygesellet hat, und anjetzt der Besitzer seiner Schriften ist, kann ganz allein eine treue Rechnung von so vielen Dingen ablegen. Er wird das Leben seines geliebten Lehrers herausgeben, denn so nennet er ihn, und will es dem zehnten Bande der Actorum Sanctorum einverleiben, welcher zum Drucke fertig liegt; und welchen die Welt unfehlbar für die gehörige Stelle einer solchen Schrift halten wird.

Als es dem Könige gefiel die **Akademie der Aufschriften** zu vermehren, ward **Dom Mabillon** unter die **Ehrenmitglieder** erwählet, und man mußte sich gleich auf Mittel gefaßt machen seine Zärtlichkeit über diesem Vorzuge zu überwinden. Allein niemand ist nachmals für das Beste, und, wenn es erlaubt ist so zu reden, für den Ruhm dieser Gesellschaft besorgter gewesen. Eine unserer ersten öffentlichen Versammlungen ward durch die Abhandlung berühmt, die er **von den alten Grabmälern unserer Könige** verfertigte. Er befand sich oft bey den Privatversammlungen, und das waren allemal Festtage für die Gesellschaft. Sein Beyseyn erweckte einen edeln Nacheifer, und ein jeder hatte

* Der Cardinal **Noris**, der Pater **Thomassin**, und Herr Schilter.

** **Dom Thierry Ruinart.**

die Augen auf diesen demüthigen Mann gerichtet, der die seinigen fast nicht aufschlug. Wir hatten das Vergnügen ihn noch wenige Tage vorher zu sehen, ehe er sich wegen der Krankheit legte, die uns um ihn gebracht hat.

Er ward auf dem Wege von **Chelles**, dahin er sich aus Gefälligkeit gegen einen Freund begeben hatte, von einer Zurückhaltung des Urins befallen. Man stand ihm möglichst bey; allein, weil man sein Uebel nicht gnugsam einsah, so machte man ihn durch die Art wie man mit ihm verfuhr, unheilbar, und man mußte ihn nach einiger Zeit nach Paris bringen. Allhier nahm die Krankheit täglich zu; die Gemüthsstärke nebst der Geduld des Kranken aber, schienen in ebener Maaße zuzunehmen. Kurz, nachdem er länger als drey Wochen alles erlitten hatte, was die Art dieser Krankheit, und die damit verknüpften Operationen, nur schmerzhaftes ersinnen lassen, so schlief er in der Abtey zu **St. Germain de Prez**, den 27 **December** 1708 im Frieden und in einem Alter von fünf und siebenzig Jahren, einem Monate und vier Tagen, ein.

Wir werden es nie vergessen, daß er in seinen letzten Augenblicken, unserm Mitbruder dem Herrn **Abte Renaudot** mit den lebhaftesten und zärtlichsten Ausdrücken, seine Hochachtung, seine Erkenntlichkeit und seine Liebe gegen diese Akademie bewiesen.

Es würde für uns noch eine besonderere Pflicht seyn, seinem Angedenken Lobreden zu weihen, wenn nicht der allgemeine Ruf uns dessen überhöbe, und wenn nicht der Character dieses uns allezeit gegenwärtigen Mitgliedes, uns noch die Nothwendigkeit einer bloßen Erzählung aufzuerlegen schiene. Gleichwohl könnten wir ihn auf eine eben nicht gemeine Art loben, wenn wir nur die Auszüge aus denen Briefen mittheileten, die der **Großherzog** und der Cardinal von **Medicis** an eines unserer Mitglieder, über den Verlust dieses berühmten Mitbruders, abgelassen haben. Allein wenn man nur bey dergleichen Zeugnissen stehen bleiben

ben muß; so ist doch dasjenige was der Pabst selbst bey der Zeitung von **Dom Mabillons** Tode gegeben, viel zu glorreich, als daß wir es übergehen könnten. So drückt sich der Cardinal **Coloredo** in seinem letztern Briefe an den **Dom Thierry Ruinart**, aus.

„ Der Pabst, schreibt er, hat einigemal den betrübten und rührenden Bericht lesen wollen, den ihr uns von „ seinem Tode erstattet. **Seine Heiligkeit** ist von aller „ väterlichen Liebe gegen einen Mann gerühret worden, dessen „ Sitten so verehrungswürdig gewesen und der sich um die „ Gelehrsamkeit und um die ganze Kirche, so verdient gemacht hat.

„ Der heilige Vater, **setzt er hinzu**, hat zu verstehen „ gegeben, daß ihr ihm ein Vergnügen machen würdet, wenn „ ihr ihn an dem ansehnlichsten Orte aufhöbet, indem es keinen Ort giebt, dahin sein Ruhm nicht gedrungen ist, und „ weil alle Gelehrten die nach Paris kommen, nicht unterlassen „ werden euch zu fragen: **wo habt ihr ihn hingelegt?** „ vbi posuistis eum? Er sieht voraus, wie sehr es sie betrüben würde, wenn sie hören sollten, daß die Gebeine eines so hochverdienten Mannes mit andern vermenget wor„ den, und wenn sie dieselben nicht unter einem Marmorsteine, mit einer Aufschrift finden sollten, „ die solchen theuren Ueberbleibseln „ gemäß ist.

* * * \

auch mühsamere Untersuchungen angestellet, längere Reisen unternommen, mehrere Münzsammlungen gesehen, mit mehrern Liebhabern umgegangen, und mehrere Gelehrte von diesen Sachen befraget. Allein zu noch größerem Glücke für Herrn **Vaillants** Sohn, ward seinem Vater damals eben aufgetragen des Königes Münzcabinet in Ordnung zu bringen und ein Verzeichniß davon zu machen. Hierdurch ward der junge Münzkenner auf einmal in das Heiligthum der Alterthümer und zwar durch einen Mann geführet, der am geschicktesten war, ihm deren Geheimnisse zu entdecken.

Dieses Verzeichniß war kaum geendet, als man erfuhr, daß es mit einer großen Anzahl Münzen vermehret werden könnte, die in **England** in den Händen gewisser Liebhaber befindlich wären. Herr **Vaillant** bekam Befehl dahin zu reisen und sein Sohn begleitete ihn. Diese Reise war ausnehmend glücklich und wir haben ihr ein Denkmaal vom **Pescennius Niger** zu danken, welches allein, in dieser Art ein ganz Cabinet werth ist.

Nach der Rückkunft aus **England**, trat der jüngere **Vaillant** die Arzneywissenschaft an, und nachdem er die gewöhnlichen **Theses** vertheidiget und nach und nach die verschiedenen Würden erhalten hatte, so ward er zum Doctor und Beysitzer der **pariſischen** Facultät, im **Februar** des 1691sten Jahres und im fünf und zwanzigsten seines Alters, aufgenommen.

So lange er noch die gewöhnlichen Disputationen hielt, verfertigte er ein Werk **von der Natur und dem Gebrauche des Caffees**, welche Materie er sich sehr geläufig gemacht hatte; allein seine Begierde die Schreibart dieses Tractats vollkommen zu machen, beraubte die Welt desselben. Er gab ihn einem seiner Freunde zur Prüfung, welcher aus einigen Schauspielen bekannt ist; das Manuscript aber verlor sich unter seinen Händen, und da er noch darzu ein Spieler war, so tröstete Herr **Vaillant** sich damit, daß er im Besitze des Vorrechts wäre, alles zu verlieren.

Die

Die neue Doctorwürde bedeckte Herrn **Vaillants** Lauf in der Bahn der schönen Wissenschaften, einige Zeit lang. Das gemeine Beste raubte demselben so viele Stunden, daß er nur einige Augenblicke übrig behielt, allein sie waren ruhig und dem Forschen des guten Alterthums gewidmet. Nichts beweist besser, daß er sie dazu angewendet, als die Abhandlungen, welche er seitdem zu verschiedener Zeit in der Akademie verfertigte, von welcher er im **Junius** des 1702ten Jahres aufgenommen ward.

Bey der ersten öffentlichen Versammlung, rechtfertigte der neue Akademist die Wahl der Gesellschaft, durch eine sehr sonderbare Rede. Der Inhalt derselben war die Münze eines in der alten Geschichte sehr unbekannten Königes. Sie stellte den **Achäus**, einen syrischen Prinzen vor, der in so frühen Jahren den Ruhm eines großen Feldherrn erhalten hatte, daß er geglaubet, derselbe sey in der Blüthe der Jahre, ein schimpflicher Titel, wofern er ihm nicht den Weg zur Unabhänglichkeit bähnete. Er ließ sich daher in denen Provinzen zum Könige ausrufen, die ihm der **große Antiochus** zur Aufsicht anvertrauet hatte; und er schien auf dem Throne bereits durch Bündnisse und durch wichtige Eroberungen befestiget zu seyn, als er durch den Verrath eines gewissen **Bolis** umkam, dem er vernünftiger Weise nicht anders mistrauen konnte, als weil er ein **Creter** war.

Herr **Vaillant** fügte dieser Entdeckung und Erklärung des Denkmaals vom **Achäus**, eine so ausführliche Geschichte seines Lebens bey, daß man hätte denken sollen, **Polybius** und **Strabo**, die er gewisser Umstände wegen anführete, hätten ihm die ganze Geschichte hinterlassen.

Bey einer andern öffentlichen Versammlung erklärete er die Gegenseite einer Münze vom **Septimius Severus**, welche nicht minder Scharfsinnigkeit und Richtigkeit erforderte. Das Bild welches anfangs ein unauflösliches Räthsel zu seyn schien, verwandelte sich allmählich unter seinen Händen in ein lebhaftes Bild von des **Severus** erstem

Siege über den **Pescennius Niger.** Der durch den Lauf der Flüsse angedeutete Streitplatz; die auf dem Wahlfelde erbaueten Siegsmäler; die gefangenen Anführer; die dem Sieger zu Ehren errichteten Bildseulen; alles entwickelte sich in einer so natürlichen und prächtigen Ordnung, daß, wenn den mittelmäßigen Kennern ja noch einiger Zweifel übrig blieb, so war es nur der, ob nicht die Münze der Erklärung wegen gemacht worden.

Herrn **Vaillants** Geschicklichkeit schränkte sich gleichwohl nicht bey dergleichen einzelnen Erklärungen ein. Auch in großen Unternehmungen kam er eben so glücklich fort; und was er uns von einem Tractate über die **Gelübde der Alten** vorgelesen, das zeiget zur Gnüge, daß er von Natur ein Geschicke zu Lehrgebäuden besessen, welches denenjenigen so nöthig ist, die irgend ein weitläuftiges Werk unternehmen. Er vollendete dieses Werk, als wir den Herrn **Vaillant** seinen Vater verloren.

Dieser seltene Mann, den diese Akademie noch immer bedauren wird, hatte uns kurz vor seinem Tode eine neue Erklärung einiger abgekürzten Wörter, oder derer Anfangsbuchstaben versprochen, die in dem Abschnitte fast aller goldenen Münzen des verfallenen Reichs, zum mindesten seit des großen **Constantins** Kindern, bis auf den **isaurischen Leo**, stehen. Herr **Vaillant**, sein Sohn, sah dieses Versprechen für die vornehmste Schuld in seiner Erbschaft an. Er erinnerte sich dessen, was seinem Vater dann und wann von dieser Sache entfahren war, und er brachte aus eigenen Kräften alle Beweise zu seines Vaters Muthmaßungen dar. Inzwischen daß die Welt den Ausspruch thut, welchem von beyden, in so sonderbaren Fällen die Ehre eines Werks gebühre, so wird sie es nicht verargen, wenn wir dieselbe zwoen Personen in gleichem Maaße zutheilen, die sich selbige einander niemals würden streitig gemacht haben.

Ungeachtet Herr **Vaillant** übrigens seinen Vater zwey volle Jahre überlebet hat, so scheint es doch, daß wir sie beyde fast zu gleicher Zeit verloren; indem er in diesen zweyen

Jah=

Jahren, ein sehr kränkliches Leben geführet, das den akademischen Uebungen sehr hinderlich war. Gleichwohl hat er uns in dieser Zwischenzeit, eine sehr merkwürdige Abhandlung von den cabirischen Göttern verfertiget, darinnen man in einer sehr richtigen Erzählung alles findet, was deren Ursprung, Zahl, und Benennung, die Sachen denen sie vorgestanden, ihre berühmtesten Tempel, und die besondern Gebräuche bey ihrem Gottesdienste, findet. Was dieses Werk noch außerdem sonderbar machen kann, ist, daß der Verfasser sich solches nicht selbst erwählet. Es fiel auf sein Antheil bey derjenigen Austheilung, die man einsmals in der Akademie von verschiedenen Gegenständen der Litteratur vornahm, welche noch nicht genugsam erkläret zu seyn schienen. Allein ein für den Herrn **Vaillant** noch rühmlicherer Umstand ist dieser, daß zween ausländische Gelehrten diese Materie fast zu gleicher Zeit ausarbeiteten, und daß, ohne daß sie die geringste Mittheilung ihrer Werke gehabt hätten, es sich getroffen, daß Herr **Vaillant** allezeit die wahrscheinlichsten Gründe erwählet, und ein richtiges Mittel zwischen denen erwählet hat, da jene einander förmlich widersprochen hatten.

Mit diesem Werke hat Herr **Vaillant** seinen gelehrten Lauf beschlossen. Ein doppeltes dreytägiges Fieber, welches ihn seit langer Zeit abgezehret, riß ihn endlich den 17ten **November** des 1708ten Jahres im drey und vierzigsten Jahre und neunten Monate seines Alters dahin.

Man hat für die eigentliche Ursache seiner Krankheit ein Geschwür gehalten, das sich im Kopfe, bey Gelegenheit irgend eines Falles, angesetzt. Denn Herr **Vaillant** war sonst von starker Leibesbeschaffenheit. Er war dick von Leibe, in seinen Augen und in seinem Gesichte spürte man etwas dauerhaftes und gesundes, daraus man ihm ordentlicher Weise, ein langes Leben hätte versprechen sollen. Er war gütiger und leutseliger als man beschreiben kann, seine Redlichkeit hatte wenig ihres gleichen, seinen Freunden war er sehr ergeben, und er versäumte keine Gelegenheit sie zu vereinen.

einen. Er war von allen eigennützigen Absichten auf das Glück oder den Ehrgeiz so weit entfernet, daß er auch nach seines Vaters Tode einige von dessen Bedienungen mit so geringem Eifer suchte, daß man wohl sah, er suche nicht sowohl sie zu erhalten, als den Vorwurf zu vermeiden, daß er sie verachte.

* *

LXXIII.

Des Paters la Chaize Leben;

1709 in der öffentlichen Versammlung nach Ostern vorgelesen.

Franciscus de la Chaize ward in dem Schlosse Aix en Foreſt den 25sten August 1624 gebohren. Sein Vater Herr Georg von Aix Herr de la Chaize, Ritter des St. Michaelordens, war ein durch seine Dienste geehrter von Adel; und seine Mutter Frau Renata von Rochefort, die aus einem der besten Häuser in dieser Provinz entsprossen, war eine verdienstvolle und tugendhafte Frau. Von zwölf aus ihrer Ehe entsprossenen Kindern, war Franciscus la Chaize das andere, und sobald er zehn Jahre alt war, schickte man ihn nach Roanne, um daselbst in dem Jesuitercollegio, welches einer seiner Vorfahren gestiftet hatte, zu studieren.

Die Hochachtung und Erkenntlichkeit, die uns natürlicher Weise mit unsern Lehrern verbindet, waren in dieses jungen Schülers Herzen dermaßen stark, daß es einer seiner ersten Wünsche war, ein Jesuit zu werden. Er bath eifrig darum, als er die Rhetorick erlernt hatte, und es schien diesem neuen Proselyten alles günstig zu seyn. Er hatte als des Pater Cottons Kleinneffe, dessen Verlust noch ganz frisch war, auch noch einen Vätter in der Gesellschaft, der wegen seiner Wissenschaft und strengen Lebensart berühmt war;

allein

allein man sah nicht sowohl auf die Vortheile seiner Geburt, als auf die Merkmaale seines innerlichen Berufs: denn seine Gottesfurcht und sein Verstand waren sehr groß.

Nachdem er nun auf eine erbauliche Art die zweyjährige Probe ausgestanden, so lernte er die Philosophie zu **Lyon**, und seine besondere Fähigkeit zu dieser Art von Studien zeigte sich gar bald. Er kam seinen Lehrern in den Erklärungen fast allezeit, ja oftmals in ihren Entdeckungen zuvor. Das gemeine Beste der Schule nun verstattete nicht, daß man einer so schnellen Einbildungskraft folgte, die nicht sowohl fähig war, einen Nacheifer zu erwecken, als diejenigen abzuschrecken, deren Fähigkeit mittelmäßig war. Man hielt also für rathsam diesen lebhaften Kopf durch eine wichtige Abwechselung einzuschränken und ließ ihn mit der Weltweisheit zugleich, die Mathematick und schönen Wissenschaften, unter dem Pater von **Aix**, seinem Vätter, durchgehen.

Als der Pater **la Chaize** diese ersten Uebungen vollendet hatte, brauchte man ihn, nach Gewohnheit des Collegii, eine zeitlang zu einem Lehrer der freyen Künste. Darauf lernte er die Theologie, und sobald er damit fertig war, schickte man ihn nach **Rhodez** um sich zu den letzten Gelübden daselbst vorzubereiten.

Diese Veränderung der Provinzen geschah bey Gelegenheit eines **toulousischen Jesuiten**, welcher aus besondern Ursachen von **Rhodez** nach **Lyon** kommen mußte. Seine Stelle nun mußte ersetzet werden und man erwählte den Pater **la Chaize** dazu, als den würdigsten Gegenstand, denen Häusern Ehre zu machen, allwo er bisher war erzogen worden.

Im folgenden Jahre kam der Pater **la Chaize** wiederum in seine Provinz zurück und lehrte in dem Collegio zu **Lyon** öffentlich die Philosophie. Einen so vollkommenen Lehrer hatte man daselbst noch nicht erblickt; sein Ruhm aber, zog ihm auch gar bald eine Menge fremder Schüler zu.

Seine Art zu lehren war sonderbar und hatte unstreitig ihre Vortheile. Anfänglich erklärte er die Frage und

zeigte

zeigte die verschiedenen Meynungen der Alten und Neuern. Die Zuhörer hatten hierauf die Freyheit, sich ihrerseits in alle diese Meynungen zu theilen und, ein jeder nach seiner Fähigkeit, diejenige zu vertheidigen, die ihm am besten vorkam. Hernach endlich wenn er sah, daß sie alle von der Materie voll und auf gewisse Weise erhitzt waren, so sagte er ihnen seine eigene Meynung zum Nachschreiben vor, und dieselbe gründete sich gemeiniglich auf die Vernichtung oder Vereinigung der vorigen.

Die Menge der Erfahrungen, eine gemeine Klippe der alten Vorurtheile, unterschied vollends den Pater la Chaise von allen andern. Es giengen wenige Tage hin, daß er deren nicht neue machte; und es war ihm nicht genug, neue und wichtige Gründe zu finden, er wollte auch noch die Trockenheit der Vernunftschlüsse mit den Reizungen des Anschauens vertreiben.

Im lyonischen Collegio waren damals einige wackere Jesuiten, der Pater von St. Rigaud, P. Theophilus Rainaud, P. de Chales, P. Giballin und P. Fabry. Ihrer aller Hochachtung gegen den P. la Chaise vereinigte sich mit dem allgemeinen Beyfalle. Sie unterließen nichts ihn zum Drucke seiner Weltweisheit zu überreden; allein er entschloß sich noch mit Mühe nur einen Auszug davon in der Gestalt von Dissertationen ans Licht zu geben, davon wir zween kleine Foliobände haben.

Die Vernunftlehre und Moral enthalten darinnen das Beste, was man zur Besserung des Verstandes und Willens ersinnen kann, und man findet fast keine von denen unfruchtbaren Streitfragen darinn, die eine lange Gewohnheit dem Schullärmen und der Disputirsucht geheiliget hatte.

In der ganzen Naturlehre herrschet die geometrische Art. Sie wird durch die Menge merkwürdiger Fälle beliebt, die darinnen vorkommen, und man verwundert sich, wenn man in derselben bereits die alten Lehrgebäude durch die neuern Entdeckungen so gut befestiget findet; da doch damals die cartesianische Weltweisheit nur in einem kleinen Kreise

auserlesener Leute herumgieng, und diejenigen die im Besitze des philosophischen Namens waren, dieselbe nur für eine hervorkeimende Ketzerey hielten.

Vieleicht würden wir auch eben solchen Auszug der Gottesgelahrtheit haben die er gelehret hat, wenn er nicht fast sogleich zu einem Amte wäre gerufen worden, das ihn ganz und gar beschäfftigte. Er ward zum Rector des Klosters zu **Grenoble** ernannt, und reisete ungesäumt dahin ab.

Der verstorbene Herr von **Villeroy** Erzbischof von **Lyon**, konnte die Entfernung eines ihm so theuren Mannes nicht ertragen. Er schrieb an den Ordensgeneral und brachte es so weit, daß er nach Verlauf einiger Monate des **P. la Chaise** Rückkehr erhielt. Diejenigen welche den Prälaten gekannt haben von dem ich rede, wissen, daß er einer der erhabensten Geister gewesen; ein Mann der größer war als alle Geschäffte, der, da er zu gleicher Zeit mit der Verwaltung einer weitläuftigen Diöcese und der weltlichen Regierung einer ansehnlichen Provinz beladen war, sich dennoch zu aller Zeit die Liebe des Volks, die Hochachtung des Adels, und die Verehrung der Geistlichkeit, zugezogen hatte. Welch eine Uebereinstimmung erfordert eine so lebhafte und theure Freundschaft nicht?

Als der **Pater la Chaise** wieder nach **Lyon** gekommen war, so ward ihm nacheinander die Aufsicht über beyde Schulen anvertrauet. Er versuchte auf tausenderley Art, in denselben die Wissenschaften in Flor zu bringen, und man kann sagen, daß es ihm völlig gelungen. Man sah an fast ganz unbearbeiteten Orten, auf einmal einen weitläuftigen Büchervorrath, eine Art von Observatorio, und einen mathematischen und antiquarischen Vorrath entstehen; die Art aber wie man alle diese Dinge gebrauchete, vermehrete um ein großes die Ehre selbige gesammelt zu haben.

Von der Aufsicht über die zwo **lyonischen** Schulen, schritt der **P. la Chaise** zur Verwaltung seines ganzen Ordens in der **Provinz**. Er befliß sich mit vielem Nutzen

auf

auf die Kenntniß der Leute und ihrer Bedürfniß, als der König ihn an die Stelle des verstorbenen P. Ferrier zu seinem Beichtvater erwählete. Die Wichtigkeit dieses Amtes und die Wahl eines weisen und erleuchteten Prinzen machen schon ein großes Lob aus. Allein so viel kann man allezeit mit Wahrheit sagen, daß diese Wahl für niemanden hätte rühmlicher seyn können, als für den P. la Chaise, der sein Lebenlang mehr als hundert Meilen vom Hofe gelebet hatte.

Er kam also im Anfange des 1675sten Jahres zum erstenmale nach Hofe, und so vortheilhaft auch der Begriff war, den man sich von ihm gemachet hatte, so viel gewann er doch durch seine Gegenwart. Seine Sitten waren ungezwungen und natürlich, er war ungekünstelt ohne Niederträchtigkeit, einnehmend ohne Zwang, und indem er eine feine Höflichkeit mit den Beyspielen der vollkommensten Tugend vereinte; so bekam er gar bald einen allgemeinen Beyfall. Er zog sich die Ehrfurcht der Hofleute zu und verdiente das Vertrauen des Königes.

Die Art und Menge seiner neuen Beschäfftigungen, raubten ihm die Lust zu den schönen Wissenschaften und insonderheit zur Kenntniß alter Denkmäler nicht. Ja wenn in diesem Stücke etwas verändert ward, so war es doch nur in Ansehung des Aeußerlichen. Dieser Art von Studien waren ehemals von ihm gewisse Stunden gesetzet; und anjetzt behielt er nur diejenigen ungewissen Augenblicke dazu, die man mitnimmt, wenn man sie haben kann, und allezeit zu denen Sachen bestimmet die man liebet.

Obgleich sein Briefwechsel sehr stark war, so litte doch auch derselbe keine wesentliche Veränderung und viele Gelehrte haben ihm seitdem öffentliche Merkmaale ihrer Hochachtung, durch die Zueignung ihrer Werke, gegeben. Man wird auch nicht argwöhnen, daß solches nur Opfer gewesen, die man seinem Range und der Gnade darinnen er stund, gebracht; wenn man an der Spitze solcher Schriftsteller den Herrn Vaillant und Herrn Spon erblickt.

Herr **Vaillant**, der dem **P. de la Chaise** sein Buch von der syrischen Könige Geschichte in Münzen, zugeschrieben hat, bekennet in der Zueignungsschrift, in der Vorrede, und sonst an vielen Stellen seines Werks, daß er den Anschlag und die Vollendung desselben dem **P. de la Chaise** zu danken habe. Dieß Bekenntniß ist deutlich und für den Herrn **Vaillant** von einer neuen Art.

Herr **Spon**, der ihm den Bericht von seinen Reisen zugeeignet hat, war durch ein Unglück das ihm angebohren war, in die Irrthümer einer Secte verwickelt, die gewiß den **Pater la Chaise** nie unter ihre Beschützer oder Freunde hat zählen können. Er giebt auch deutlich zu verstehen, daß er bloß seine persönlichen Verdienste verehre, und ein Werk welches mit Aufschriften, Münzen und andern Denkmälern erfüllet ist, dem größten Kenner widme, der ihm in diesen Sachen bewußt wäre. Ja, da der Wohlstand ihm nicht erlaubet von der Wichtigkeit und Würde desjenigen Amtes ganz und gar zu schweigen, welches **P. de la Chaise** bekleidete, so saget er wenigstens nur, daß seine Liebe für die Cäsars und alten Helden, schon seit langer Zeit ein glücklicher Vorbothe seiner Erhöhung und seiner Verbindung mit dem größten Könige, gewesen.

Es ist wahr, daß der **P. de la Chaise** seinen Geschmack in den Alterthümern hoch getrieben hatte. Er flößte selbigen auch allen denen ein, welche er für fähig hielt diese Wissenschaft aufzuheitern oder durch ihr Forschen auszuzieren; und die Münzwissenschaft hat ihm gewiß einen Theil ihres Flores im vergangenen Jahrhunderte zu danken. Auf sein Zeugniß, welches er dem Könige von dem Nutzen und der Anmuth dieser Beschäfftigung gab, hielt dieser Prinz sie für würdig, einen Theil an seinen Erholungsstunden zu nehmen.

Hieran erkennet man unfehlbar einen ächten Akademisten, und das war der **P. de la Chaise** auch, den Seine Majestät unter den ersten Mitgliedern miternennten, womit es denenselben gefiel im 1701sten Jahre diese Akademie zu vermehren. Sein Fleiß war groß in Ansehung seines

Alters

Alters und der wenigen Zeit die ihm übrig blieb. Er war merkwürdig und nützlich, indem er der Gesellschaft allezeit einige Entdeckungen anzukündigen, oder irgend ein sonderbares Denkmaal, Münzen, gestochene Steine, alte Figuren, Opferwerkzeuge, Aschenkrüge, und allerley Arten von Aufschriften, mitzutheilen hatte. Hier theilete er mit Freuden alles dasjenige aus, was er aus fremden Ländern, oder aus den verschiedenen Provinzen dieses Reichs empfieng, als die gewissermaßen seiner Neugierde zinsbar geworden waren. Oftmals brachte er uns auch Abhandlungen von solchen Materien mit, die er für die Akademie dienlich hielt, und er sah allezeit darauf, daß sie von guten Händen kämen. Kurz, er liebte uns, und aus einer billigen Gegenliebe, waren wir bey jeder Veränderung der Jahrszeiten für ihn besorgt. Er starb den 20 Jenner 1709, als der Frost am schärfsten war. Nichts konnte uns indessen abhalten ihm die frommen Pflichten zu leisten, die wir ihm zu leisten schuldig waren; und der Winter des 1709ten Jahres, den die Naturforscher auf lange Zeit in ihre Jahrbücher getragen haben, wird auch in den unsrigen unvergeßlich seyn.

Der P. de la Chaise war im 85sten Jahre seines Alters, im 70sten seines Eintritts in den Jesuiterorden, und im 34sten seit seiner Ernennung zum königlichen Beichtvater. Seine Gesundheit war allemal gut gewesen; selbst das Alter, welches ihm nie zum Vorwande gedienet hatte, sich einer einzigen seiner Pflichten zu entziehen, schien einige äußere Annehmlichkeiten an ihm erneuert zu haben. Er war mildthätig gebohren und seine Neigung sich jemanden verbindlich zu machen, gieng so weit, daß sie ihm die Sachen, die man von ihm erbath, sogleich nach dem ganzen Umfange ihrer Möglichkeit vorstellete.

Die Welt erwartet vieleicht, daß wir ihr den P. de la Chaise vorstellen sollen, wie er alle die zärtlichen und heiligen Verrichtungen seines Amtes erfüllet. Einige würden alles zu lesen wünschen, was er aus Gottesfurcht und Religionseifer unternommen; wie viel er zur Ausrottung der

Ketzerey in Frankreich beygetragen, und was die apostolischen Missionen in den fernesten Ländern ihm zu danken haben. Andere würden ihn abgeschildert wissen wollen, wie er über alle Arbeit und Widerwärtigkeit erhaben, allezeit beschäfftiget gewesen, ohne solches zu scheinen, allezeit angenehm und gelassen, gerecht und billig in Entscheidung derer Sachen die an ihn verwiesen wurden, überredend, dringend, und geschäfftig in allem was eine Unterhandlung oder Belebung erforderte, und allemal zu Fehltritten unfähig gewesen.

Dem Orden in dessen Schooße **P. de la Chaise** erzogen worden, und der heute die Schmerzen mit uns theilet, fehlet es weder an Geschichtschreibern, noch Rednern, um der Nachwelt eine so wichtige Beschreibung zu überliefern. Wir, deren Vorlesungen, minder Geschichte oder Lobschriften, als bloße Nachrichten von dem Leben unserer Mitglieder sind, glauben, es sey fast genug, wenn wir in selbigen bemerken, was sie für die Wissenschaften, und diese wiederum für sie gethan.

* *

LXXIV.

Des Herrn Präsidenten von Lamoignon Leben;

in der öffentl. Versammlung nach Martin des 1709ten Jahres vorgelesen.

Christian Franciscus von **Lamoignon**, ein Sohn Wilhelms von **Lamoignon** ersten Parlaments-Präsidenten und Magdalenen **Potier**, Nicolaus Potiers Herrn von Ocquerre Staatssekretärs Tochter, ward den 26sten Junii 1644 zu **Paris** gebohren. Er fand in dem Schooße seiner Familie alles, was ihn vorbereiten konnte, dereinst ein großer Mann zu werden; eine süße Gewohnheit der Tugend, die mit dem Blute eingeflößet zu seyn schien;

eine

eine vollkommene Kenntniß der Gesetze und eine bekannte Liebe zu den Wissenschaften.

Sein Vater, ein Mann der wegen der Eigenschaften seines Herzens und der Fähigkeit seines Verstandes, einer der verehrungswürdigsten von der Welt war, wollte die Besserung von beyden an seinem Sohne, selbst übernehmen. Er ließ sich wirklich in die mindesten Kleinigkeiten seiner Erziehung herunter, und folgte ihr Schritt vor Schritt in seinen Studien, bis er zur Rhetorick fähig war. Nachmals suchte er ihm die vollkommensten Redner zu Lehrern aus, und war so glücklich einen Schüler des **P. Rapins** aus ihm zu machen. Der junge Herr von **Lamoignon** that sich unter diesem gelehrten Jesuiten hervor, und hörte die Weltweisheit in eben dem Collegio, mit gleich glücklichem Erfolge.

Ehe er noch das väterliche Haus verließ, hatte er, aus einem sonderbaren Beyspiele gelernet, wie viel die Liebe des Nächsten, die vor Gott allezeit so lobenswerth ist, auch bey den Menschen zuweilen eine schätzbare Sache ist. Seine Großmutter, die Frau Präsidentinn von **Lamoignon** starb. Dieß war eine sehr verdienstvolle Frau, und eine unumschränkte Barmherzigkeit, war allezeit ihre Haupttugend, ja wofern man will, ihre herrschende Leidenschaft gewesen: denn bey erhabenen Seelen vertreten die Tugenden die Stelle der Leidenschaften. Als nun nach ihrem Absterben ihre Leiche gewöhnlichermaßen im Hause zur Schau gestellet ward, um hernach in das Grabmaal der Ihrigen beygesetzt zu werden, so versammelten sich die Stadtarmen, sonderlich aber aus dasigem Kirchspiele in großer Zahl, und wollten, fast mit gewaffneter Hand den Körper ihrer Wohlthäterinn forttragen. Sie trugen die Leiche auch wirklich nach **St. Leu**, verschlossen sich in der Kirche, begruben sie und erzeigten ihr, nach ihrer Art, die Ehrengepränge eines Begräbnisses, welche von einer zärtlichen Ehrsucht allemal dem feyerlichst angestellten Gepränge vorgezogen werden würden. Herr von **Lamoignon**, den dieser Anblick noch in dem zartesten Alter rührete,

hatte solchen beständig vor Augen, und konnte nicht davon reden, ohne noch ganz bewegt zu scheinen.

Als er mit der Philosophie fertig war, wollte er einige Reisen thun, in der Meynung, daß dieselben eine Art von Studien wären, die man durch keine Bücher ersetzen könnte. Zuerst gieng er nach England. König **Carl** der II, welcher des Herrn **Lamoignons** Vater mit besonderer Achtung ehrete, machte sich ein Vergnügen daraus, dem Sohne die Proben davon zu geben. Die oxfordische hohe Schule nahm ihn auch ganz ehrenvoll auf, und die Gelehrten, die er insbesondere suchte, waren alle, entweder von der Art eingenommen, wie er das, was er wußte, gefasset hatte, oder von der Begierde und Hurtigkeit, die er bezeigte, dasjenige zu erlernen, was er noch nicht wußte. Die holländischen Gelehrten, die er nach diesem besuchte, waren eben der Meynung und gaben ihm gar bald öffentliche Proben davon.

Nach seiner Rückkunft von Reisen legte er sich auf die Rechtsgelehrsamkeit, und man kann leicht denken, wie weit er es in dieser neuen Wissenschaft gebracht habe. Sein Herr Vater war des Parlaments Oberhaupt und eine von den vornehmsten Magistratspersonen, die der König zur Verbesserung der Rechtsverfassungen ernennet hatte. Uebrigens versamelten sich die geschicktesten Advocaten wöchentlich zweymal in seinem Hause, und arbeiteten daselbst ämsig an einem französischen Corpore Juris, dessen Entscheidungen im ganzen Königreiche gelten könnten. Die Früchte so vieler Arbeiten kamen unmittelbar vom Vater auf den Sohn, welcher nebst einer solchen Beyhülfe, sich in kurzer Zeit vor den Gerichtsschranken hervorthat. Zwey Jahre lang zeigte er sich vor denselben als ein bloßer Sachwalter; und seine ersten gerichtlichen Reden machten den Anfang zu seinem Ruhme.

Er kam mit gleichen Schritten fast in allen Theilen der Litteratur fort, denn auch von denselben wurden bey seinem Herrn Vater ordentliche Versammlungen gehalten; und, was für diese Akademie sehr sonderbar ist, so hatte er

es

es bereits in der Münzwissenschaft und in den andern alten Denkmälern weit gebracht. Carl Patin, der ein großer Kenner derselben war, bezeuget dieses mit Erstaunen, in der Vorrede eines seiner Bücher von gleichem Inhalte, welches 1665 gedruckt worden.

Im folgenden Jahre ward er Parlamentsrath, und sein Orden vertrauete ihm bald darauf einige wichtige Geschäffte. Dasjenige was er 1668 übernahm, zeiget vor allen andern, die gute Meynung, welche man von seiner Klugheit und Standhaftigkeit hegete. Die Pest wüthete nämlich zu Soissons, und die angesteckte Luft fieng an sich weiter auszubreiten, so, daß keine Zeit zu versäumen war, diesem Uebel zu steuren. In dieser dringenden Noth nun, erwählte das Parlament den Herrn von **Lamoignon**, um dahin zu gehen, und die nöthigen Anstalten zu verfügen.

Die Natur bebet schon vor dem bloßen Namen dieses Uebels. Sie scheint allen ihren Vorrechten abzusagen, und derjenige, den selbiges trifft, hat wenig andere Hülfe zu gewarten, als von denjenigen, die entweder der Geiz, oder eine überschwänkliche Barmherzigkeit, blindlings in die Gefahr locket. Man erstaunte daher sehr, daß der Herr Oberpräsident von **Lamoignon** in diese Sache gewilliget und sein Herr Sohn dieselbe übernommen hatte. Allein dergleichen Ueberlegungen waren in einem Geschlechte nicht gewöhnlich, welches dem gemeinen Besten allezeit ergeben gewesen. Herr von **Lamoignon** reisete den folgenden Tag nach gefaßtem Parlamentsschlusse ab, und bediente sich der ihm ertheilten Macht mit vortrefflichem Erfolge. Er gieng allenthalben hin, wo seine Gegenwart nöthig zu seyn schien, er entschied die Streitigkeiten, zu welchen die gegenseitigen Unternehmungen der Polizeybedienten Anlaß gegeben hatten, und kam nicht eher wieder, als bis das Uebel und die Furcht davor, gänzlich gehoben waren.

Nach einiger Zeit, ward Herr von **Lamoignon** Requetmeister, und that sich als ein solcher, im Rathe nicht minder hervor. Er hatte oftmals Vorträge vor dem Könige

selbst; und als nach des Herrn Kanzlers von **Seguier** Tode Seine Majestät das Siegel selbst behalten wollten, so ward Herr von **Lamoignon** zu einem der Commissarien, bey deren Verwaltung, ernennet.

Das 1674ste Jahr stellte ihn noch auf eine glückseligere Stufe, um sich in seinem wahren Glanze zu zeigen. Er bekam das Generalsachwalteramt. Es gab deren damals im Parlamente nur zween, und dieses waren die Herren **Bignon** und **Talon**. Welch ein Muth, was für Gaben gehörten nicht dazu, des einen Nachfolger zu werden, und dem andern zur Seiten zu stehen?

Indessen ward die allgemeine Hoffnung nicht betrogen, und Herr von **Lamoignon** that sich in einem Amte, welches seiner Verrichtungen wegen schwer, und des Ruhmes wegen den seine Vorgänger darinnen erworben hatten, noch schwerer war, überaus hervor.

Hier müßten wir fast von allen wichtigen Geschäfften reden, die sich in fünf und zwanzig Jahren vor dem Parlamente eräuget haben, wenn wir diejenigen anzeigen wollten, die dem Herrn von **Lamoignon** besonders Ehre gemacht. Es wird aber vieleicht genug seyn, wenn wir nur eines erwähnen, das sich bald anfangs zutrug; es ist die berühmte Sache, bey deren Gelegenheit das Parlament, auf die Vorstellungen des neuen Generalsachwalters, die ungewisse und schändliche Probe auf ewig abschaffete, welche seit mehr als hundert Jahren, die Gültigkeit der Ehen, öffentlich entschied.

Wenn es, wie hier, darauf ankam, die öffentliche Ehre an gewissen wunderlichen Gebräuchen zu rächen, oder die Unschuld gegen die Ränke einer arglistigen und mächtigen Rotte zu vertheidigen, so übertraf Herr von **Lamoignon** sich selbst. Er hielt nicht nur bloße Reden, in welchen er, nachdem er die Gründe der Parteyen angeführet, es dabey bewenden ließ, daß er die Gründe der Billigkeit durch weisliche Schlüsse festsetzete: nein, es waren gleichsam von jeder Materie vollkommene Abhandlungen, darinnen der Rechtsgelehrte,

gelehrte, der Geschichtschreiber, der Redner, ja oft auch der Gottesgelehrte und Naturforscher etwas nutzbares für sich finden konnten.

Sein Verstand war fertig, richtig, und durchdringend; seine Ausdrücke waren lebhaft und glücklich; sein Gedächtniß war wunderwürdig, und er besaß die ganze Beredsamkeit des Leibes, die die Natur durch die Vorstellung, durch Geberden und Stimme nur verleihen kann. Man hörte ihn mit Vergnügen, wenn er auch nur, indem er von lauter Processen und dem Schlendrian gemäß redete, der Gerechtigkeit die verworrenste Zänkerey entlarvete. Allein, wenn er bey der Eröffnung des Parlaments, die ernsthaften Reden hielt, welche die Ordnung und Zucht der Gerichtsschranken erhalten sollten: so wurden die obrigkeitlichen Personen, durch den außerordentlichen Zulauf der Zuhörer von allerley Ständen, fast von ihren Plätzen verdrungen. In diesem Gedränge merkte man unzählige Abschreiber. Darauf breiteten sich Herrn von **Lamoignon** Reden unter die Leute aus; man druckte sie, und so unterschieden auch die Abschriften von dem Originale waren, so langten doch drey oder vier glücklich behaltene Stellen zu, das gemeine Wesen darnach begierig zu machen.

Wenn man nun, mitten unter so vielen Geschäfften, noch andere Beweise des Umganges wünschete, den der Herr von **Lamoignon** mit den Wissenschaften pflegete; so würden, ein ansehnlicher Büchervorrath, einige zahlreiche Reihen von Münzen, die bey ihm lebenden Gelehrten selbst, der Ausbund gelehrter Männer, welcher sich alle Herbste zu **Basville** versammelte, der Name des Herrn von **Lamoignon** endlich, welcher vor einer großen Zahl ansehnlicher Werke gesetzet worden, und kurz alles, zu seinem Vortheile reden. Allein man wußte zur Gnüge, daß das Recht und die Wissenschaften, in seinem Hause seit langer Zeit gleichsam naturalisiret waren; und Beweise fordert man nur von solchen Personen, die es nöthig haben welche zu geben.

Die

Die Liebe Frieden zu stiften und Mittler zu seyn, war ebenfalls eine besondere Eigenschaft an dem Herrn von **Lamoignon**. Das Vertrauen der vornehmsten Personen hatte ihm in seinem eigenen Hause eine Gerichtsbank aufgerichtet, allwo er mehrere Händel schlichtete, als vor dem öffentlichen Gerichte, allwo er vollkommen die Kunst erworben hatte, die durch verschiedenen Nutzen, oder durch schädliche Rathschläge getrennten Familien, wieder zu vereinigen.

Im Anfange des 1690sten Jahres gab der König dem Herrn von **Lamoignon** seine Einwilligung zur Präsidentenstelle à Mortier; allein die Liebe zur Arbeit hielt ihn noch acht Jahre in den Gerichtsschranken, und er gebrauchte sich der königlichen Gnade erst damals, als seine Gesundheit und das Bitten der Seinigen, ihm nicht länger erlaubten einer ehrenvollen Ruhe zu entsagen. Die Wissenschaften, welche damals ein neues Recht auf ihn erlangten, brachten ihn in diese Akademie bey der ersten Gelegenheit, die sich zur Ersetzung eines Ehrenmitgliedes eräugete. Dieses geschah 1704 nach dem Tode des Herren Herzogs von **Aumont**.

Herr von **Lamoignon** verband sich gern mit einer Gesellschaft, deren Arbeiten er allezeit hochgehalten hatte, und sein Fleiß bey den Versammlungen, bewog den König, ihn uns im 1705ten Jahre zum Vorsteher zu setzen. Niemals werden wir die edle und angenehme Art vergessen, womit er dieses Amt verwaltet hat. Er entschied eine gelehrte Schwierigkeit, fast eben so leicht als er eine Rechtsfrage würde entschieden haben, und wenn er von dem Werthe derer Denkmäler redete, durch welche das Andenken großer Männer bis auf uns gebracht worden, so redete er mit einer gewissen Hoheit davon, die, ohne daß er es gedachte, zur Gnüge zu verstehen gab, wie vielen Theil er selbst daran nahm.

Weil seine Gesundheit täglich schwächer ward, so übergab er im 1707ten Jahre, seine Präsidentenstelle à Mortier, seinem ältesten Sohne, Herrn von **Lamoignon**, und der König ertheilte ihm das Patent eines Ehrenpräsidenten. Ei-

ne Schwachheit, die seit mehr als zweyen Jahren allen Arzeneyen trotzete, riß ihn endlich den 7ten **August** 1709 im 65sten Jahre, einem Monate, und etlichen Tagen seines Lebens dahin. Er war aus einem der ältesten und edelsten **niverneſischen** Häuser entsprungen, welches nachdem es sich im Kriege hervorgethan, und zwar noch vor des h. **Ludwigs** Regierung, unter **Heinrichen** dem II. die vornehmsten Civilämter zu bekleiden anfieng, in welchen es allezeit den Ruhm erhalten hat, den es sich durch die Waffen erworben hatte.

Er hat von seiner Gemahlinn, Frauen **Marien Voiſin**, zween würdige Söhne hinterlassen, deren einer Präsident à Mortier und der andere Generalsachwalter ist; und zwo Töchter, deren älteste die Frau Oberpräsidentinn der Rechnungskammer, die andere aber an den Herrn von **Maniban** Präsidenten à Mortier im **thoulouſischen** Parlamente, verheirathet ist.

Herrn von **Lamoignons** großmüthige und wohlthätige Gemüthsart, zog ihm eine große Menge Freunde von allerley Ständen zu; und der Theil den er an allem nahm, was ihnen angenehmes oder verdrießliches zustoßen konnte, machte ihm dieselben täglich mehr zu eigen.

Gegen seine Familie war er sehr zärtlich; und da er ihr nichts mehr zu gute thun konnte, als daß er selbst sich bemühete, ihr den Schmerz seines Verlusts zu vermindern, so wandte er die letzten Augenblicke seines Lebens dazu an, daß er den Seinigen entweder alle Trostgründe über dieser nothwendigen Trennung beybrachte, oder deren Annäherung vor ihnen verbarg. Noch den Tag vor seinem Tode, da er an seinen Bruder, den Herrn von **Basville** schrieb, bemerkte er ihm seinen Zustand nur mit diesen Worten: **in kurzem werdet ihr mein Schickſal wiſſen**; und als er das letztemal mit seiner Gemahlinn redete und ihr für alle Sorgfalt gedanket hatte, die sie in seiner Krankheit für ihn getragen, so wandte er sich gegen seinen Beichtvater und sagte: Dilecta vxor, aeternum vale, welches er mit Fleiß

lateinisch

lateinisch sagte, und das Gesicht zum Beichtvater wandte, um durch dieses letzte Lebewohl sie nicht ganz niederzuschlagen. Kurz, er hat niemals mehr Standhaftigkeit, und Hoheit der Seelen, gezeiget, als in diesen betrübten Augenblicken, in welchen die entlehnten Tugenden verschwinden; und in denen die mehresten Menschen sich selbst verunehren.

* *

LXXV.

Herrn Corneillens Leben;

in der öffentlichen Versammlung nach Ostern, 1710 vorgelesen.

Thomas Corneille war zu **Rouen** den 20sten August 1625 gebohren. Sein Vater war **Peter Corneille**, königlicher -Sachwalter bey der Marmortafel und seine Mutter, **Martha le Pesant**, Tochter eines Rechnungsmeisters, von welchem auch die Herren **le Pesant von Boisguilbert**, entsprungen sind, deren einer Rath in der großen Parlamentskammer zu **Rouen**, und der andere Lieutenant General und Präsident bey dem Präsidial dasiger Stadt ist.

Der junge **Corneille** studierte bey den Jesuiten, und es ist zu glauben, daß er sich gut gehalten. Was man am eigentlichsten davon weis, ist, daß als er die Rhetorick lernete, er in lateinischen Versen ein Stück verfertigte, welches sein Rector so gut fand, daß er es für sein eigen annahm, und es an dessen Stelle erwählete, welches er von seinen Schülern zur Austheilung des jährlichen Preises sollte aufführen lassen.

Als er mit seinen Studien fertig war, kam er nach **Paris**, allwo seines ältesten Bruders, **Peters Corneille** Beyspiel, ihn zur theatralischen Dichtkunst wandte; ein Beyspiel welches zur Nachfolge eine Verwandtschaft des Geistes

erfo-

erfoderte, die die Verbindung des Blutes nicht giebt, und die nicht leicht unter die Vorrechte der Geschlechter gerechnet wird.

Sein Anfang war glücklich, und **Timokrates** eines seiner ersten Trauerspiele, fand so vielen Beyfall, daß man es sechs Monate lang nach einander spielen mußte. Der König kam selbst hin um es zu sehen, und der Eifer einiger Freunde des Herrn **Corneille** gieng so weit, daß sie ihm riethen, er sollte dabey stehen bleiben; als ob sie geglaubet hätten, es könne seinem erlangten Ruhme nichts hinzugefügt werden, oder man würde zuviel wagen denselben durch neue Proben aufs Spiel zu setzen. Allein, **Laodicäa, Cammа, Darius, Hannibal** und **Stilikon**, die er nachgehends verfertigte, fanden nicht mindern Beyfall als **Timokrates**, und dieß war unfehlbar billig; indem Herr **Peter Corneille** selbst gestand, daß er selbige gemacht zu haben wünschte. Es war damals nur Herr **Corneille** von dem wir reden, im Stande, sich den Neid seines Bruders zuzuziehen, und vieleicht war außer diesem Bruder niemand so großmüthig solches zu gestehen.

Von dieser erhabenen tragischen Schreibart schritt Herr **Corneille** zu solchen Characteren, die natürlicher, oder unsern Sitten gemäßer, obgleich allezeit heroisch, und dennoch auf der französischen Schaubühne noch niemals waren aufgeführet worden. **Ariane** und **der Graf Esser** waren nach dieser Art abgefaßt, und erhielten einen allgemeinen Beyfall; ja die Welt, welche man beschuldiget, daß sie so sehr veränderlich sey, ist gegen diese Stücke nach einer Untersuchung von dreyßig bis vierzig Jahren, noch nicht erkaltet. **Ariane** und der Graf **Esser** werden noch immer begehret, und gefallen, als ob sie noch die Anmuth der Neuigkeit hätten, ja man vergießt Thränen darinnen, als wenn sie noch den Vorzug besäßen einen zu übereilen.

Auch die lustige Schreibart gewann unter des Herrn **Corneille** Feder neue Annehmlichkeiten. Anfangs brachte

er

er eine Menge spanischer Stücke auf die Bühne, von denen man nicht glaubte, daß ihr Witz und Scharfsinn beybehalten werden könnte, wenn man sie von den Fehlern und denen ihnen eigenen Erdichtungen saubern wollte, die unsere Bühne nicht verträgt. Von dieser sinnreichen comischen aber übertriebenen Denkungsart, hat er sich in dem **Unbekannten**, und einigen andern Stücken, an die ungekünstelte, lehrreiche, und angenehme Schreibart zu halten gewußt, welche verursacht, daß sie das Jahrhundert, darinnen sie entstanden sind, schon fast überlebet haben.

Er übte sich auch noch in der singenden Dichtkunst, und wir haben drey Opern von ihm, die keinem von dergleichen Werken etwas nachgeben.

Des Herrn **Corneille** dramatische Werke, sind in einer Sammlung, nach ihrer Zeitordnung gedruckt. Zu **Paris**, in den **Provinzen** und in fremden **Ländern** hat man sie zu verschiedenen malen aufgelegt. Die pariſischen Ausgaben sind vom 1682, 1692 und 1706. Diese letztere und richtigste, ist auch die vollständigste; allein sie würde noch mehr enthalten, wenn Herr **Corneille** ihr alles das hätte beyfügen wollen, was er, wie man weis, unter andern Namen herausgegeben hat. Gleichwohl ist diese Sammlung überaus stark, und auch ein so langes Leben, als das seinige gewesen, scheint kaum hinlänglich dazu zu seyn. Vierzig theatralische Stücke haben zum wenigsten nur den kleinsten Theil seiner Zeit hingenommen, und was vieleicht noch glücklicher für ihn ist, so haben sie fast nur seine Jugendjahre beschäfftiget.

Die Uebersetzung einiger Bücher von **Ovids** Verwandelungen und Heldenbriefen, erwarb dem Herrn Corneille eben noch den übrigen Theil der poetischen Ehre, die er sich noch wünschen konnte, als er seinen vortrefflichen Bruder, den großen **Corneille** verlor: denn warum sollten wir ihn nicht so wohl als das gemeine Wesen, den **großen Corneille** nennen und zwar in dem Leben eines Bruders, der selbst die süße Gewohnheit hatte ihn so zu nennen?

Der

Der Tod eines Bruders, wenn er nicht zu frühzeitig ist, rühret die meisten Menschen nur wegen einer billigen Zurückdenkung auf sich selbst. Sie messen den Zwischenraum; sie rechnen die Augenblicke aus, die ihnen überbleiben, und diese Rechnung erschreckt sie: die Natur, welche ihre Schwachheiten niemals fahren läßt, aber wohl oft geschickt ist dieselben zu verdecken, setzt einen durch die Eigenliebe erregten Schmerz auf die Rechnung der Zärtlichkeit. Mit unsern zween Brüdern war es nicht so. Außer daß **Peter Corneille** zwanzig Jahre älter war, als sein Bruder, so war auch unter ihnen die ersinnlichste Einigkeit; eine Einigkeit, die sie zuweilen in den Augen ihrer Zeitverwandten mit einander verwechselt hat, und die Nachwelt um so viel mehr hintergehen wird, da sie mehrere und neue Ursachen haben wird, sich zu irren.

Eine gegenseitige Hochachtung, Neigungen und Arbeiten, die sich einander fast glichen, die Verbindungen des Glücks, ja selbst des ungefähren Zufalls, alles schien zu ihrer Vereinigung beygetragen zu haben. Wir wollen davon ein Beyspiel beyfügen, welches vieleicht sonderbar zu seyn scheinen wird. Sie hatten zwo Schwestern geheirathet, bey denen sich eben der Unterschied an Jahren befand, als bey ihnen. Sie hatten beyde Kinder, und in gleicher Anzahl. Sie machten nur ein Haus und nur eine Wirthschaft aus. Endlich hatten nach einem fünf und zwanzigjährigen Ehestande die Brüder noch nicht daran gedacht, die Güter ihrer Frauen zu theilen, die in der **Normandie** lagen, aus welcher sie, so wie die Männer, entsprossen waren, und diese Theilung ward auch nicht eher, als aus einer dringenden Nothwendigkeit, nach **Peters Corneille** Tode vorgenommen.

Die **französische Akademie**, welcher der Tod dieses großen Mannes eben so empfindlich war, glaubte dessen Verlust nicht besser ersetzen zu können, als durch die Wahl eines Bruders, der ihm theuer gewesen, und der auf seinen Spuren so rühmlich einhergieng. Er ward einhällig erwählet,

und diese Ehre, welche die Gleichheit beyder Brüder vollkommen zu machen scheint, war allein fähig, des Herrn Corneille Thränen zu hemmen. Man kann keine mehrere Erkenntlichkeit blicken lassen, noch dieselbe beredter ausdrücken, als er in derjenigen Rede that, die er den Tag seiner Aufnahme hielt. Allein was die Feyer dieses Tages noch besonders erhob, das war die Art, mit welcher Herr **Racine**, damaliger Director der Akademie, auf diese Anrede antwortete. Nachdem er die Art von Chaos beschrieben, darinnen die dramatische Dichtkunst sich befunden, als der ältere Herr **Corneille**, durch beständiges Widerstreben mit dem damaligen übeln Geschmacke, die gesunde Vernunft wieder auf die Bühne brachte, und sie auf derselben mit aller Pracht und allen Zierrathen aufführete, deren sie nur fähig war, sagt er, indem er das neue Mitglied anredete: **Sie hätten ihm, mein Herr, viel besser als ich, die billige Ehre erweisen können, die er verdient, wenn sie nicht besorget hätten, daß, indem sie das Lob eines Bruders verfertigen möchten, mit dem sie so viel Gleichheit haben, es scheinen möchte, sie wollten sich selbst loben.** Er setzt hinzu, daß eben diese glückselige Gleichheit ihm die Einhälligkeit der Stimmen erworben, **um seine Stelle zu bekleiden, und der Akademie zugleich mit dem Namen, eben denselben Geist, dieselbe poetische Entzückung, dieselbe Bescheidenheit und dieselben Tugenden, zu verschaffen.** Welch ein Gewicht hatten diese Worte nicht in des Herrn **Racine** Munde? denn er redete von seinen Nacheiferern.

Damals nahm sich Herr **Corneille** bey seinen Arbeiten den allgemeinen Nutzen zum Augenmerke. Er unternahm eine neue Ausgabe der Anmerkungen des **Vaugelas**, mit Noten, die den Verstand jedes Artickels erleichtern, und die in der Sprache, seit der Verfertigung dieser Anmerkungen, vorgefallenen Veränderungen erklären sollten. Dieß Werk kam zu Anfange des 1687sten Jahres in zween Duo-

dez-

bezbänden heraus, und Herr **Corneille**, welcher bis dahin vieleicht nur für einen Dichter war gehalten worden, ward bald als ein trefflicher Sprachkundiger erkannt. Insonderheit bewunderte man, wie doch ein Mann, der sich sein Lebenlang mit prächtigen und zeitkürzenden Materien beschäfftiget und selbige allemal mit einer Fertigkeit abgehandelt hatte, die der hauptsächlichste Character seines Geistes war, sich miteinst und mit so vieler Richtigkeit, in die verdrießliche Beschreibung der Partickeln und Wortfügungen eingelassen hätte, die man einigermaßen die Anatomie einer Sprache nennen kann.

Das gute Glück bey diesem Unternehmen leitete ihn noch auf was grösseres. Die **französische Akademie** ließ ihr Wörterbuch drucken, in welchem sie nicht für nöthig erachtet die Kunstwörter einzuschalten, welche, ob sie gleich unbekannter sind, als die gemeinen Wörter einer Sprache, in der That eine Untersuchung erforderten, die der Akademie ihre Sache nicht war. Herr **Corneille** übernahm also ein besonderes Wörterbuch davon in Gestalt eines Anhanges zu verfertigen, und arbeitete so ämsig daran, daß es 1694 zu gleicher Zeit mit der Akademie Wörterbuche herauskam, ungeachtet es ebenfalls in zween Foliobänden bestand. Die Welt hat beyde Werke mit gleicher Erkenntlichkeit aufgenommen, und da sie immer neben einander gestellet werden, so erkläret man sich genugsam für den Herrn **Corneille**, ohne daß wir etwas mehrers davon sagen dörfen.

Drey Jahre drauf, nämlich 1697, stellte er eine Uebersetzung in Versen von funfzehn Büchern der **Verwandlungen** ans Licht, davon er ehemals nur die sechs ersten herausgegeben. Von allen Werken, die wir von alten Dichtern noch übrig haben, ist keines, das von verschiedenerer Materie wäre, und dessen Nutzen allgemeiner erkannt würde. Es haben sich auch fast alle Völker bestrebet, selbige zu übersetzen: die Griechen selbst haben es einer Uebersetzung in ihre

Sprache gewürdiget. Allein Ovidius, der sich gern bey solchen Stellen der Fabel aufhält, die der Dichtkunst nur liebliche Bilder darbiethen, fähret über viele Umstände obenhin, welche zu seiner Zeit vieleicht niemanden unbekannt waren; die aber heute zu Tage sehr wenigen bekannt sind. Herr **Corneille** half diesem Mangel durch die sinnreicheste Auslegung von der Welt aus. In dergleichen Stellen hat er einige Verse über die Zahl eingeschaltet, die der Fabel ein neues Licht ertheilen, indem sie den Sinn so gut fortsetzen, daß man sie mit Mühe für Zusätze erkennet. Dieß ist der erste Vortheil; und der andre ist folgender: Diese Verse sind mit anderer Schrift gedruckt, und man kann sie überhüpfen, ohne die natürliche Verbindung des Vorhergehenden und Nachfolgenden, zu stören. Es sind also Noten für diejenigen da, die selbige nöthig haben; für die andern ist es eine bloße Uebersetzung, und für beyde ein besonderes Vergnügen.

Als es dem Könige gefiel die **Akademie der Aufschriften** durch eine neue Einrichtung zu vermehren, so ward Herr **Corneille** zu einem der nützlichsten und eifrigsten Mitglieder erwählet, und er war es auch in der That. Sein obgleich schon hohes Alter, hinderte ihn nicht den Versammlungen sehr ordentlich beyzuwohnen. Bald darauf verlor er das Gesicht; allein dieser verdrießliche Umstand verminderte seine Aemsigkeit nicht. Als endlich noch mehrere Gebrechen auf den Verlust des Gesichts folgten, so entließ man ihn der akademischen Arbeiten, deren Aufnahme, das Recht zu stimmen, und alle andere Vorzüge, ihm unter dem Titel eines **Veralteten**, gelassen wurden.

So blind und unter der Last des Alters ermüdet, als Herr **Corneille** auch war, so unterließ er doch nicht, dem gemeinen Besten zu gut, sich noch glücklich zu bestreben. Er theilte der Welt zuvörderst der **französischen Akademie** Anmerkungen über den **Vaugelas** mit, welche er sorgfältig gesam-

gesammelt hatte. Darauf gab er sein großes geographisches Wörterbuch unter die Presse, womit er sich funfzehn Jahre beschäfftiget hat, und welches nur ein Jahr vor seinem Tode fertig ward. Diese Sammlung in drey Folianten, ist die weitläuftigste, so wir in dieser Art haben. Es sind darinnen nicht nur unendlich viel Artickel enthalten, die man in andern Wörterbüchern vergeblich suchen würde; sondern man findet auch in den gewöhnlichen Artickeln, Umstände und besondere Dinge, dadurch sie viel weitläuftiger und merkwürdiger werden. Er selbst besserte alle Probebogen aus; zu dem Ende hatte er sich einen Leser abgerichtet, dessen Aussprache er sich so geläufig gemacht, daß, wenn er ihn nur lesen hörete, er sehr richtig die Fehler gewahr ward, die sich in die Punctuation oder Rechtschreibung eingeschlichen hatten.

Sobald der Druck dieses Werks fertig war, begab sich Herr **Corneille** nach **Andely**, einer kleinen Stadt in der **Normandie**, allwo er sein Vermögen hatte. Er starb daselbst den 8ten oder 9ten **December** im 84sten Jahre, dritten Monate und einigen Tagen.

Er hatte in seinem ganzen Leben, wenn man die fünf oder sechs letzten ausnimmt, einer ununterbrochenen dauerhaften Gesundheit genossen, trotz seiner beständigen ämsigen Arbeit. Es ist aber auch wahr, daß niemanden die Arbeit leichter werden konnte. Man sagt, daß **Ariane**, sein liebstes Trauerspiel, ihm nur siebenzehn Tage gekostet, und er zu einigen andern nur zwey und zwanzig gebrauchet habe. Sein Umgang war ungezwungen, seine Ausdrücke waren lebhaft und ungekünstelt, und dieß machte seine Gespräche leicht, sie mochten handeln wovon sie wollten. Er hatte eine wundernswürdige Höflichkeit bis in die letzten Zeiten beybehalten, da ihn das Alter dem Scheine nach einer großen Achtsamkeit hätte erlassen sollen; und mit dieser Höflichkeit verband er ein zärtliches Herz, das sich gern denen ergab, an denen er einen gleichen Character merkte.

Er war voll von den Wahrheiten der Religion, und erfüllete deren Pflichten aufs genaueste, aber ohne Zwang. Er war wahrhaftig bescheiden, und hatte sich nie die günstigen Gelegenheiten zu Nutze machen wollen, sich dem Hofe oder den Großen zu zeigen. Er war allezeit eifrig fremde Verdienste zu loben; oft aber hat man ihn sich dem Lobe entziehen sehen, was seine Vorzüge ihm zuzogen. Vor allen Dingen liebte er ein ruhiges Leben, es mochte so verborgen seyn als es wollte; und übrigens war er wohlthätig, großmüthig, und auch bey dem mittelmäßigsten Glücke freygebig. Alle die ihn gekannt haben, bedauren ihn so, als ob der Tod

ihn in der Blüthe seiner Jahre entrissen hätte:

denn die Tugend altert

nicht.

E N D E.

Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottsched, Johann Christoph, 1700-1766 / Gottsched, Johann Christoph, / Gottsched, Luise Adelgunde Victorie,

Geschichte der Königlichen Akademie der Schönen Wissenschaften zu Paris darinnen zugleich unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künsten, gelehrten Sprachen und Alterthümern, enthalten sind. Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: Erster Theil

Leipzig 1749

Acad. 84-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10534904-2
VD18 8046873